Lucius Junius Moderatus
Columella

Zwölf Bücher
von der
Landwirthſchaft

ins Deutſche überſetzt,
und mit
nöthigen Anmerkungen
verſehen,
von

Michael Conrad Curtius,
Profeſſor zu Marburg.

Hamburg und Bremen, 1769.
Bey Johann Hinrich Cramer.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

P. F. Auist

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem

Hochgebornen Herrn,

Herrn

Burchard Chriſtian

Freyherrn von Behr,

Seiner Königlichen Majeſtät von Großbritannien wirklichem Geheimenrath und Staatsminiſter,

Staatsſecretair der Churbraunſchweigiſchen Angelegenheiten,

Erbherrn zu Stelchte,

Meinem gnädigen Herrn.

Dem

Hochwürdigen

Hochgebornen Herrn,

Herrn

Levin Friederich

Freyherrn von

Mahrenholz,

Landſchaftsdirector des Herzogthums Lüneburg,

Herrn vom Hauſe und Kloſter St. Michaelis in Lüneburg, und Oberaufſeher der Ritterakademie,

Seiner Königlichen Majeſtät von Großbritannien Oberſtallmeiſter und Cämmerer,

Erbherrn zu Diekhorſt ꝛc.

Meinem gnädigen Herrn.

Hochgeborne Freyherren,

Gnädige Herren!

Ein brennender Eifer für die Glückſeligkeit der Menſchen; durch Vernunft geleitete Liebe des Vaterlandes; gründliche Kenntniß der beſten Mittel, wodurch ein Volk blühend gemacht werden kann, ein feſter Vorſatz, ſeine Kräfte ganz dem Wohl des Staats zu heiligen, jeden andern Reiz ſeinen Pflichten aufzuopfern, und nur darin ſeine Ehre zu ſuchen, wenn man nützlich ſeyn kann; dieſes ſind die Eigenſchaften eines edeldenkenden und patriotiſchen Staatsmannes: wer erkennet aber auch nicht in dieſen Zügen das Bild

und den erhabenen Charakter Eurer Excellenzien?

Jedoch glänzende und große Verdienſte ſind auch über die Reizungen des Lobes erhoben: ihre ſchätzbarſte Belohnung iſt das innere Zeugniß des Herzens, daß das Glück des Landes die Abſicht und der Preis ihrer Bemühungen iſt. Ich darf daher nichts weiter zu ihrem Lobe hinzufügen. Ich empfinde eine gewiſſe Ahndung, die für das Heil der Menſchen wachſame Vorſehung werde Eurer Excellenzien ruhmwürdige Bemühungen ſegnen; durch Ihr groſſes Beyſpiel und Aufmunterung werde jeder Bürger des Staats, vom Gefühl ſeiner Pflichten durchdrungen, das gemeine Beſte zur Abſicht ſeiner Handlung machen; unſere Städte werden Sitze der Emſigkeit und des Ueberfluſſes; unſere zum Theil wüſte und unbebauete Fluren werden Quellen des Segens

wer=

werden: und ſo wird die dankbare Nachwelt Eurer Excellenzien erhabene Namen niemals ohne die lebhafteſten Empfindungen der Verehrung und Erkenntlichkeit nennen.

Bey dem preiswürdigen Endzweck Eurer Excellenzien, die Glückſeligkeit der Chur-Braunſchweigiſchen Länder zu erhöhen, ſind Sie von dem unleugbaren Einfluß der Landwirthſchaft in das Wohl der Staaten überzeugt, und Ihr Lieblingsgeſchäft iſt die Befördrung derſelben, wovon die unter Eurer Excellenzien Schutz und Beyſtande blühende Landwirthſchaftsgeſellſchaft den deutlichſten Beweis giebt. Der Römiſche Schriftſteller, welchen ich hier überſetzt liefere, hat Vorſchläge und Erfahrungen, welche auf die Erreichung dieſes Endzwecks abzielen. Eure Excellenzien erſuche ich daher ehrerbietigſt um Erlaubniß, Ihre erlauchte Namen meiner Ueberſetzung

 vor=

vorzuſetzen, und ihr dadurch einen gröſſern Werth zu geben. Bin ich ſo glücklich, daß Eure Excellenzien meine Arbeit Ihres Beyfalls nicht unwürdig halten, ſo iſt mein Ehrgeiz befriediget, und ich habe meine vornehmſte Abſicht erreicht.

Ich erſterbe mit den Geſinnungen der reinſten Ehrfurcht,

Hochgeborne Freyherren,

Gnädige Herren,

Eurer Excellenzien

unterthäniger Knecht

Michael Conrad Curtius.

Vor=

Vorrede.

Die meiſten Wiſſenſchaften haben bey uns Deutſchen einen periodiſchen Werth. Durch eine ſtillſchweigende Uebereinſtimmung erklärt die Nation eine Gattung der Gelehrſamkeit für die hauptſächlichſte: von dem Augenblick an ſind tauſend Federn der Schriftſteller nur ihr gewidmet, und alle übrige Kenntniß gerathen in eine Art von Verachtung oder Vergeſſenheit. Hat ſich dieſe Lieblingswiſſenſchaft etwa dreißig Jahr auf dem Thron erhalten, ſo fängt der allgemeine Beyfall an zu fallen, und eine andere Wiſſenſchaft zieht die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Kritik, Kenntniß der Alterthümer, gelehrte Hiſtorie, Logik und Metaphyſik, Mathematiſche und Oekonomiſche Wiſſenſchaften ſind ſo auf einander gefolgt. Die Oekonomie ſcheint noch itzt den vornehmſten Platz zu behaupten, und man kann ihrer Herrſchaft eine längere Dauer verſprechen, da ſie einen kräftigen Einfluß in den Wohlſtand einzelner Familien und den Flor und die Macht des ganzen Staats überhaupt hat.

Man hat dieſer Wiſſenſchaft daher auf verſchiedenen Academien öffentliche Lehrſtühle errichtet. Fürſten und Patrioten haben zur Ausbreitung derſelben Geſellſchaften geſtiftet, deren preiswürdige Bemühungen in der Folge der Zeit ohne Zweifel viel Licht über das bisher noch Dunkle und Ungewiſſe der Landwirthſchaft verbreiten werden. Die Königliche Großbritanniſche und Churfürſtlich Braunſchweig Lüneburgiſche Landwirthſchaftsgeſellſchaft hat hiemit ſchon einen rühmlichen Anfang gemacht, und man kann die gegründete Hoffnung ſchöpfen, daß die Einſichten und Erfahrungen der Geſellſchaft die Wiſſenſchaft des Landbaues auf gewiſſe und untrügliche Grundſätze bringen, und ſowol den hieſigen Landen, als dem menſchlichen Geſchlechte überhaupt, die wichtigſten Vortheile verſchaffen werden.

Dieſe erlauchte Geſellſchaft hat mir die Ehre erwieſen, mich zum Mitgliede aufzunehmen. Meine Umſtände erlauben mir nicht, meine Zeit dem practiſchen Feldbau zu widmen, oder, den Vorſchriften der Geſellſchaft gemäß, Verſuche im Groſſen anzuſtellen. Um aber doch kein ganz unnützes

nützes Mitglied zu ſeyn, liefere ich die noch itzt brauchbaren Bücher des Columella von der Landwirthſchaft in einer deutſchen Ueberſetzung.

Dieſer Schriftſteller lebte im erſten Jahrhundert nach der Geburt des Erlöſers. Er war von Cadix in Spanien gebürtig, hatte aber Landgüter in Italien, auf welchen er gelebt zu haben ſcheint. Mehre Umſtände von ſeinem Leben weiß man nicht. Seine in zierlichem Latein geſchriebenen Bücher ſind oft herausggeben worden. Die beſte Ausgabe iſt die Gesneriſche, in welcher dieſer große Kunſtrichter den Text mit vieler Scharfſicht berichtiget, und mit gelehrten Anmerkungen erläutert hat, wobey er ſich der Einſichten des berühmten Pontedera mit großem Nutzen bedient hat. Dieſe Ausgabe habe ich bey meiner Ueberſetzung zum Grunde geleget, und bey der bekannten Stärke des ſeligen Gesners in der Kritik habe ich für unnöthig gehalten, mich bey den verſchiedenen Leſearten aufzuhalten, ſondern berufe mich hier ein für allemal auf die Gesneriſchen Anmerkungen.

Man hat verſchiedene Ueberſetzungen des Columella. Petrus Laurus von Mo-

Modena gab ihn in Italiäniſcher Sprache heraus. Einem Pariſiſchen Domherrn **Claude Cotereau** hat man eine Franzöſiſche Ueberſetzung zu danken, welche **Jean Thierry** von Beauvais nachher verbeſſerte. Vor etwa zwanzig Jahren kam eine Engliſche Ueberſetzung dieſes Schriftſtellers heraus, deren Verfaſſer nicht bekannt iſt. In Deutſchland iſt des **Columella** Ackerwerk durch **Michael Herren** verdeutſcht ans Licht getreten. Im Jahr 1612 gab aber Theodorus Majus eine neue Ueberſetzung davon heraus, weil ihm die Arbeit ſeines Vorgängers ſchlecht und dunkel ſchien. Doch Männer von Einſicht fällen von der Majiſchen Arbeit kein vortheilhaftes Urtheil. Ich habe daher eine neue Ueberſetzung dieſes Schriftſters nicht für überflüßig gehalten.

Die vielen Ueberſetzungen dieſes Lehrers der Landwirthſchaft können zwar nicht für zureichende Beweiſe ſeines innern Werths angeſehen werden: ſie zeugen doch aber von dem Beyfalle den dieſes Werk bey verſchiedenen Nationen gefunden hat. Ich will mich nicht aufhalten, die innere Güte der Werke des **Columella** weitläuftig

zu

zu zeigen: vielleicht würde man mich für partheyiſch halten: ein Ueberſetzer iſt es gemeiniglich für den Schriftſteller, welchen er überſetzt. Ich bemerke nur, daß viele Beobachtungen und Vorſchläge, welche einige neuere Oekonomiſche Schriften uns als neue Wahrheiten anpreiſen, ſich ſchon im Columella finden. Ein Vorzug des Columella vor vielen andern Büchern dieſer Art beſtehet darin, daß er ein vollſtändiges Gebäude der Landwirthſchaft aufgeführt hat, da hingegen die meiſten neueren Schriften ſich nur mit einigen Theilen derſelben beſchäftigen, und uns in der That noch ein Buch fehlt, welches die ganze Landwirthſchaft in ihrem ganzen Umfange, nach allen ihren Theilen, in einer bündigen Kürze vorträgt, und zum vollſtändigen Unterricht künftiger Landwirthe kann gebraucht werden. Da aber des Columella Vorſchläge ſich natürlicher Weiſe ſehr oft auf das warme Italieniſche Clima beziehen, und ohne einige Abänderung in Deutſchland keine durchgängige Anwendung finden können, ſo glaube ich, daß ein Schriftſteller ſich um das gemeine Beſte verdient machen würde, der ſich die Mühe geben

wollte, einen Auszug aus dem zu machen, was im Columella für unſere Zeiten und die verſchiedenen Gegenden Deutſchlands brauchbar iſt: er müßte aber die neueren Erfahrungen hinzuſetzen, und einen kurzen aber fruchtbaren und vollſtändigen Grundriß der Landwirthſchaft, ſo wie ſie in Deutſchland überhaupt, und nicht bloß in einigen Provinzen dieſes Reichs, getrieben wird, liefern.

Man würde ſich nicht an die Ordnung des Columella zu binden haben, ſondern nach meinem Begriff konnten die Materien eines ſolchen Grundriſſes unmaaßgeblich folgendermaßen geordnet werden.

Von der Landwirthſchaft.

I. Die Hiſtorie der Landwirthſchaft
- in ältern Zeiten,
  - in Orient,
  - in Griechenland,
  - bey den Römern.
- in neueren Zeiten,
  - bey den Engelländern,
  - bey den Franzoſen,
  - bey den Deutſchen,
  - bey andern Völkern.

II. Der

II. Der Ackerbau.

1) Der Acker an ſich ſelbſt, und deſſen Beſchaffenheit,

α) in Anſehung der Erde und ihrer Natur.

a) einfache Erde,
ſchwarze Erde,
Leimerde,
Thon,
Sand,
ſteinigte Erde,
Kalk, Kies, Kreide,
Ortſtein, Zinder ꝛc.

b) vermiſchte Erde,
ſchwarz Erdreich mit Thon,
ſchwarz Erdreich mit Leim,
ſchwarz Erdreich mit Sand,
Leim mit Thon,
Leim mit Sand,
Sand mit Thon ꝛc.

c) Anweiſung, die Beſchaffenheit der Erde zu kennen.

β) in Anſehung der Lage,

a) in Betrachtung der Himmelsgegend.

b) ob das Land bergicht, oder waldig, oder in einem Thale.

c) in Anſehung des Waſſers und Windes.

γ) von

γ) von ſonſtigen Einrichtungen des Feldes,
- a) Von Brachländereyen, wo zugleich von den neueren Methoden, den Acker ohne Brache zu beſtellen, gehandelt wird.
- b) Von der Eintheilung des Landes in Schläge.
- c) Von Befriedigungen.
  Gräben, Zäune, Hecken.

2) Ackerarbeiten,

α) Von Beſtellung des Ackers vor der Saat,
- a) Von der Artbarmachung des Landes,
  - Holziges Feld,
  - Sumpfland und Mohr,
  - Sand ꝛc.
- b) Von der Arbeit des Pflügens,
  - vom Bau des Pfluges und den verſchiedenen Gattungen deſſelben.
  - von der Zeit des Pflügens.
  - vom Pflügen an ſich ſelbſt,
    - ſeicht.
    - tief, wo von der todten Erde, und der Kretſchmarſchen Pflugart gehandelt wird.
    - ſchmal.
    - zuſammen und von einander.

wie

wie oft man pflügen müſſe.
andere Arbeiten bey dem Pflügen,
Zerſchlagung der Erdſchollen,
Abſuchung der Steine.
Das Nacheggen.

c) Vom Hacken und den Vorzügen dieſer Feldarbeit.
Unterſuchung, ob es vortheilhafter, den Acker mit Ochſen oder Pferden zu beſtellen.

d) Vom Wühlen und Regolen.

e) Vom Dünger,
Verſchiedene Düngerarten.
(Siehe die 88ſte Anmerkung.)
Art den Dünger zu machen und zu vermehren.
Anlegung der Miſtſtäten.
Wenn man den Miſt auf das Feld bringen müſſe.
Wie viel man düngen müſſe.
Vom Hürdenſchlage.

β) Vom Säen.

a) Von der Beſchaffenheit des Saamens,
reif, vollkommen, rein.

b) Von der Zubereitung und Einweichung des Saamens.

c) Von dem Säen ſelbſt,
wie viel man ſäet,
wie tief.

)( )(von

von der Tulliſchen und Duhamel-
ſchen Art den Acker zu beſtellen,
und vom Säepfluge.

d) Von der Zeit des Säens.

e) Von der Unterackerung und Ein-
eggung des Saamens.

γ) Von den Arbeiten nach der Saat,

a) Jäten.

b) Auflockern,
durch die Egge.
durch das Hacken, wo von dem
ſogenannten Cultivator oder
Pferdehacke gehandelt wird.

δ) Von der Erndte.

a) Von der Zeit der Erndte.

b) Vom Mähen,
mit der Sichel,
mit der Senſe.

c) Vom Binden und Hocken.

d) Vom Einfahren, wo zugleich von
den Scheunen gehandelt wird.

ε) Arbeiten nach der Erndte,

a) Dreſchen.

b) Reinmachen.

c) Aufbewahrung des Korns, da
zugleich von Beſchaffenheit der
Kornbehältniſſe gehandelt wird.

3) Von

3) Von den verſchiedenen Arten des Korns und der Feldgewächſe.

α) Kornarten,

a) Weitzen,

Eintheilung in Sommer- und Winterweizen.

Was bey dem Säen, Wachsthum und Erndte deſſelben zu beobachten, wo auch vom Schrepfen des Weitzen gehandelt wird.

Schädliche Zufälle des Weitzen, als Brand und Ruß, und Mittel dagegen.

b) Rocken,

Vom Sommer- und Winterrocken.

Von der Beſtellung deſſelben.

Von Roſt, Mütterkörnern ꝛc.

c) Gerſte,

Von Sommer- Winter- und Reißgerſte.

Von Beſtellung derſelben ꝛc.

d) Dinkel oder Spelt,

Von den Dinkelarten.

Von Beſtellung derſelben.

e) Egyptiſches Korn.

f) Staudekorn.

g) Haber, wo zugleich von der angeblichen Verwandlung des Habers in Weitzen oder Rocken gehandelt wird.

h) Türkiſches Korn.
i) Buchweitzen.

β) Hülſenfrüchte,
a) Erbſen. d) Kichern.
b) Linſen. e) Sommerrebſamen.
c) Wicken. f) Bohnen ꝛc.

γ) Gewächſe, die in der Erde wachſen,
a) Rüben.
b) Wurzeln oder Möhren.
c) Kartoffeln.

δ) Speceteyfrüchte,
a) Anies.
b) Mohn. d) Saffflor.
c) Safran. e) Coriander ꝛc.

ε) Andere Gewächſe, welche man auf dem Felde bauet,
a) Leinſaamen.
b) Hanf. d) Farberröthe.
c) Toback. e) Waid ꝛc.

4) Von den Feinden des Korns,
α) Verſchiedene Arten von Unkraut, und wie ſolches auszurotten oder zu nutzen.
β) Schädliche Zufälle der Früchte, als Mehlthau ꝛc.
γ) Schädliche Thiere, die dem Korn in der Erde und auf dem Korn-boden

boden nachtheilig ſind, und Mittel dagegen.

III. Der Gartenbau.

1) Von Verwahrung des Gartens,
Mauren, bretterne Wände, Stackete, Zäune, lebendige Hecken, Graben, Erdwände.

2) Von Anlegung des Gartens,
A) in Betrachtung ſeiner Lage,
hoch oder niedrig,
naß oder trocken,
kalt oder warm.
B) in Anſehung des Endzwecks,
a) Zur Luſt,
Blumengärten,
von Blumengewächſen,
die den Winter über dauren,
die alle Jahr müſſen geſäet werden,
ausländiſche Gewächſe.
von Gewächshäuſern, Glasfenſtern, Treibhäuſern.
Ausſchmückungen der Gärten,
Eremitagen, Grotten, Vogelhäuſer, Luſthäuſer, bedeckte Gänge, Parterre, Terraſſen, Theater, Eſpaliers, Labyrinthe, Pyramiden, Obelisken, Portale, Statuen, Boulingrins, Vaſen, Fontainen, ꝛc.

b) Zum Nutzen.
Küchengarten.
Einrichtung derſelben,
in Betrachtung der Lage, und in Rückſicht auf Sonne und Waſſer.
Beſchaffenheit der Wege und Beete.
Abwechſelung der Früchte auf den Beeten.
Arbeiten im Küchengarten.
Graben; Düngen, wo von den Miſtbeeten gehandelt wird.
Säen, Verpflanzen, Begieſſen,
Jäten, Vertilgung ſchädlicher Thiere, als Maulwürfe, Hamſter ꝛc.
Saamen aufnehmen.

Küchengewächſe,
Kohlgewächſe,
weiſſer Kopfkohl, rother Kohl, Savoyer Kohl, Wirſing Blumenkohl, Kohlrabi, Spargelkohl, krauſer Kohl, grüner Kohl, Mangold ꝛc.
Wurzelgewächſe,
Paſtinak, rothe Rüben, Möhren, weiſſe Rüben, Peterſilien, Endivien, Rettig, Redies ꝛc.
Zwiebelgewächſe,
Zwiebeln an ſich, Lauch, Schnitlauch, Knoblauch, Schalotten ꝛc.

Knollichte Erdgewächſe,
Sellerie, Erdapfel, Artoffeln ꝛc.
Andere Küchengewächſe und Kräuter,
Spargel, Artiſchocken, Gurken, Melonen, Angurien, Bohnen, Erbſen, Salat, Spinat, Sauerampfer ꝛc.
Sonſtige Gewächſe, welche man in Gärten bauet.
Hopfen.

Baumgarten.
Lage des Gartens.
Gartenarbeiten.
Düngen.
Baumpflanzen, wo von den Baumſchulen gehandelt wird.
Verſetzung der Bäume.
Andere Gartenarbeiten,
Pfropfen,
in die Rinde,
in die Spalte,
in die Kerbe.
Oculiren.
Abſaugen.
Einlegung der Blätter in die Erde, und dadurch bewirkte Fortpflanzung.
Vom Räumen, Ausputzen und Beſchneiden.
Von Baumkrankheiten und Mitteln dagegen.

Arten der Bäume in einem Baumgarten.
Kernobſt,
Aepfel, Birnen ꝛc.
Steinobſt,
Nüſſe, Pfirſchen,
Pflaumen, Kirſchen ꝛc.
Staudengewächſe.
Johannisbeeren, Stachelbeeren, Hindbeeren ꝛc.
Andere Bäume.
Caſtanien, Maulbeeren ꝛc.

IV. Der Weinbau.

1) Lage eines Weinberges und deſſen Grund und Boden.

2) Anlegung eines Weinberges,
durch Fächſer.
durch Schnittlinge.

3) Wartung des Weinſtocks.
Düngen, Wäſſern, Beſchneiden, Räumen, Pfählestecken, Heften, Hacken, Krauten, Decken.

4) Die Weinleſe.

V. Der Wieſenbau.

1) Grund und Boden.
A) Näſſe und Trockenheit.
B) Die daſelbſt wachſenden Kräuter.

2) Die

2) Die Wartung der Wieſen.

A) Verbeſſerung der natürlichen Fehler.

a) Bewäſſerung trockner Oerter.

b) Ablaſſung des Waſſers bey gar zu naſſen Orten.

c) Niedrige Oerter werden mit Erde überfahren, hohe allzutrockene Stellen werden abgebracht.

d) Ausrottung des Moos̈es, der Queken ꝛc.

B) Vermehrung des Wachsthums des Graſes.

a) Durch Grabenziehen.

b) Durch Düngung, wo zugleich von Viehtrieb auf Wieſen gehandelt wird.

3) Von Anlegung künſtlicher Wieſen.

4) Von den vornehmſten Futterkräutern,

Klee, Luzerne,
Eſparcette, Sperk,
Habergras, Gras,
andere Kräuter ꝛc.

VI. Die Viehzucht.

1) Von Pferden.

A) Beſchaffenheit der Pferde und ihre Eintheilung in Hengſte, Stuten, Wallachen.

B) Von Stutereyen.

C) Von Pferdeſtällen und Futter.

D) Pferde Krankheiten, und Mittel dagegen.

E) Von Eſeln.

F) Von Mauleſeln.

2) Von Rindvieh.

A) Von Stieren.

B) Von Ochſen.

C) Von Kühen und Kälbern.

D) Von Milch, Butter und Käſe, und von Holländereyen.

E) Von der Stallfutterung.

F) Von den Krankheiten des Rindviehes, und den Mitteln dagegen.

3) Von Schafen und Ziegen.

A) Von Schafen,

a) von Böcken, Schafen, Hammeln und Lämmern.

b) von Milch, Butter, Käſe und Wolle.

B) Von Ziegen.

4) Von

4) Von Schweinen.
5) Vom Federvieh,
A) Hüner.
B) Gänſe.
C) Enten.
D) Puter.
E) Tauben ꝛc.

VII. Von der Bienenzucht.
1) Eintheilung der Bienen,
A) in Königinnen.
B) in Werkbienen.
C) in Drohnen.
2) Anlegung des ſogenannten Immenzauns.
A) Beſchaffenheit der Gegend.
B) Geſtalt und Materie der Körbe, wo von der neuen Engliſchen Art der Bienenkörbe gehandelt wird.
C) Verwahrung der Bienen gegen Kälte ꝛc.
3) Beſchäftigungen der Bienen,
A) Eintragung des Wachſes und Honigs.
B) Bau in den Körben.
C) Einſetzung der Eyer und Ausbringung der Brut.
D) Das Schwärmen.

4) Ver-

4) Verrichtungen des Bienenwärters.
A) Wartung der Bienen überhaupt.
B) Das Einkörben der Schwärme.
C) Bemühung, die Bienen gegen Raubbienen zu ſchützen.
D) Vom Verfahren der Bienen.
E) Von der Futterung der Bienen.
F) Vom Ausſchneiden des Honigs, und Abſtoſſen der Bienen.

5) Nutzungen der Bienen für die Landwirhſchaft.
a) Honig,
verſchiedene Gattungen des Honigs.
Art ihn zu machen.
Zubereitung des Meets.
b) Wachs.
c) Verkauf der Bienenſtöcke.

VIII. Von der Holzung.

1) Von Anlegung eines Gehölzes und von Holzkämpen.

2) Von der Wartung des Holzes, wo zugleich vom Viehtrieb in die Wälder gehandelt wird.

3) Von

3) Von den verſchiedenen Gattungen der Bäume,
a) Eichen. b) Büchen.
c) Tannen, Fichten, Fuhren.
d) Eſchen. e) Birken.
f) Ulmen. g) Linden.
h) wilde Caſtanien.
i) Lerchenbäume. k) Weiden.
l) Pappeln. m) Ellern ꝛc.

4) Vom Hau des Holzes.
a) Zu Bauholz.
b) Zu Nutzholz.
c) Zu Brennholz.
d) Zur Verkohlung.
e) Vom Pechhauen und Kienruß.
f) Vom Rindenſchälen.

5) Von der Jagd.

IX. Von der Fiſcherey.
1) Von Anlegung eines Fiſchteichs.
2) Von Beſetzung deſſelben.
3) Von den verſchiedenen Gattungen der Fiſche.
4) Von der Fiſcherey in Seen, Flüſſen, Teichen, und unter dem Eiſe.

X. Von verſchiedenen landwirthſchaftlichen Verrichtungen,

welche

welche die Veredelung der Produkten zur Abſicht haben.

1) Von der Brauerey.

a) Vom Brauhauſe.

b) Vom Bierbrauen.

c) Vom Broyhan.

d) Vom Eßig.

2) Von der Branntweinsbrennerey.

a) Von dem Brennhauſe und andern Geräthſchaften.

b) Vom Branntwein und deſſen Gattungen.

c) Von andern gebrannten Waſſern.

d) Von den Krügen.

3) Von Verfertigung des Aepfel- oder Birnmoſtes.

4) Vom Mahlen und Brodbacken.

a) Von Waſſermühlen.

b) Von Windmühlen.

c) Von Oelmühlen.

d) Von der Beckerey,

e) Von Verfertigung der Graupen, der Stärke und des Haarpuders ꝛc.

XI. Von

XI. Von verſchiedenen landwirthſchaftlichen Verrichtungen, welche die Führung und Ordnung des Haushalts zur Abſicht haben.

1) Von den Arbeitern,
   a) gemiethetes Geſinde.
   b) Frohndienſte.
   c) Tagelöhner.

2) Von Führung der Rechnungen.

3) Von Haus- und Lagerbüchern.

Man ſiehet leicht, daß dieſer ungefehre Entwurf nicht ganz vollſtändig iſt: doch glaube ich, daß die wichtigſten Materien von mir nicht übergangen ſind. Vielleicht läßt ſich ein Mann, der theoretiſche Kenntniß der Oeconomie mit der Erfahrung verbindet, dadurch bewegen, dieſen Plan zu verbeſſern und auszuführen: und ſo habe ich meine Abſicht erreicht.

Ich kehre nach einer ſo langen Ausſchweifung wieder zu meiner Ueberſetzung des Columella zurück.

Ich habe einige Stellen des **Columella** durch Anmerkungen erläutert. Meine Ueberſetzung iſt für keine Gelehrte beſtimmt: dieſe können meinen Schriftſteller in der Urſchrift leſen. Meine Anmerkungen ſind folglich nicht für ſie, ſondern ich habe nur die Stellen des **Columella** durch kurze Anmerkungen zu erklären und zu berichtigen geſucht, welche einem in den Schulwiſſenſchaften unerfahrnen Leſer würden dunkel geweſen ſeyn, oder welche mir irrig geſchienen haben.

Die Bücher, deren ich mich bedient habe, um viele nicht ſo ſehr bekannte Kräuter, Thiere ꝛc. deutſch zu geben, ſind vornehmlich **Millers** Gartenlexicon, **Friſchens** deutſches Wörterbuch, **Hieronymus Bocks** Kräuterbuch, das **Linnaeiſche** Naturſyſtem nach der Leipziger Ausgabe, und die Flora Francica.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Lucius Junius Moderatus Columella

von der

Landwirthſchaft.

Erſtes Buch.

Vorrede
an den Publius Silvinus.

Die Großen dieſes Staats pflegen bald über die Unfruchtbarkeit des Ackers, bald über die unbeſtändige Witterung zu klagen, welche nun ſchon ſeit geraumer Zeit den Früchten nachtheilig geweſen. Andere tragen eben dieſe Klagen gelinder vor, weil ſie glauben, der Boden ſey durch die allzugroße Fruchtbarkeit der vorigen Zeiten erſchöpfet, (1) und kraft-

(1) Die Klagen über die geſchwächten Kräfte der Erde ſind ſehr alt. Griechiſche und lateiniſche Dichter und Weltweiſe behaupteten, die Natur brächte zu ihrer Zeit nur kleine Körper, in Vergleichung mit den Geburten der Vorwelt, hervor. Die Stoiſche und Epikuriſche Secte ſchrieb dieſe angebliche Schwachheit der Natur ihrem zunehmenden Alter zu, welches ſie aus dem beſtändigen Verluſt eines Theils der Dünſte begreiflich zu machen ſuchten, von welchen, ihrer Meinung nach, Sonne, Mond und Sterne, ihre Nahrung erhielten. Dieſe Abnahme der Naturkräfte müßte nun nothwendig ſich eben ſo ſehr bey Hervorbringung der Gewächſe ſpüren laſſen. Ohne hier aus philo-

kraftlos, und könne den Menſchen nicht ſo reichliche Lebensmittel, als ehedem liefern.

Ich

philoſophiſchen Gründen, die Allgemeinheit des Satzes von Abnahme der Kräfte der Natur und Erde zu beſtimmen, will ich nur bemerken, daß die Erfahrung demſelben entgegen ſey. Die Menſchen erreichen itzt die Länge und Größe, welche ihre Vorfahren vor zwey oder mehr tauſend Jahren hatten, welches unter andern, die häufig gefundenen Mumien unwiderleglich beweiſen: die Gewächſe kommen itzt zu eben der Zeit zur Reife, in welcher ſolches in den älteſten Zeiten geſchahe. So ſetzt Plinius die Erndte in Egypten in den Mäy (Hiſt. nat. XVIII. 18.) und Theon in den April; und Granger, der 1731 in Egypten war, berichtet, (Reiſebeſchr. p. 322) das Getreide werde in Oberegypten im April, und in Niederegypten im Mäy geerndtet. In andern Ländern findet ſich ein gleiches, wenn man alte und neue Zeiten mit einander vergleicht.

Es iſt aber unleugbar, daß der Erdboden unfruchtbar werden könne, wenn der Fleiß der Menſchen aufhören würde, dem in ihm liegenden Keime zur Fruchtbarkeit aufzuhelfen. Eine zarte fettige Erde mit einer wäſſerigen Feuchtigkeit und einem Salz verbunden, macht die Fruchtbarkeit der Erde aus, (Kürbels Abh. von der Fruchtbarkeit der Erde im Hamburg. Magaz. 15. 435.) und theilt den Pflanzen den Nahrungsſaft mit, wodurch nothwendig die fruchtbaren Beſtandtheile der Erde verringert, und die Erde mit der Zeit unfruchtbar werden muß, wenn man ihr nicht durch den Dünger die ſalzigen Theile und fette Erde wieder zu geben ſucht.

Ich bin aber überzeugt, mein wehrter Silvin, daß alles dieſes weit von der Wahrheit entfernet iſt. Denn wie dürfte man glauben, daß die Zeugungskraft der Erde, welche der Schöpfer der Welt mit ewiger Fruchtbarkeit begabt hat, nun, gleichſam durch eine Krankheit, unfruchtbar geworden ſey: und kein Vernünftiger wird ſich überreden laſſen, die Erde ſey, ſo wie wir Menſchen, veraltet. Eine göttliche und ewige Jugend ward für dieſe gemeinſchaftliche Mutter aller Dinge beſtimmet, weil ſie alle Dinge gezeuget hat, und künftig zeugen wird. Eben ſo wenig leite ich die Unfruchtbarkeit unſerer Ländereyen von der ſchlechten Witterung, ſondern von unſeren eigenen Verſehen her, weil wir den Ackerbau der unvernünftigen Willkühr ungeſchickter Knechte überlaſſen, da es hingegen die vorzüglichſte Beſchäftigung unſerer weiſen Vorfahren war.

Dieſes Verfahren ſetzt mich in Verwunderung. Wer ſich der Beredſamkeit widmet, wählet ſich einen Redner zur Nachahmung; die Schüler der Meß- und Rechenkunſt halten ſich an einen Lehrer dieſer Wiſſenſchaften; wer die Muſik oder das Tanzen lernen will, bemühet ſich ſorgfältig um einen Tonkünſtler,

oder Tanzmeiſter; zu einem vorhabenden Bau, nimmt man Zimmerleute und Baumeiſter; zur Schiffahrt, ſucht man erfahrne Steuerleute; will man Krieg führen, ſo ziehet man Kriegsverſtändige an ſich; und um nicht alles durchzugehen, zu einer jeden Wiſſenſchaft ſucht man die geſchickteſte Anweiſung; zur Bildung des Herzens und Einflößung der Tugend, nimmt man einen Lehrer aus der Zahl der Weiſen: dem Ackerbau allein, welcher ſo genau mit der Weisheit verbunden iſt, fehlet es an Lernenden und Lehrern. Man hat Schulen für die Redner, Meßkünſtler, Tonkünſtler, ja ſo gar für die verächtlichſten Beſchäftigungen, die Speiſen ſchmackhaft zu würzen, eine Tafel verſchwenderiſch anzurichten, den Kopf und das Haar aufzuſchmücken, wie ich theils durch anderer Bericht, theils aus eigener Erfahrung weiß. Ich kenne aber weder Lehrer, noch Schüler des Ackerbaues. Gleichwohl könnte der Staat noch itzt ſowohl, als zur Zeit unſerer Vorfahren blühen, wenn die Anleitung zu vorbeſagten Beſchäftigungen darinn fehlte. Denn ohne dieſe entbehrliche Künſte, und ohne Sachwalter ſind ehedem Städte glücklich geweſen, und könnten es noch ſeyn: es iſt aber offenbar, daß

die

die Menſchen ohne Ackerbau nicht beſtehen noch leben können. (2)

Es iſt daher faſt ein Wunder, daß die Beſchäftigung, welche der Geſundheit und unſerm Lebensunterhalte am zuträglichſten iſt, bisher zur geringſten Vollkommenheit gediehen iſt, und man vielmehr das unſträflichſte Mittel, ſein Vermögen zu vermehren und zu erhalten, verächtlich hält: da doch alle übrige Mittel, welche dieſen entgegen ſtehen, ſich nicht rechtfertigen laſſen. Denn man wird wohl die Bereicherung durch die im Kriege gemachte Beute nicht als gerecht anſehen wollen, da derſelbe uns nichts ohne Blut und anderer Menſchen Unglück ſchenket. Wer den Krieg zwar verabſcheuet, dagegen aber ſich der Gefahr

(2) Obgleich unleugbar iſt, daß der Ackerbau eine größere Anzahl Menſchen ernähren kann, als die Viehzucht oder Jagd, und deswegen in einem wohleingerichteten Staat die größte Aufmerkſamkeit verdient, ſo kann man doch nicht behaupten, das menſchliche Geſchlecht könne nicht ohne Ackerbau leben. Die Eluther oder Kalmucken bauen das Feld nicht, ſondern leben blos von Milch und Fleiſch; (Allg. Hiſt. der Reiſen 7. 90. 91.) dieſes iſt auch die gewöhnliche Nahrung der Lappen: (Hogſtröm Beſchr. von Lappland S. 129.) die Grönländer und andere noch wildere Völker ſind ohne Kornbau.

fahr des Meers und der Handlung ausſetzet, ergreift eben ſo wenig die beſte Parthey. Denn warum entfernet ſich der Menſch, ein für die Erde erſchaffenes Weſen, von den Beſtimmungen ſeiner Natur, überläßt ſich der Wuth der Winde und des Meers, wagt ſich auf die Fluthen, und durchſegelt, nach Art der Vögel, fremde und weit entlegene Ufer, und eine unbekannte Welt? Oder ſollte vielleicht der Wucher ſchätzbarer ſeyn, welcher ſelbſt denen verhaßt iſt, welchen er Dienſte leiſtet? Eben ſo wenig iſt jene hündiſche Beſchäftigung, wie ſie von den Alten genannt ward, dem Ackerbau vorzuziehen: ich verſtehe die Bemühung, jeden Reichen anzubellen, (3) und Böſewichter gegen rechtſchaffene Leute zu vertheidigen: eine Art des Straßenraubes, welche unſere Vorfahren verabſäumten,

(3) Die gerichtliche Beredſamkeit war zu Rom, in den Zeiten der Republik, der Weg zu Ehrenſtellen zu gelangen, und Ruhm zu erwerben. Ehrbegierige Jünglinge ſuchten ſich alſo dem Volk bemerklich zu machen, indem ſie große und verdiente Leute anklagten. Dieſe ſogenannte hündiſche Beſchaffenheit ward folglich von den Alten nicht ſo ſehr verabſcheuet, da ſich faſt kein großer Mann in dem römiſchen Alterthume findet, der nicht andere angeklagt hat, und ſelbſt angeklagt worden iſt.

Der

ten, wir aber in unſerer Stadt und Gerichts-plätzen dulden. Gebührt vielleicht der Vorzug den verlogenen Schmeicheleyen eines eigennützigen Clienten, der die Vorzimmer der Großen durchflattert, und ſich das Anſehen giebt, als wenn er ſo gar von den Träumen ſeines Gönners unterrichtet ſey, da er doch ſo wenig bekannt iſt, daß die Bedienten ihn keiner Antwort würdigen, wenn er ſich nach den Umſtänden des Hauſes erkundiget? Iſt es etwa ein größeres Glück als der Ackerbau, ſich von einem gefeſſelten Thürhüter (4) ab-

 weiſen

Der für ſo unſträflich gehaltene Cato hat dieſes Schickſal funfzigmal erfahren, und Böſewichter fanden große Männer, welche ihre Vertheidiger wurden. Unter den Kaiſern ward die Gewohnheit jedermann anzuklagen, ein Staatsgriff der Fürſten. Niederträchtige Seelen ließen ſich willig finden, reiche verdiente und gemeiniglich unſchuldige Männer anzuklagen, um den Monarchen Gelegenheit zu geben, ſie des Lebens oder der Güter zu berauben.

(4) Die Bedienten der Römer pflegten aus geweſenen, oder wirklichen Sclaven zu beſtehen, welche durch Geburt, Kauf oder Gefangenſchaft, in dieſen Stand gerathen waren. Da man dieſen nicht allemal trauen, noch ihrer Treue verſichert ſeyn konnte, ließ man ſie in Feſſeln ihre Verrichtungen abwarten, und ſo waren auch die Thürhüter, als die niedrigſte Sorte der Sclaven in der Stadt, gefeſſelt.

weiſen zu laſſen, bey ſpäter Nacht vergeblich vor den Thüren aufzulauren, durch verächtliche Aufwartungen mit ſeiner Schande, und mit Aufopferung ſeines Vermögens, obrigkeitliche Aemter und Kriegswürden erkaufen? Denn bloße knechtiſche Dienſtleiſtungen ohne Geld, erwerben keine Ehrenſtellen: nur durch Geſchenke erhält man ſie.

Da ein ehrlicher Mann alles dieſes, und was dem ſonſt ähnlich ſeyn möchte, verabſcheuet, ſo bleibt, wie ich geſagt habe, nur ein einziges anſtändiges und edles Mittel zur Verwahrung des Vermögens übrig, nehmlich der Ackerbau. Würde derſelbe, ſo wie vor Alters, allenfalls auf gut Glück, von den Beſitzern der Ländereyen ſelbſt getrieben, ſo würde der Landbau nicht ſo viel Schaden leiden, geſetzt auch, ſie wären unwiſſend. Denn der Fleiß der Herren würde viele Fehler der Unwiſſenheit erſetzen, und die Betrachtung ihres eigenen Vortheils würde ſie abhalten, ihr ganzes Leben hindurch ungeſchickt in ihren Geſchäften bleiben zu wollen: die Begierde nach Unterricht aber würde ſie zur Kenntniß der Landwirthſchaft führen. In unſerem Zeitalter aber ſcheinet es verächtlich, ſeine Landgüter ſelbſt zu bauen: eben ſo unbeträchtlich

lich dünket es uns, einen erfahrnen Mann zum Verwalter zu machen, und wenn er ja unwiſſend seyn ſollte, wenigſtens einen Menſchen von aufgeweckter Munterkeit, der fähig ſey, das was ihm fehlt, in der Geſchwindigkeit zu lernen. Sondern ein reicher Mann, der ein Landgut kauft, pflegt ſeine Ländereyen einem alten und entkräfteten Aufwärter oder Senftenträger anzuvertrauen, da doch der Landhaushalt nicht allein Wiſſenſchaft, ſondern auch ein blühendes Alter, und genugſame Kräfte zur Arbeit erfordert. Ein Herr von mittelmäßigen Vermögen, macht einen des Ackerbaues unkündigen Lohnknecht zum Verwalter, weil er den gewöhnlichen Zins nicht mehr abtragen will. Da ich dieſes ſehe, und zugleich bey mir überdenke, daß man, gleichſam durch eine ſchändliche Verabredung, die Wiſſenſchaft des Landbaues hat zu Grunde gehen laſſen, ſo befürchte ich, man werde ſolche itzt für ungeziemend, ſchimpflich, und unanſtändig für Freygeborne anſehen. Jedoch viele Zeugniſſe der Schriftſteller beſagen, daß unſere Vorfahren eine Ehre in dem Ackerbau geſucht haben. Quintius Cincinnatus, der Erretter eines belagerten Conſuls und ſeines Kriegsheers, ward vom Pfluge zur Dicta:

Dictatur berufen. Nach erhaltenem Siege, legte er ſeine Würde hurtiger nieder als er ſie angenommen hatte, und kehrte zu ſeinen Ochſen, und dem väterlichen kleinen Erbtheil von vier Morgen Landes zurück. (5) Cajus Fa=

(5) Quintius Cincinnatus iſt einer der größten Männer Roms. Da der Conſul Minucius mit ſeinem Heer von den Aequiern eingeſchloſſen war, ernannte man in dieſer dringenden Noth, den Quintius zum unumſchränkten Befehlshaber oder Dictator. Die Abgeordneten, welche ihm dieſe Wahl ankündigen ſollten, fanden ihn beſchäftiget, ſeinen Acker ſelbſt zu pflügen. Er nahm die Würde an, befreyete den Conſul, zwang das ganze feindliche Heer zu einer ſchimpflichen Uebergabe, legte nach ſechszehn Tagen die Dictatur nieder, und kehrte zur Bearbeitung ſeines Feldes zurück. Ich muß aber hiebey anmerken, daß vielleicht die Noth mehr, als freye Wahl, den Quintius veranlaſſete, ſein Feld mit eigenen Händen zu pflügen. Cäſo, ein Sohn des Quintius, war, wegen ſeines übermüthigen Betragens, und eines ihm fälſchlich angehälſeten Verbrechens, vor Gericht gefordert worden, und entgieng dem Gefängniß nur durch geſtellte Bürgſchaft. Klugheit und Kenntniß der feindſeligen Abſichten der Tribunen des Volks erlaubte ihm nicht, den Urtheilsſpruch zu erwarten, ſondern er rettete ſich mit der Flucht. Der Vater mußte daher die Bürgſchaft bezahlen, alle Güter verkaufen, ſich auf das Land begeben, und daſelbſt von den ihm allein noch übrig geblie=

Fabricius und Curius Dentatus, (6) wovon einer den Pyrrhus aus Italien trieb, der andere die Sabiner bezwang, bekamen von den eroberten Ländereyen, welche zu gleichen Portionen vertheilet wurden, sieben Morgen, (7) und der Fleiß, mit welchem ſie

gebliebenen vier Morgen Ackers leben, von welchen er keine große Anzahl Sclaven halten konnte, ſondern ſelbſt Hand anlegen mußte. Doch war Quintius mit dieſer ſeiner Armuth zufrieden, und verſchmähete in der Folge der Zeit die eroberten Ländereyen, welche ihm vom römiſchen Rathe angeboten wurden. (Livius Lib. III. p. 180. 181. 182. 198. 201. edit. Elzevir.)

(6) Curius ſchlug den Epirotiſchen König Pyrrhus und nöthigte ihn, Italien zu verlaſſen: aber derſelbe hatte auch die Samniter und Sabiner überwunden. Man weiß, daß die Samnitiſchen Geſandten ihn auf einer hölzernen Bank aus einer hölzernen Schüſſel eſſend fanden, ihn aber nicht bewegen konnten, ihr Gold anzunehmen. Fabricius zog gleichfalls ſeine freywillige Armuth den Schätzen des Pyrrhus vor, und bauete ſein Land mit eignen Händen. (Seneca de provid. c. 3.)

(7) Ein römiſches Jugerum mag zwar etwa ein Zwölftel größer ſeyn, als ein Calenbergiſcher Morgen, wenn man nach des Celſius Berechnung annimt, daß ſich der römiſche Fuß zum Rheinländiſchen verhält wie 993:1075. Ich habe aber doch, da der Unterſchied ſo ſehr beträchtlich nicht iſt, um der Deutlichkeit willen, Jugerum durch Morgen gegeben.

ſie dieſes Land baueten, war der Tapferkeit gleich, welche ſie bey der Eroberung bewieſen hatten. Ich will nicht zur Unzeit alle hernennen, da ſo viel berühmte römiſche Feldherren ſich durch den Eifer die ererbten und erworbenen Grenzen zu vertheidigen und zu bauen, gleich ſtark hervorgethan haben.

Man ſiehet aber, daß die altväterlichen Sitten und männliche Lebensart, unſerer Schwelgerey und unſeren Ergetzlichkeiten nicht haben gefallen können. Denn wir Hausväter alle, (wie ſchon M. Varro (8) zu unſerer Großväter Zeit geklagt hat,) haben Pflug und Sichel verlaſſen, und uns in die Städte gemacht, und brauchen unſere Hände mehr in den Kampf- und Schauplätzen, als auf den Feldern und in den Weinbergen. (9) Mit Erſtaunen bewundern wir die Ge-

ber-

(8) Dieſer hatte angeſehene obrigkeitliche Würden verwaltet, und war unter andern des großen Pompejus Legatus oder Statthalter in Spanien. Er hat eine große Menge itzt verlohrner Schriften verfertiget. Sein noch vorhandenes Buch von der Landwirthſchaft iſt ein Beweis ſeiner weitläuftigen Gelehrſamkeit, und ſorgfältigen Aufmerkſamkeit auch auf die kleinſten Gegenſtände.

(9) Die Römer hatten eine unbeſchreibliche Begierde nach allen Arten von Luſtbarkeiten,

und

berden weibiſcher Leute, welche durch ihre Bewegungen dem anderen Geſchlecht nachahmen, und die Augen der Zuſchauer betrügen. (10) Um

und ſie ſchienen ihnen eben ſo unentbehrlich als das tägliche Brod. Auf einige der öffentlichen Spiele ward, zum großen Schaden der Geſchäfte, ſo viel Zeit verwandt, daß Auguſtus nöthig fand, ſolche durch Geſetze einzuſchränken.

Die Luſtbarkeiten wurden entweder in einem großen Platz oder Circus, oder in dem Amphitheater, oder auf dem Theater angeſtellet. In jenen ritt oder fuhr man zur Wette; die Fuhrleute theilten ſich in die weiße, rothe, blaue, und grüne Parthey, und die Römer nahmen mit ſolcher Lebhaftigkeit an dem Siege oder der Beſiegung einer oder der andern Farbe Antheil, daß in ſpäteren Zeiten der Kaiſerthron dadurch erſchüttert ward. Ferner ward in dem Circus zur Wette gelaufen, nach dem Ziele geworfen, gerungen, und mit Streitkolben gekämpfet. Man ließ wilde Thiere einander zerfleiſchen, oder auch mit Menſchen kämpfen, die dazu theils erkauft, theils verdammet waren, theils ſich freywillig angaben. Man ſtellte endlich Schlachten zu Pferde, zu Fuß und zu Schiffe darinn vor.

In dem Amphitheater wurden ſogenannte Fechterſpiele von Sclaven, oder freyen Leuten, mit vielem Blutvergieſſen vorgeſtellet.

Auf dem Theater ſpielte man Luſtſpiele, Trauerſpiele, Ballette und Pantomimen.

(10) Die Alten hatten unter ihren Schauſpielern keine Weibsperſonen: weibliche Rollen mußten folglich

Um uns zur Schwelgerey geſchickt zu machen, vertreiben wir die tägliche Unverdaulichkeit mit Schweißbädern, (11) und reitzen unſern Durſt durch den erzwungenen Schweiß. So bringen wir die Nächte mit Geilheit und Trunkenheit, die Tage mit Spielen und Schlafen zu, und ſchätzen uns glücklich, weil wir weder den Aufgang noch Untergang der Sonne ſehen. Eine kränkliche Leibesbeſchaffenheit iſt die Frucht dieſes trägen Lebens: denn die Körper unſerer Jünglinge ſind ſo hinfällig und ausgemergelt, daß dem Tode nichts zu zerſtören übrig bleibt. Allein die echten

folglich von Männern geſpielt werden, welche eine weibiſche Sprache und Gebeyrden annehmen mußten. Damit das Geſicht den Minen und dem Tone der Sprache nicht widerſprechen möchte, nahmen ſie weibliche Masken, wie denn überhaupt alle Schauſpieler in Masken ſpielten, folglich aber nicht fähig waren, den Wechſel der Leidenſchaften durch ihr Geſicht auszudrücken.

(11) Die Römer hatten dieſe Gewonheit von den Lacedemoniern erlernt, von welchen dieſe Bäder auch den Namen haben. Eigentlich ſuchte man, ohne zu baden, in einem kleinen heiſſen Zimmer in den Schweiß zu kommen, welches man zur Verdaulichkeit nützlich hielt.

echten Nachkommen des Romulus (12) beſchäftigten ſich beſtändig mit der Jagd und Feldarbeit: ihre dauerhaften Körper konnten daher die Beſchwerlichkeiten des Krieges, wenn es nöthig war, leicht aushalten, da ſie im Frieden durch die Arbeit abgehärtet waren: auch zog man das Landvolk dem Stadtvolk allezeit vor. (13) Denn wie auf dem Lande diejenigen, welche die Arbeit im Hauſe verrichten, für nachläßiger gehalten werden, als die Ackerleute, ſo ſiehet man auch die unbeſchäftigten Einwohner der Stadt für träger an, als diejenige, welche mit Hülfe ihrer Bauren, das Feld bearbeiten und bauen. Es iſt bekannt, daß die Märkte desfalls auf den neunten Tag geſetzt ſind, damit ſodann die öffentlichen Geſchäfte ver-

(12) Es iſt bekannt, das Romulus die Stadt Rom entweder gebauet oder erneuert, und derſelben entweder ſeinen Namen gegeben, oder von ihr den ſeinigen genommen hat.

(13) Die Römer waren in 35 Zünfte oder Tribus eingetheilet: die Zünfte der auf dem Lande wohnenden oder daſelbſt eingeſchriebenen Römer, waren allezeit angeſehener, als die Zünfte der Stadteinwohner.

In China werden die Landleute noch itzt den Kaufleuten und Künſtlern im Range vorgezogen. (Allg. Reiſeb. 6. 213.)

verhandelt würden, die übrigen Tage aber der Landwirthſchaft gewidmet blieben. Denn in jenen Zeiten hielten ſich, wie ich ſchon erwähnet habe, die Großen der Stadt auf dem Lande auf, und wenn öffentliche Berathſchlagungen angeſtellet wurden, berief man ſie von dannen in den Rath, weßfalls man die Rathsdiener, welche ſie zuſammen forderten, Wanderer (Viatores) nannte. So lange dieſe Gewohnheit daurte, haben die alten Sabiner und Römer, bey Feuer und Schwerdt, und der Verwüſtnng von feindlichen Einfällen, dennoch, durch ihren unausgeſetzten Eifer das Feld zu bauen, mehr Korn aufgeſchüttet, als wir, denen ein langer Friede (14) die Ausbreitung des Feldbaues erlaubt hat. Aber in unſerm Latien, in dem Lande des Saturnus

(14) Dieſes zeigt, daß Columella vor dem Tode des Nero geſchrieben hat, weil durch deſſen Ableben Italien durch die Kriege der verſchiedenen Thronwerber erſchüttert ward. Vermuthlich fällt alſo die Zeit da er dieſes Werk verfaſſet, in die letztren Jahre des Claudius oder die erſten Jahre des Nero denn er gedenket des Seneca, als eines im Wohlſtande lebenden Mannes; dieſer war aber in den erſten Jahren des Claudius im Elende, und ward im Jahr 65. von dem Nero hingerichtet.

nus (15) wo die Götter ſelbſt ihre Kinder in dem Ackerbau unterrichtet haben, erkaufen wir die Zufuhr des Getreides aus den Provinzen jenſeit des Meers, (16) damit wir nicht Hunger leiden: und unſere Weinkeller

(15) Latien begriff nicht allein das alte Gebiet der Stadt, ſondern auſſerdem noch 46 kleine Völker. Saturnus kam mit einer Flotte nach Italien, unterrichtete die Einwohner, und ihren König Janus, im Ackerbau, und führte mit dieſen die Regierung gemeinſchaftlich, weswegen das Land den Namen von ihm annahm, und Saturnia genannt ward. (Macrob. Saturn. L. 1. c. 7. Sext. Aur. Hist. Orig. gent. rom. c. 1. 3.)

(16) Um die Gunſt des Volks zu gewinnen, wurden jedem monatlich etwa 5 Himpten Korn unentgeltlich ausgetheilet, woran zu Auguſtus Zeiten 200000 Mann Theil nahmen. (Dio Caſſius Lib. 55. p. 554.) Dieſes mußte nothwendig die Arbeitſamkeit der Römer vermindern, und ſie faul machen, da ſie ihren Unterhalt ohne Arbeit erhielten, und es war kein Wunder, daß in der Nachbarſchaft Roms viele Felder wüſt und ungebraucht lagen. Doch wenn ſie auch wohl angebauet geweſen wären, würde ſie zum Unterhalt einer ſo ungeheuern Stadt doch nicht zugereicht haben. Man mußte folglich das Korn zu Waſſer kommen laſſen, und zwar aus Egypten, Africa, den Italiäniſchen Inſeln, Aſien, Griechenland, und andern Ländern.

füllen wir aus den Cycladiſchen Inſeln, Spanien und Gallien.

Man darf ſich hierüber nicht wundern, da man durchgehends dafür hält, und gewiß glaubt, der Ackerbau ſey eine niederträchtige Handthierung, und eine Beſchäftigung, wobey man den Unterricht eines Lehrers entbehren könne. Wenn ich aber die Größe und den weiten Umfang der Landwirthſchaft, oder die Menge der einzelnen Theile derſelben überdenke: ſo fürchte ich, daß der Tod mich übereilen werde, ehe ich die Landwirthſchaft in ihrem ganzen Inbegriff habe kennen lernen. Denn wer ſich in dieſer Wiſſenſchaft für vollkommen ausgeben will, muß die Naturkräfte gründlich kennen; die Abänderungen der Himmelsgegenden bemerken, um zu wiſſen, was ſich für jedes Clima ſchickt oder nicht; er muß den Aufgang und Untergang der Geſtirne beobachtet haben, damit er die Feldarbeit nicht bey bevorſtehenden Sturm und Regen anfange, und ſeine Mühe vergeblich ſey; er richtet ſein Augenmerk auf die Witterung eines jeden Jahrs, denn die Geſetze derſelben ſind nicht allezeit einerley und unveränderlich. Sommer und Winter ſind ſich nicht jedes Jahr ähnlich; der Frühling

bringt

bringt nicht allemal Regen, der Herbſt iſt nicht immer feucht. Dieſes alles kann, nach meiner Meinung, niemand ohne groſſe Einſicht und ſorgfältige Erfahrung vorher ſehen. Wenige wiſſen einmal aus der Verſchiedenheit des Erdreichs und der Beſchaffenheit des Bodens zu beſtimmen, was in demſelben fortkommen werde, oder nicht. Wer iſt aber im Stande, alle Theile des Ackerbaues einzuſehen, die rechte Art des Säens und Pflügens zu beſtimmen, die verſchiedenen und unähnlichen Gattungen der Erde zu kennen? Denn bey einige Arten derſelben kann uns die Farbe, bey andern die innere Beſchaffenheit derſelben betrügen. So iſt in einigen Ländern, z. E. in Campanien, die ſchwarze Erde die beſte; in anderen die fette röthliche; noch in andern Gegenden, z. B. in Numidien und Africa, übertrifft der lockere Sand das ſtärkſte Erdreich; in Aſien und Myſien zieht man die dichte und klebrichte Erde vor. Hiebey muß ein Haushalter gründlich verſtehen, wie ein Hügel oder ein flaches Land zu behandeln ſey; wie man mit bebaueten, wilden, naſſen, graſichten, trocknen und moraſtigen Feldern umzugehen habe; wie Bäume und Weinberge gepflanzet und in Acht genom-

men; und das Vieh angeſchaft und erhalten werden müſſe.

Ich ſehe nehmlich die Viehzucht als einen Theil der Landwirthſchaft an, ob ſie gleich ſonſt von dem Ackerbau unterſchieden iſt. Doch auch die Viehzucht beſchäftiget ſich mit verſchiedenen Gegenſtänden: Pferde, Rindvieh, Schafe, ſowohl von der tarentiniſchen als rauchhaarigten Art, wollen alle ihre beſondere Wartung haben; nicht weniger die Ziegen, ſowohl ohne als mit Hörnern, mit wenig und viel Haaren, dergleichen es in Cilicien giebt. (17) Zu der Zucht und dem Hüten der Schweine, wird eine ganz unterſchiedene Sorgfalt und Futterung erfordert: magern und fetten Schweinen iſt nicht gleiche Gegend, Nahrung und Zucht dienlich. Ich will mich nicht länger bey dem Vieh aufhalten, wozu man ſonſt noch das zahme Federvieh und die Bienenzucht rechnen kann: wer hat

(17) Man ſollte glauben, es würden hier die berühmten Ziegen von Angora verſtanden. Da aber Angora oder Ancyra in dem alten Galatien, und alſo weit entfernt von Cilicien liegt, ſo können ſolche nicht gemeinet ſeyn, man möchte denn dieſe Art Ziegen ehedem auch in Cilicien gehabt haben, wozu das daſige Clima wenigſtens geſchickter ſcheint, als das ſchwediſche.

hat aber eine ſo große Kenntniß, daß er, außer dem, was ich ſchon berührt habe, wiſſen ſollte, auf wie vielerley Art man pfropfen und ſchneiteln, und überhaupt Baum- und Gartenfrüchte, Feigen und Roſenſtöcke ziehen müſſe, da von den meiſten weit wichtigere Dinge vernachläßiget zu werden pflegen: jedoch auch dieſe eben angeführte Beſchäftigungen werden für viele ſchon einträglich. Wieſen und Weidenplätze, Pfriemen und Rohr, erfordern zwar nicht viel, aber doch etwas Aufmerkſamkeit.

Ich weiß wohl, daß, wenn ſo viele Einſichten, als ich hergerechnet habe, von den Landwirthen gefordert werden, dadurch der Eifer der Lehrbegierigen erkalten werde: denn aus Verzweiflung, jemals eine ſo mannigfaltige und weitläuftige Kenntniß zu erlangen, werden ſie keinen Verſuch machen, ſich die Einſichten zu erwerben, weil ſie doch nicht hoffen, ſelbige zu erhalten. Allein Tullius ſagt ſehr wohl, daß man alles verſuchen müſſe, wenn man für den Nutzen des menſchlichen Geſchlechtes arbeitet, und ſeine erworbenen Einſichten bekannt machen will. Sollte auch jemand nicht die größte Fähigkeit noch Wiſſenſchaft bey ſich fühlen, ſo muß er ſich

doch nicht ſogleich dem Müßiggange und der Trägheit überlaſſen, ſondern ſeine auf Vernunft gegründeten Abſichten durch Standhaftigkeit zu erreichen ſuchen. Man bemühet ſich zwar die höchſte Stuffe zu erſteigen; es iſt aber ſchon Ehre genug, wenn man nur zur zweiten gelanget. Haben etwa die lateiniſchen Muſen blos dem Accius und Virgilius (18) den Zugang in ihr Heiligthum verſtattet? Nein, ſie nahmen auch Dichter vom zweiten und dritten Range auf. Die blitzen=

(18) Accius war ein Trauerſpieldichter zu Rom, anderthalb hundert Jahr vor Chriſti Geburt. Von ſeinen vielen Werken haben wir nur noch einige Ueberbleibſel.

Virgilius, der größte von den lateiniſchen Dichtern, ſchrieb Hirtengedichte, vier Bücher vom Ackerbau, und ein Heldengedicht, die Aeneis genannt.

Marcus Tullius Cicero war der größte römiſche Redner, und ſtieg bis zur Conſulatwürde.

Brutus, Caelius, Pollio, Meſſala, Catulus, waren angeſehene Römer, und große Redner.

Demoſthenes war ein athenienſiſcher Redner, der an den Staatsgeſchäften Theil hatte.

Plato iſt zwar eigentlich ein Weltweiſer, ſeine Schreibart iſt aber ſo blumenreich, daß ſie der Dichtkunſt faſt näher kömmt, als einer ungebundenen Rede.

Ho=

blitzende Beredſamkeit des Cicero hielt den Brutus, Cälius, Pollio, Meſſala und Catulus nicht ab, ſich der Wohlredenheit zu wiedmen: denn ſelbſt Cicero hatte ſich nicht durch den donnernden Ausdruck des Demoſthenes und Plato abſchrecken laſſen, und der Mäoniſche Gott Homer hat durch die Ströme der Wohlredenheit in ſeinen Schriften das Feuer der Nachahmung bey den Nachkommen nicht ausgelöſchet. Sehen wir, daß ſeit ſo vielen Jahrhunderten Künſtler von geringerem Ruf ihre Arbeit aufgegeben haben, ſo ſehr ſie auch einen Protogenes Apelles und Parrhaſius bewundern? (19)

 Die

Homer, ein großer griechiſcher Dichter, wird noch itzt für den Fürſten der Dichtkunſt gehalten. Sein Vater ſoll Maeon geheiſſen haben, und deswegen nennet ihn Columella den Maeoniſchen Gott. Die Alten verknüpften aber mit dem Worte Gott verſchiedene Nebenbegriffe, und bezeichneten dadurch einen jeden hohen Grad der Vollkommenheit.

(19) Protogenes, ein Rhodiſer Mahler, ſtritt mit dem Apelles um den Vorzug.

Apelles, der größte unter allen Mahlern, wußte insbeſondere ſeinen Gemählden die Annehmlichkeit zu geben, welche dem Protogenes fehlte.

Parr:

Die Schönheit des Olympiſchen Jupiters, und der Minerva des Phidias, hat zwar den Bryaxis, Lyſippus, Praxiteles, Polykletus in Erſtaunen geſetzt, aber doch nicht ſcheu gemacht, zu verſuchen, wie weit auch ſie in dieſer Kunſt es bringen könnten. Denn in allen Arten von Wiſſenſchaften erwerben ſich große Meiſter Bewunderung und Verehrung; die vom zweiten Range aber ein verdientes Lob. Wenn alſo gleich der Landwirth, von dem wir ſo viele Vollkommenheiten fordern

Parrhaſius ſiegte in dem Wettſtreit mit dem auch großen Mahler Zeuxis.

Phidias, ein berühmter athenienſiſcher Bildhauer. Plinius urtheilet, ſeine Bildſäule des Jupiters ſey über alle Nachahmung.

Bryaxis arbeitete mit an dem Grabmahle, welches die Königinn Artemiſia ihrem Gemahl Mauſolus aufrichten ließ.

Lyſippus hat 610 Bildſäulen verfertiget, und unter andern einen künſtlichen Coloſſus zu Tarent.

Die Bildſäule der Venus, welche Praxiteles verfertiget, verdienet noch heute jedermanns Bewunderung.

Polykletus machte eine Amazonin, welche ſelbſt vor der Arbeit des Phidias den Preis behielt, und ein anderes Stück, welches er die Regel nannte, diente in nachfolgenden Zeiten den Bildhauern zum Muſter. (Plin. Hiſt. nat. Lib. 34, 8. 35, 10. 36, 5.)

dern, nicht die ausgedehnteſte Kenntniß hat, in der Naturkunde die Einſicht des Demokritus und Pythagoras nicht beſitzet, (20) in der

(20) Demokritus, ein Thracier, lebte etwa 450 Jahr vor Chriſti Geburt, und beſchäftigte ſich vornehmlich mit Unterſuchung der Natur.

Pythagoras war der Stifter einer beſondern philoſophiſchen Secte.

Meton, ein Athenienſer, erfand den ſogenannten Metoniſchen Zeitlauf von 19 Jahren, deſſen man ſich ehedem in der Aſtronomie bediente.

Eudoxus erfand gleichfalls in der Aſtronomie einen Zeitlauf von 8 Jahren.

Chiron, ein angeblicher Sohn des Saturnus, war ein Arzeneyverſtändiger, zeigte aber auch, wie man ſich der Pferde zur Jagd bedienen könne.

Man kennet verſchiedene Gelehrte unter dem Namen Melampus. Der ältere, welcher vor den Zeiten des Homers gelebt, wird hier vermuthlich verſtanden, weil man von ihm erdichtet hat, er habe die Sprache der Thiere verſtanden.

Triptolemus, eines Eleuſiniſchen ſogenannten Königs Celeus Sohn, ſoll von der Sicilianiſchen Königinn Ceres, welche hernach vergöttert worden, den Ackerbau erlernet, und den Griechen bekannt gemacht haben.

Ariſteus ſoll große Verdienſte um die Bienenzucht und den Oelbau haben.

Tremellius Scrofa, Saſerna, Vater und Sohn, und Stolo, waren einſichtsvolle Landwirthe bey den Römern, von welchen wir itzt nichts als den Namen wiſſen.

der Wiſſenſchaft der Sterne und Winde dem Meton und Eudoxus nicht gleich iſt, in der Viehzucht dem Chiron und Melampus nachſtehet, und im Feldbau die Geſchicklichkeit des Triptolemus und Ariſteus nicht erreicht; ſo wird er doch ſchon großen Nutzen ſchaffen, wenn er unſern Tremelliern, Saſernen und Stolonen in der That nur gleich kömmt

Der Ackerbau muß weder allzukünſtlich, noch ganz unregelmäßig behandelt werden; denn es iſt weit von der Wahrheit entfernet, was ſich viele einbilden, daß die Landwirthſchaft leicht ſey, und keinen Verſtand erfordere. Ich will nichts mehr von dem Ackerbau überhaupt hinzuſetzen, da ich mir vorgenommen habe, alle Theile deſſelben in beſonderen Büchern abzuhandeln, und ſie nach ihrer Ordnung durchzugehen, wenn ich das was den Ackerbau überhaupt betrift, werde berühret haben.

Erſter Abſchnitt.

Wer ſeine Bemühungen dem Ackerbau wiedmet, muß vor allen Dingen dieſe Stücke beſitzen; die Wiſſenſchaft des Feldbaues, gnugſames Vermögen, die Koſten zu beſtreiten

ten, und Luſt zur Arbeit. Denn, nach Tremellius Ausſpruch, iſt deſſen Feld am beſten beſtellet, bey dem ſich das Wiſſen, Vermögen und Wollen vereiniget: Wiſſenſchaft und guter Wille, ohne die zur Arbeit erforderlichen Koſten, iſt nicht zureichend. Eben ſo wenig hilft die Neigung zur Arbeit, und Bereitwilligkeit, die Koſten herzugeben, ohne Wiſſenſchaft, weil bey allen Geſchäften die Kenntniß des Gegenſtandes das vornehmſte iſt, vornehmlich aber bey der Landwirthſchaft, wo guter Wille und Reichthum, ohne die gehörige Einſicht den Herren oft in groſſen Schaden bringen, wenn bey unvorſichtigen Unternehmungen die Koſten umſonſt ſind. Ein fleißiger Hausvater, der ſein Vermögen durch den Ackerbau, nach gewiſſen Grundſätzen, vermehren will, frägt daher vornehmlich bey jeder Sache die klügſten Landwirthe um Rath, macht ſich die Nachrichten der Alten bekannt, beobachtet ihre Meinungen und Vorſchriften, und ob ihre Regeln ſich auf den Feldbau unſerer Zeiten anwenden laſſen, oder davon abgehen.

Denn ich weiß, daß anſehnliche Schriftſteller dafür halten, durch die Länge der Zeit werde die Beſchaffenheit und Stellung des

Him-

Himmels verändert. Der geſchickte Stern⸗kundige, Hipparchus, lehret, (21) die Pole des Himmels würden ihren Platz verän⸗dern, und ein nicht unbeträchtlicher Lehrer des

(21) Hipparchus war aus Bithynien gebürtig, lebte etwa anderthalb hundert Jahre vor Chriſti Geburt, und hat unſterbliche Ver⸗dienſte um die Aſtronomie. Seine Meinung von der Veränderung der Pole wird durch neuere Beobachtungen beſtätiget. Die Stern⸗ſeher glauben, Veränderungen in der Schiefe der Ekliptik entdeckt zu haben, welches die Stellung der Erdachſen verändern kann, und es iſt überwiegend wahrſcheinlich, daß alle Fixſterne ſich mehr oder minder verrückt ha⸗ben. Doch ſind dieſe Veränderungen ſeit den Zeiten, von welchen man Beobachtungen hat, noch ſo merklich nicht, daß ſie einen in die Sinne fallenden Unterſchied des Clima hätten bewirken können. Die Ausrottung der Wäl⸗der und beſſere Anbauung des Landes iſt viel⸗mehr die Urſache, daß das Clima itzt in vielen Gegenden gelinder iſt. Frankreich u. Deutſch⸗land wird von den Alten als ſehr rauh und unfruchtbar abgeſchildert, Pannonien mußte, nach des Varro Meinung, faſt beſtändigen Winter haben, die Tyber fror zu, die Länder am ſchwarzen Meer empfanden eine ſtrenge Witterung. Alles dieſes hat ſchon lange ei⸗ner gelindern Himmelsluft Platz gemacht. (Hume von der Menge der Menſchen bey den alten Nationen.) Auch iſt bekannt, daß die engliſchen Provinzen in America einer gelin⸗dern Witterung genieſſen, ſeitdem ein Theil der Waldungen ausgehauen iſt, und das Land mehr Einwohner erhalten hat.

des Ackerbaues, Saſerna, ſcheinet dieſes zu glauben. Denn in ſeinem Buche vom Ackerbau ſchließt er die Veränderung des Clima daraus, weil die Länder, in welchen die Wein- und Oelſtämme, wegen des langen und heftigen Winters, nicht ausdauren konnten, itzt, wegen Abnahme der vorigen Kälte, fruchtbare Oelwälder und Weinberge haben. Dieſes mag aber wahr oder falſch ſeyn, ſo gehöret es in die Aſtrologie: die übrigen Grundſätze des Ackerbaues hingegen muß ein Landwirth wiſſen. Die Carthaginenſer haben hiervon viel geſchrieben, werden aber von unſern Landwirthen vieler Unrichtigkeiten beſchuldiget: Tremellius klagt zwar auch hierüber, entſchuldiget ſie aber zugleich wegen der Verſchiedenheit des italieniſchen und afrikaniſchen Bodens und Himmelsſtriches, welche nicht gleiche Wirkungen hervorbringen können.

Iſt aber gleich der Feldbau unſerer Zeiten von den Regeln der Alten unterſchieden, ſo muß dieſes doch keinen Lehrbegierigen abſchrecken, die Alten zu leſen, weil man doch mehr bey ihnen findet, das Beyfall, als das Tadel verdient. Ferner hat man eine große Menge griechiſcher Schriftſteller vom Ackerbau,

bau, und der berühmte Dichter Heſiodus, ein Boeotier, (22) hat nicht wenig zur Aufnahme dieſer Wiſſenſchaft beygetragen. Noch mehr haben derſelben die weiſen Männer, Demokrit von Abdera, Xenophon, ein Schüler des Sokrates, (23) Architas von Tarent, (24) Ariſtoteles, nebſt dem Theo=

(22) Dieſer Dichter war ein Zeitverwandter des Homers, und ſchrieb in vier Büchern ein ökonomiſches Gedicht, welches er Arbeiten und Tage nennet, worinn er ſeinem Bruder Perſes, nebſt vielen mythologiſchen Ausſchweifungen und moraliſchen Lehren, die Regeln des Haushalts bekannt macht.

(23) Dieſer berühmte griechiſche Feldherr, welchen ſein Rückzug mit 10000 Griechen durch eine Menge barbariſcher Länder ein unvergeßliches Denkmahl geſtiftet hat, ſchrieb, außer andern vortrefflichen Schriften, ein Werk von der Haushaltung, welches von Barthold Heinrich Brokes ins Deutſche überſetzt iſt; eines von den Einkünften, welches Herr Georg Heinrich Zink überſetzt hat; eines von den Pferden und ihrer Zucht; eines von der Jägerey.

(24) Er that ſich vornehmlich in der Mathematik hervor, und beſaß eine große Stärke in der Mechanik. Ariſtoteles ſchrieb eine Thiergeſchichte in 10 Büchern, von ihren Theilen 4 Bücher, von ihrer Zeugung 5 Bücher, und eines vom Haushalt, welche bis auf uns gekommen ſind.

Vom

Theophraſt, der Lehrer und vornehmſte Schüler der Peripatetiſchen Secte, aufgeholfen. Von den Sicilianern haben ſich (25) Hieron, Epicharmus, ſein Schüler, Philometor, und Attalus um den Feldbau verdient gemacht. Athen hat eine Menge ſolcher Schriftſteller hervorgebracht: (26) die vorzüg-

Vom Theophraſtus, einem Schüler des Ariſtoteles, haben wir eine Hiſtorie der Pflanzen, und ein Werk von ihren Urſachen.

(25) Hieron, ein berühmter ſicilianiſcher König, war zugleich ein großer Landwirth.
Epicharmus war aus der Inſel Cos, wird aber für einen Sicilianer gehalten, weil er daſelbſt erzogen iſt, und gelebt hat: er war vornehmlich ein Comödiendichter, ſchrieb aber auch phyſikaliſche und mediciniſche Werke. Weil er ſich an des Hiero Hofe aufhielt, kann ihm dieſer die Liebe zur Landwirthſchaft beygebracht haben, und darum mag ihn Columella ſeinen Schüler nennen. Ich leugne jedoch nicht, daß mir die Stelle verdächtig iſt, da Varro, welchem hier Columella folgt, nichts davon gedenkt. So waren auch Attalus und Philometor keine Sicilianer, noch zwo Perſonen, ſondern ein bekannter Aſiatiſcher König führte beyde Namen, wie ſie denn auch Varro 1, 1. einer Perſon beylegt.

(26) Von dieſen Schriftſtellern iſt nichts mehr übrig. Man weiß, daß Amphilochus ein Buch von der Luzerne und dem Mondklee ge-

zůglichſten darunter ſind Chaereas, Ariſtander, Amphilochus, Euphron, Chreſtus ein Sohn des Euphron ein Athenienſer, und nicht, wie viele wollen, ein Amphipolitaner, ein guter Landwirth. Auch auf den Inſeln hat man ſich mit dem Landbau beſchäftiget.(27) Beweiſe davon geben Epigenes von Rhodus, Agathokles von Chio, Evagon und Anaxipolis von Thaſus. Die Landesleute des Bias eines von den ſieben Weiſen, Menander und Diodorus, haben ſich vor andern Einſicht in den Ackerbau erworben. Doch geben ihnen Bacchius und Mnaſſeas von Milet, Antigonus von Cumä, Apollonius von Pergamus, Dion von Kolophon, Hegeſias von Maronea, nichts nach. Diophanes, ein Bithynier, hat in ſechs Büchern einen Auszug aus der weitläuftigen Auslegung des Dionyſius von Utica über den Carthaginenſer Mago gemacht. Andere ſind

zwar

geſchrieben hat, und Euphron oder Euphronius, woferne beyde Namen einen Mann anzeigen, hat die Art den Wein zuzurichten abgehandelt. (Plin. Hiſt. Nat. 14, 19. 18, 16.)

(27) Von allen dieſen Schriftſtellern wiſſen wir wenig mehr, als was unſer Schriftſteller von ihnen anführet.

zwar weniger bekannt, und ich kann ihr Vaterland nicht angeben, wir haben ihnen aber einige Beyträge zur Landwirthſchaftskunde zu danken. Dieſe ſind Androtion, Aeſchrion, Ariſtomenes, Athenagoras, Krates, Dadis, Dionyſius, Euphyton, Euphorion. Mit gleichem Eifer haben Lyſimachus, Kleobulus, Meneſtratus, Pleutiphanes, Perſis Theophilus, das ihrige zum Wachsthum dieſer Wiſſenſchaft Beygetragen. Alle dieſe waren Griechen: wir wollen daher endlich auch auf die Römiſchen Schriftſteller vom Ackerbau kommen. Ich nenne hier vorzüglich den geweſenen Cenſor, Marcus Cato, (28) der zuerſt in lateiniſcher

(28) Cato war ein großer Feldherr, Staatsmann, Rechtsgelehrter und Landwirth. Wir haben ein Buch in 134 Capiteln vom Landbau, welches ſeinen Namen führt. Gesner trägt aber wichtige Zweifel vor, warum man es für kein echtes Werk dieſes alten Römers halten könne, ſondern hält es für eine unförmliche Sammlung übelgeordneter Stücke, welche nicht alle dem Cato zugehören.

Die Haushaltungsbücher des Hyginus ſind nicht mehr vorhanden.

Cornelius Celſus hatte ſich die Polyhiſtorie zum Augenmerk gemacht, und handelte alle Wiſſenſchaften, und unter dieſen auch den Landbau ab. Von allen dieſen Büchern ſind nur

ſcher Sprache vom Landhaushalt gehandelt hat. Die beyden Saſerner, Vater und Sohn, haben noch mehr Fleiß darauf gewandt. Scrofa Tremellius trug die Landwirthſchaft mit großer Beredſamkeit vor; Marcus Terentius mit vielem Schmuck; Virgilius beſchreibt ſie in einem Gedichte: auch müſſen wir hiebey die Anweiſung die Julius Hyginus nicht vergeſſen. Die größte Ehre gebühret aber doch dem Carthaginenſer Mago, als dem Vater des Ackerbaues: denn ſeine merkwürdigen acht und zwanzig Bücher, ſind auf Befehl des Raths ins Lateiniſche überſetzet worden. Unſere Zeitgenoſſen Cornelius Celſus und Julius Atticus, verdienen kein geringeres Lob: denn Cornelius hat in fünf Büchern ein Syſtem dieſer Wiſſenſchaft entworfen: Julius Atticus aber verfaßte ein Buch von dem Weinbau insbeſondere, nach deſſen Lehrſätzen, aber mit größerer Munterkeit und Gelehrſamkeit, Julius Graecinus eben

nur ſeine mediciniſchen Schriften und ein Stück ſeiner Redekunſt vorhanden.

Den Julius Atticus kennen wir nur vornehmlich aus dem Columella.

Julius Graecinus, ein Mitglied des römiſchen Raths und Vater des berühmten Agricola, wird vom Plinius beſchuldiget, daß er den Celſus ausgeſchrieben.

eben dieſe Materie in zwey Büchern abgehandelt hat.

Ehe du, mein wehrter Silvin, alſo die Landwirthſchaft zu deiner Beſchäftigung machſt, mußt du dieſe Schriftſteller zu Rath ziehen, aber nicht in der Geſinnung, als wenn die ganze Sache damit gethan ſey: denn alle Schriftſteller von der Art machen keinen Landwirth, ſondern geben demjenigen nur weiteren Unterricht, der es ſchon iſt. Uebung und Erfahrung ſind in allen Künſten das Hauptwerk, und es iſt keine Wiſſenſchaft, in welcher man nicht durch Fehler lernen könnte. Schläget nemlich eine ungeſchickte Unternehmung unglücklich aus, ſo vermeiden wir, was zu unſerem Fehler Gelegenheit gegeben, und ſodann zeigen uns die Schriftſteller den rechten Weg, welchen wir einſchlagen müſſen. Unſere Grundſätze ſollen alſo die Wiſſenſchaften des Ackerbaues nicht zur Vollkommenheit bringen, ſondern nur unterſtützen: denn durch das bloße Leſen derſelben wird niemand ein Landwirth werden, wenn er nicht ſelbſt Hand anleget, und das gehörige Vermögen hat. Es ſind Hülfsmittel, welche nicht für ſich allein, ſondern mit andern ver-

bunden, den Lehrbegierigen nützlich ſeyn können.

Allein alle dieſe Kenntniße, deren ich gedacht habe, die beſtändige Arbeit, die Erfahrung des Verwalters, der Reichthum, und die Entſchließung, denſelben zu dem Behuf anzuwenden, ſind zuſammen nicht ſo wirkſam, als die Gegenwart des Herrn allein. Findet ſich dieſer nicht fleißig bey der Arbeit, ſo werden alle Pflichten eben ſo ſehr verabſäumet, als wenn ein Kriegsheer ohne Feldherrn iſt. Hierauf zielet vermuthlich der Carthaginenſer Mago in dem Anfange ſeiner Werke mit folgenden Worten. „Wer ein Landgut kauft, „verkaufe ſein Haus in der Stadt, damit es „ihm nicht einfalle, lieber da, als auf dem „Lande zu wohnen. Wer aber mehr Neigung „zum Stadtleben hat, braucht kein Landgut.„ Ich würde dieſe Regel nicht verändern, wenn ſie zu unſeren Zeiten beobachtet werden könnte. Weil aber der Ehrgeiz die Leute häufig in die Stadt treibt, und ſie daſelbſt ihren Aufenthalt zu nehmen nöthiget, ſo iſt ein Landgut vor der Stadt am bequemſten: denn bey allen Geſchäften kann man ſich täglich, nach Endigung der Gerichtsſachen, dahin einen Weg machen. Wer ſich aber Güter in der Entfer-

nung,

nung, oder gar jenſeit des Meers kauft, macht ſeine Knechte zu Erben ſeines Vermögens, und, was das ſchlimſte iſt, bey ſeinem Leben. Die Knechte ſchlagen nehmlich, bey der weiten Entfernung ihrer Herren, aus der Art, überlaſſen ſich den Laſtern, und, in der entferneten Erwartung der Gutserben, iſt ihre Beſchäftigung mehr der Raub, als der Ackerbau.

Zweyter Abſchnitt.

Man muß ſich alſo Ländereyen in der Nähe kaufen, wohin der Beſitzer oft kommt: noch öfter aber muß er ſich ſtellen, als ob er hinkommen wollte, ob es gleich nicht allezeit wirklich geſchiehet: denn die Furcht ſeiner Ankunft wird den Verwalter und das Hausgeſinde bey ihrer Pflicht erhalten. So oft er aber Zeit hat, muß er ſich auf dem Gute aufhalten. Dies ſoll aber kein träger und müßiger Aufenthalt ſeyn, ſondern ein fleißiger Hausvater beſucht alle Stücke ſeiner Ländereyen zu allen Jahrzeiten mit Aufmerkſamkeit, damit er eine größere Einſicht in die Beſchaffenheit des Bodens, ſowohl bey dem Ausſchlagen der Bäume, und dem Aufkeimen des Korns, als bey der Reifung der Früchte er-

erlangen möge, und wiſſe, wozu das Erdreich tauglich ſey. Denn es iſt ein alter Grundſatz, welchen ſchon Cato hat; „Um „den Acker ſtehet es ſchlecht, deſſen Herr die „Arbeit nicht ſelbſt anordnet, ſondern ſeinen „Verwalter darum fragen muß.„

Wer ein Landgut geerbt hat, oder kaufen will, muß vor allen Dingen die Güte des Erdreichs kennen, damit er ſich von ſchlechten Ländereyen losmachen, und einträgliche kaufen könne. Wenn meine Wünſche in Erfüllung giengen, würde ich mir ein Landgut von folgender Beſchaffenheit wählen: geſunde Luft; fruchtbares Erdreich; ein Theil in der Fläche gelegen; ein anderer Theil an ſanften Anhöhen gegen Morgen oder Mittag; ein Theil Ackerland; der andere Theil mit Holz bewachſen, und unbebauet; nicht ferne vom Meer oder von einem ſchiffbaren Fluſſe, auf welchem man die Früchte und Waaren ab- und zuführen kann. Das Feld müßte in Wieſen und Ackerland, Weiden- und Rohrplätze abgetheilt ſeyn, und an dem Wohnhauſe liegen; einige Hügel wären frey von Bäumen, und dienten blos zu Saatlande, wiewohl es beſſer in mäßig trockenen und fettem Grunde wächſet, als auf der Höhe: deswegen müſſen hochliegende

gende Kornfelder flach ſeyn und ſich ſanft erheben, und, ſo viel als möglich, dem ebenen Lande ähnlich ſeyn; andere Hügel ſollten mit Oelbäumen, Weinſtöcken, und dem nöthigen Pfahlholze bepflanzet ſeyn; noch andere Berge könnten Bauholz oder Steine zum nothwendigen Bau enthalten, oder Futterkräuter für das Vieh; von lebendigen Quellen müßten Bäche zu den Wieſen, Gärten und Weidenplätzen herab ſtrömen; endlich dürfte es nicht an Viehheerden von allen Gattungen fehlen, welche auf dem Felde und in den Büſchen weiden. Allein dieſer Abriß eines Guts, ſo wie ich es wünſche, hat ſehr wenig Urbilder. Ein Gut, welches nur die meiſten von dieſen Vollkommenheiten beſitzet, behauptet ſchon einen anſehnlichen Rang; und auch dasjenige iſt nicht zu verachten, was nur nicht gar zu wenige von dieſen Vorzügen hat.

Dritter Abſchnitt.

Porcius Cato behauptet, man müſſe bey einem Güterkaufe vornehmlich auf zwey Stücke ſehen, auf geſunde Luft und fruchtbares Erdreich. Fehlet eines hievon, ſo muß derjenige unſinnig ſeyn, und den Seini-

gen in Verwahrung gegeben werden, der es bewohnen will: denn kein vernünftiger Menſch wird auf einen unfruchtbaren Boden Koſten verwenden.[1] Sind die Ländereyen zwar fruchtbar und ergiebig, aber ungeſund, ſo kann der Beſitzer auch keinen Nutzen daraus ziehen. Denn wo man allezeit auf den Tod rechnen muß, da iſt nicht allein die Einnahme der Einkünfte, ſondern auch das Leben der Arbeiter ungewiß,[2] oder vielmehr iſt der Tod gewiſſer als der Gewinn. Auſſer dieſen zwey Hauptſtücken will Cato, man ſolle ſeine Aufmerkſamkeit nicht weniger auf die Wege, das Waſſer, und die Nachbarſchaft richten. Gute Wege ſind von großem Nutzen für ein Landgut: ſie befördern die öftere Gegenwart des Herrn, der mit größerem Vergnügen reiſen wird, wenn er ſich vor den böſen Wegen nicht fürchten darf: Ein- und Ausfuhr aller Dinge wird dadurch erleichtert, die Fracht wird wohlfeiler, und dieſes erhöhet den Werth der Producte, und vermindert den Preiß der nöthigen Waaren: das geringe Fuhrlohn kömmt auch in Betrachtung, wenn man mit Miethpferden reiſet, welches vortheilhafter iſt, als wenn man ſelbſt Pferde hält: die Knechte, welche im Gefolge ihres Hausherrn ſind, werden

auch

1) Vgl. Varr. I, 2, 8 ff.

2) Varr I 4, 3 ff.

auch mit geringerer Beſchwerde zu Fuße gehen können. Wie viel an der Güte des Waſſers gelegen ſey, iſt ſo bekannt, daß es keines Beweiſes bedarf: unleugbar kömmt auf die Beſchaffenheit des Waſſers viel an, da ohne daſſelbe niemand ſein Leben erhalten kann, er ſey geſund oder krank.

Der Nutzen der Nachbarſchaft kann nicht im voraus mit Gewißheit beſtimmet werden, da der Tod und andere Umſtände eine Aenderung darin machen können. Einige verwerfen desfals des Cato Meinung, allein mit Unrecht. Denn ein weiſer Mann erträgt zwar widrige Zufälle mit Großmuth, aber nur ein Thor bereitet ſich ſelbſt ſein Unglück zu: dieſes thut aber derjenige, der ſich mit ſeinem Gelde einen böſen Nachbar erkauft, da er doch, wenn er eine gute Erziehung genoſſen hat, ſchon von Kindesbeinen an muß gehöret haben, (29) daß kein Ochſe würde entwendet werden, wenn man nicht böſe Nach-

(29) Columella führt einen griechiſchen Vers des Heſiodus (Arbeiten und Tage v. 354.) an, welcher ſich auf die Gewohnheit der Cumaner gründen ſoll, welche ihren Nachbaren gegen Diebe und Räuber gewafneten Beyſtand zu leiſten pflegten. (Victorius in Not. adh. I.

Nachbaren hätte. Dies gilt aber nicht blos von Ochſen, ſondern von unſerer ganzen Haabe. Viele haben daher wegen der von ihren Nachbaren erlittenen Beleidigungen ihre Häuſer und Wohnſitze verlaſſen: aus keiner andern Urſache, als weil ihre unruhigen Nachbaren ihnen unerträglich waren, zogen ganze Völker, (30) z. E. die Achäer, Hiberer, Albaner, Sicilianer, und unſere Vor-

(30) Eine Colonie der Achäer drang in das Königreich Pontus. Die Hiberer giengen aus den Gegenden des ſchwarzen Meers nach Spanien. Die Albaner ſollen mit dem Herkules aus Italien gegangen ſeyn, und ſich in Aſien niedergelaſſen haben. (Juſtinus 42, 3.) Die Sicilianer, ein griechiſches Volk, wohnten in Latien, und giengen endlich nach Sicilien, welcher Inſel ſie den Namen gaben. Die Pelasger, eine griechiſche Colonie, vertrieben die Umbrier aus Thuſcien, und wurden ſelbſt von den Lydiern vertrieben. (Plin. Hiſt. nat. 3, 5.) Die Aborigener vertrieben die Siculer, und beſaßen die nachmaligen römiſchen Gegenden bey der Ankunft des Aeneas, vorausgeſetzt, daß dies wahr iſt. (Strabo Geogr. 5, 220.) Eine arcadiſche Colonie aus Griechenland bewohnte einen Strich von Italien. (Plin. Hiſt. nat. 3, 5.) Einige von dieſen Völkern wurden freylich durch ihre Nachbaren aus ihren Sitzen gedrenget. Bey andern kann aber wohl Mangel an Nahrung, oder der Eroberungsgeiſt die Urſache der Wanderung geweſen ſeyn.

Vorfahren, die Pelasger, Aboriginer, Arcadier, aus ihrem Vaterlande, und begaben ſich nach andern Weltgegenden. Ich will aber nicht blos von dergleichen öffentlichen Unglücksfällen reden: man weiß, daß in Griechenland ſowohl als in Italien verſchiedene verabſcheuungswürdige Nachbaren geweſen ſind. Denn Avtolykus war (31) doch wohl kein erträglicher Nachbar, und der Bewohner des Aventiniſchen Berges Cacus verurſachte gewiß ſeinen Nachbaren am Palatiniſchen Berge keine Freude. Ich bediene mich hier lieber vergangener, als gegenwärtiger Beyſpiele: ich möchte ſonſt meinen Nachbar nennen, der keinen hohen Baum auf meinem Felde, noch irgend eine Baumſchule, oder einige Stützen an den Weinbergen unbeſchädiget, oder das Vieh ſicher weiden läßt. So viel ich einſehe, hatte alſo Porcius Recht, wenn er jedermann vor ſolchem Böſewichte warnet, und vornehmlich einen angehenden Landmann widerräth, ſich nicht muthwillig in dieſes Unglück zu ſtürzen. Ich

(31) Avtolykus war der mütterliche Großvater des Ulyſſes, und wegen ſeiner Geſchicklichkeit im Stehlen in großen Ruf.

Cacus, ein berüchtigter Räuber, ward vom Herkules getödtet.

Ich füge einen Grundſatz hinzu, welchen einer von den ſieben Weiſen der Nachkommenſchaft auf immer empfohlen hat. Man muß bey allen Dingen Maaße und Schranken beobachten. Dieſes bezieht ſich nicht allein auf andere Geſchäfte, ſondern auch auf den Güterkauf. Niemand kaufe alſo mehr Ländereyen, als ſeine Umſtände erlauben. Dieſes will der Ausſpruch des **Virgils**:

> Laß andern große Ländereyen, und baue
> ſelbſt ein kleines Feld.

In dieſem Verſe trägt der gelehrte Dichter einen Geundſatz der Alten vor. Man weiß, daß die ſcharfſinnigen Carthaginenſer die Regel gehabt haben, der Acker müße nicht größer ſeyn, als der Beſitzer deſſelben beſtreiten könne, weil derſelbe ſonſt unter der Arbeit erliegen müßte. Denn unleugbar trägt ein kleiner Acker mehr als ein großer, wenn jener wohlbeſtellet iſt, dieſer aber nicht.

Nach Verjagung der Könige theilte der Tribun **Licinius** dem Volke Mann für Mann ſieben Morgen Landes aus: hievon erndteten unſere Vorfahren mehr, als wir von ſo vielen wechſelsweiſe ruhenden Feldern. Dem **Curius Dentatus**, deſſen ich oben gedacht habe,

gab

gab das Volk zur Belohnung ſeiner Tapferkeit, wegen eines von ihm erfochtenen groſſen Sieges, funfzig Morgen Landes. Er glaubte aber, dieſes ſey auch für einen Conſul und Sieger zuviel, ſchlug das Geſchenk des Volks aus, und war mit der gewöhnlichen Portion anderer Bürger zufrieden. Da bald hernach, durch unſere Siege, und die Niederlagen der Feinde, viel Aecker wüſte wurden, war es doch für einen römiſchen Rathsherrn ein Verbrechen, (32) wenn er über funfzig Morgen Landes beſaß: und Licinius ward nach ſeinen eignen Geſetzen verdammet, weil er aus unmäßiger Haabſucht, die Schranken überſchritten hatte, welche er ſelbſt als Tribun den Beſitzern der Ländereyen geſetzt hatte. Dieſes geſchahe nicht ſo wohl deswegen, weil ſo weitläuftige Beſitzungen einen Menſchen übermüthig machen, als weil man für unerlaubt hielt, daß die Ländereyen, welche die Feinde durch ihre Flucht Brach liegen laſſen, in dem Beſitz römiſcher Bürger noch ſer=

(32) Man muß 500 Morgen leſen, welches Geßner nach dem Voßius und andern bemerket hat: denn Licinius hatte im Geſetze verordnet, daß niemand über 500 Morgen beſitzen ſollte. (Livius Lib. 6, p. 451.)

ferner unbebaut liegen bleiben, wenn dieſe nehmlich mehr beſäßen, als ſie beſtreiten könnten. Die Mäßigung findet folglich, ſo wie bey allen Dingen, alſo auch bey dem Güterkauf, Statt. Man ſchaffe ſich ſo viel Feld an, als man nöthig hat: ſo ſiehet man, daß wir es gekauft haben, um Nutzen daraus zu ziehen, nicht aber, um uns eine Laſt aufzuladen, oder andern die Nutzung zu entziehen, nach Art der Großen, (33) welche ſo viele Ländereyen beſitzen, daß ſie ſelbige nicht einmal zu Pferde zu bereiſen vermögend ſind, ſondern ſelbige dem Vieh zu zertreten, und dem Wilde zu verwüſten überlaſſen, oder ſie mit gefangenen Bürgern und Knechten beſetzen.

(33) Wie weitläuftig die Ländereyen vieler Römer geweſen, erhellet unter andern daraus, daß die Hälfte des römiſchen Africa nur ſechs römiſchen Familien gehörte, welche Nero tödtete. (Plin. Hiſt. nat. 18, 6.) Die Römer beſaßen aber in Africa einen Strich Landes von 400 Meilen, und auch das eigentlich ſogenannte Africa, wenn man dieſes etwa verſtehen wollte, begriff über 100 Meilen. Ein gleiches erhellet aus des Seneca Worten; Felder, welche von ganzen Nationen bearbeitet wurden, werden itzt von den Sclaven eines einzigen Herrn gepflügt, und das Gebiet ihrer Verwalter erſtreckt ſich weiter, als ehemals ganze Königreiche.

ſetzen. (34) Wie viel Ländereyen man aber kaufen müſſe, kommt auf die gemäßigte Geſinnung und das Vermögen eines jeden an: denn, wie ich ſchon erinnert habe, es iſt nicht genug, beſitzen zu wollen, wenn man es nicht bearbeiten kann.

Vierter Abſchnitt.

Wir kommen auf die Regel des Caeſo, deren ſich auch Cato ſoll bedienet haben: man müſſe die Ländereyen oft beſehen, welche man kaufen will. Bey der erſten Beſichtigung ſiehet man weder die verborgenen Fehler, noch Vorzüge: bey wiederholter Unterſuchung zeigen ſie ſich leichter. Unſere Vorfahren haben uns zwar eine Vorſchrift gelaſſen, worauf wir bey einer Beſichtigung vornehmlich zu ſehen haben, nehmlich ob das Land fett oder

(34) Wenn ein Schuldner nicht bezahlen konnte, durfte ihn ſein Gläubiger in Feſſel legen, und zu ſeinen Dienſten gebrauchen. Die Knechte, deren man ſich zum Feldbau bediente, lebten größtentheils in Sclavengefängniſſen, damit ſie nicht entwiſchen konnten. Solcher Sclavenhäuſer war in Italien eine ungeheure Anzahl, und ohne ſie würde ein großer Theil Italiens eine Wüſte geweſen ſeyn.

oder fruchtbar ſey; (von dieſer Beſchaffenheit des Erdreichs wollen wir an ſeinem Orte reden, wenn wir von den verſchiedenen Erdarten handeln werden.) Ich muß aber überhaupt anmerken, und wiederholen, was der berühmte Feldherr im erſten Puniſchen Kriege, M. Attilius Regulus, (35) ſchon erinnert haben ſoll: man müſſe kein Gut von ungeſunder Lage kaufen, wenn es auch noch ſo fruchtbar wäre, noch ein unfruchtbares, ſo geſund es auch immer ſeyn möchte. Dieſe Ermahnung des Attilius hatte bey ſeinen Zeitgenoſſen ein deſto größeres Gewicht, weil er aus der Erfahrung redete, denn die Geſchichte meldet, daß er der Beſitzer eines ungeſunden und unfruchtbaren Ackers geweſen ſey.

So wie ein Mann von Einſicht ſich nicht überall ankauft, noch ſich durch die Reitzungen der Fruchtbarkeit oder anderer Annehmlichkeiten verführen läßt; ſo bemühet ſich ein ſorgfältiger Hausvater, die gekauften oder ererbten Ländereyen von aller Beſchaffenheit recht

(35) Dieſer bauete ſeinen Acker aus Armuth ſelbſt, fochte glücklich gegen die Carthaginenſer, bis dieſe ihre Völker dem Lacedämoniſchen Feldherrn Xantippus anvertraueten, von welchem er beſiegt und gefangen ward.

recht nutzbar zu machen. Die Alten haben uns viele Mittel an die Hand gegeben, die ungeſunde Lage zu verbeſſern, (36) und auch in einem mageren Lande kann dennoch Klugheit und Fleiß den Fehlern des Erdreichs abhelfen. Dieſen Endzweck zu erreichen, müſſen wir dem Ausſpruch des wahrheitliebenden Dichters **Virgils**, (37) als einem Orakel folgen:

Winde und Wechſel der Witterung ſuche
im voraus zu kennen!
Lerne des Feldes Natur, und wie es die
Alten gebauet,
Was jedes Land für Früchte erzeugt und
zu tragen ſich weigert.

(36) Die Beſchaffenheit der Luft richtet ſich nach den Ausdünſtungen des Bodens, und nach denen in der Nachbarſchaft, die von den Winden herzugeführt werden. Von fettem ſumpfigen Boden, Moräſten, und ſtehendem Waſſer, ſteigen ſchädliche, ungeſunde Dünſte auf. Die Art ſie abzuhalten, oder ihre Schädlichkeit zu vermindern, kommt auf Localumſtände an, und kann durch Austrocknung der Moräſte, Ableitung des ſtehenden Waſſers, eine dem Gebäude verſchafte Zugluft ꝛc. bewerkſtelliget werden: bald kann eine aufgeführte Mauer, ein gepflanzter Wald, bald die Niederreiſſung derſelben dazu dienlich ſeyn.

(37) Georg. I, 42.

Das Anſehen der Landwirthe aus den vorigen und gegenwärtigen Zeiten muß uns aber nicht bewegen, unſere eigene Verſuche, und neue Erfahrungen aus der Acht zu laſſen. Zwar kann die Anſtellung neuer Verſuche einzelnen Theilen der Landwirthſchaft oft nachtheilig ſeyn; für das Ganze aber erwächſet ein Vortheil daraus, weil eine jede Bearbeitung des Ackers einigen Nutzen ſchaft, und der Beſitzer durch öftere Verſuche das Land zu der Nutzung geſchickt macht, wozu es vornehmlich aufgelegt iſt: überdem vermehrt man durch dergleichen Verſuche den Ertrag der fruchtbarſten Ländereyen. Auf allen Aeckern muß man daher verſchiedene Verſuche anſtellen; auf fettem Boden kann man ſelbige aber um ſo mehr ohne Bedenken wagen, weil daſelbſt Arbeit und Koſten belohnet werden.

So viel an der Beſchaffenheit und Beſtellung des Bodens gelegen iſt, ſo viel kömmt auch auf die Bauart und die nützliche Einrichtung der Gebäude bey einem Landgute an. Bekanntermaßen wird oft hiegegen verſtoßen, wie z. B. von den großen Männern, (38) L. Lu-

(38) Lucullus war der Beſieger des Pontiſchen Königs Mithridates, und des Syriſchen Kö-

Lucullus und Q. Scaevola. Einer bauete ein größeres, der andere ein kleineres Landhaus, als das Verhältniß ihrer Ländereyen erforderte. Beydes iſt gegen den rechten Haushalt. Weitläuftige Gebäude erfordern große Bau- und Unterhaltungskoſten. Sind aber die Wirthſchaftsgebäude kleiner, als die Beſchaffenheit des Guts erfordert, ſo leiden wir Schaden an unſern Einkünften: denn alle Producte der Erde, ſie mögen feucht oder trocken ſeyn, verderben leicht, wenn man ſie überall unter kein Dach bringen kann, oder der Platz zu klein iſt. Der Gutsherr ſelbſt muß ſo gut wohnen, als ſein Vermögen ihm erlaubt, damit ſein Landgut und der Aufenthalt auf demſelben ihm angenehmer werde.

Hat er ſeine Frau bey ſich, deren Geſchlecht und Geſinnungen ohne das weichlicher ſind, ſo muß man um ſo mehr durch äußere Annehmlichkeiten ihr den Aufenthalt bey ihrem

Königs Tigranes. Nach ſeiner Zurückkunft verwandte er ſeine Schätze auf prächtige Gebäude und andere Arten von Verſchwendung. In der Oekonomie hat er das Verdienſt, die Kirſchen zuerſt aus Aſien nach Europa gebracht zu haben.

Scaevola bekleidete, außer andern Ehrenſtellen, auch die Conſulatwürde.

rem Mann auf dem Lande erträglich machen. Ein Landmann bauet alſo mit Geſchmack, doch ohne einen Baugeiſt zu haben, ſondern das Haus und die Ländereyen ſtehen, in Anſehung ihrer Größe, in einem genauen Verhältniſſe gegen einander, damit nicht, wie Cato ſagt, das Haus gegen das Feld, oder das Feld gegen das Haus zu groß erſcheinet.

Wir wollen nun die Einrichtung der Gebäude überhaupt beſchreiben.

Zu dem Bau eines Hauſes wählet man die geſundeſte Gegend, weil ungeſunde Luft viele Krankheiten verurſacht. Da es Oerter giebt, welche im Sommer wenig Hitze, im Winter aber unerträgliche Kälte empfinden, wie z. E. Theben in Böotien; andere Oerter hingegen, als z. E. Chalcis in Euböa, im Winter mäßige Wärme, im Sommer ungeheure Hitze ausſtehen; ſo ſuche man ſich einen Ort von gemäßigter Hitze und Kälte aus. Mäßige Anhöhen pflegen von dieſer Beſchaffenheit zu ſeyn, wenn ihre Lage nicht ſo niedrig iſt, daß ſie im Winter vom Schnee und im Sommer von den heiſſen Dünſten (39) viel

(39) Die Vermeidung der Dünſte des Sommers kam bey dem Columella, der für Italien ſchrieb,

viel leiden, noch ſo hoch, daß ſie gar keinen Wind, aber deſto mehr Regen das ganze Jahr hindurch haben. Auf einem ſolchen Hügel lege man die Gebäude an, doch an einem erhöheten Theile deſſelben, damit nicht die Regenbäche von der Höhe auf das Haus ſtürzen, und das Fundament beſchädigen können.

Fünfter Abſchnitt.

In dem Bezirk der Gebäude ſelbſt muß eine Quelle ſeyn, oder wenigſtens eine Waſſerleitung: und Holz und Futter in der Nähe. Iſt kein fließendes Waſſer vorhanden, ſo ſuche man in der Nähe nach Brunnen, welche aber nicht zu tief liegen, noch bitteres oder ſalziges Waſſer haben müſſen. Sollte es ſowohl hieran, als an fließendem Waſſer fehlen, ſo laſſe man große Ciſternen für die Menſchen und Viehtränken für das Vieh machen, um in beiden das der Geſundheit ſehr zuträgliche

ſchrieb, um ſo mehr in Betrachtung, da zur Zeit der Sommerhitze, zu Rom und auf dem umliegenden flachen Lande, die Luft mit entzündeten Dünſten angefüllet iſt, welche nach Maaßgebung der Hitze röthlich und ſtinkend ſind. (Neue Nachrichten von Italien p. 409.)

Regenwaſſer zu ſammlen. Soll dieſes recht gut ſeyn, ſo leite man es durch irdene Röhren in bedeckte Ciſternen. (40) Dem Regenwaſſer kommt das fließende Waſſer an Güte am nächſten, welches ſich aus den Bergen ergießet, und über Felſen herabrauſcht, desgleichen ſich zu Guarcenum in Campanien findet. Den dritten Rang hat das Waſſer aus einem Brunnen, entweder auf einem Hügel, oder in einem nicht tiefen Thale. Das ſchlechteſte Waſſer iſt das moraſtige, welches kaum einige Bewegung hat, ungeſund iſt, und beſtändig auf den Sümpfen ſtehet. So ſchädlich dieſes Waſſer an ſich iſt, ſo wird es doch im Winter durch den Regen etwas verbeßert: woraus erhellet, wie geſund das Regenwaſſer ſeyn müſſe, weil es anderem ſchlechten Waſſer das Gift benehmen kann. Dieſes Waſſer iſt folglich zum geſunden Getränke das beſte. Zur Kühlung der Sommerhitze, und zur Verſchönerung des Orts, trägt aber das Quellwaſſer am meiſten bey, welches man daher, wenn es die Lage leidet, nach dem Landhauſe leiten muß; es mag ſonſt beſchaffen ſeyn, wie es will, wenn es nur ſüß iſt.

Iſt

(40) Zur Anlegung der Ciſternen findet ſich eine brauchbare Anleitung in Florins klugem und rechtsverſtändigem Hausvater S. 283.

Iſt ein Fluß weit vom Gebürge entlegen, und erlaubt die Geſundheit des Orts, und die hohe Lage des Ufers, das Landhaus an den Strom zu bauen: ſo muß man den Fluß lieber im Rücken als vor ſich zu haben ſuchen, nur der vördere Theil des Hauſes muß den ſchädlichen Dünſten der Gegend nicht ausgeſetzt ſeyn, ſondern die geſunden Winde im Geſicht haben. Denn von den meiſten Flüſſen dünſtet im Sommer ein Dampf, und im Winter ein kalter Nebel aus: beide ſtecken Menſchen und Vieh an, wenn ſie nicht vom Winde verwehet werden. In geſunden Gegenden ſetzet man alſo, wie ich ſchon erinnert habe, das Landhaus gegen Morgen oder Mittag, an ungeſunden Oertern gegen Mitternacht.

In der Nachbarſchaft des Meers ſoll das Landhaus die Ausſicht gerade auf das Meer haben, um an den Schlagen der Wellen die Augen weiden zu können: nur muß es nicht am Ufer, oder in einer ganz kleinen Entfernung davon ſtehen; eine etwas weitere Entfernung iſt vortheilhafter, weil die Ausdünſtungen (41) des Meers in der Nähe ſchädlich ſind.

(41) Ueber die Schädlichkeit der Ausdünſtungen des Meers haben in neueren Zeiten Bertrand

ſind. Eben ſo wenig muß ein Sumpf oder Heerſtraße nahe an dem Landhauſe ſeyn. Bey der Hitze ſteigen aus den Moräſten giftige Dünſte auf; ungeheure Heere Mücken werden daſelbſt erzeugt, und fallen uns beſchwerlich; giftige Nattern und Schlangen gehen, nach verſiegener winterlicher Näße, im Frühlinge aus dem erhitzten Unflat und Schlamm hervor. Durch dieſes alles entſtehen oft unbekannte Krankheiten, deren Urſachen kein Arzt ergründen kann. Endlich greifet Roſt und Feuchtigkeit das ganze Jahr hindurch das Acker- und Hausgeräthe, und die Früchte auf dem Felde und in den Scheuren an.

Eine

trand und Gerin geſtritten: dieſer verwarf die Seeluft, jener lobte ſie. Teſti hält ſogar die Luft zu Venedig aus dem Grunde für geſund, weil dieſe Stadt im Meer lieget. Die Erfahrung zeiget wenigſtens, daß die Menſchen in den am Meere liegenden Oertern ein eben ſo hohes Alter erreichen, als in den mittelländiſchen Gegenden. Doch iſt nicht zu leugnen, daß ſowohl die Fluth in den Meeren, wo ſolche bemerklich iſt, als die allgemeine Bewegung der See, vermöge deren ſie von Oſten nach Weſten ſtrömt, zufälliger Weiſe todte Körper von Seethieren und Fiſchen, oder auch verfaulte Pflanzen an das Ufer werfen können, deren Ausdünſtungen ſchädlich ſind.

Eine Heerſtraße iſt deswegen nachtheilig, weil die Reiſenden unterwegens viel zu Grunde richten, und man beſtändig mit Gäſten überhäuft iſt.

Um alle dieſe Unbequemlichkeiten zu vermeiden, ſoll ein Landhaus nicht an der Landſtraße, an keinem ungeſunden Ort, ſondern abgelegen, an einer Anhöhe, gerade gegen Morgen ſtehen. In einer ſolchen Lage empfindet es eine gemäßigte Gleichheit der Winter- und Sommerwinde. Iſt die Lage nah gegen Morgen abhängig, ſo kann im Sommer die Luft freyer durchſtreichen, und die Stürme thun im Winter nicht ſo großen Schaden: hingegen thauet der Froſt von der Morgenſonne auf, und der Reif ſchmilzt. Ein Ort iſt folglich ungeſund, wohin Sonne und warme Winde nicht dringen können, denn nur dadurch kann der nächtliche Reif, Brand und andere Unreinigkeiten, welche Menſchen, Vieh und Früchten ſchädlich ſind, getilget werden.

Soll nun ein Gebäude auf einem abhängigen Platz aufgeführt werden, ſo wird der Anfang von der niedrigſten Seite gemacht: denn wenn der Grund in der Vertiefung gelegt iſt, ſo wird er nicht allein das darauf geſetzte

Ge-

Gebäude ſelbſt leicht tragen, ſondern kann auch als eine Wiederlage und Strebpfeiler gebraucht werden, wenn man das Gebäude erweitern, und an den höher liegenden Theil etwas anbauen will. Ein ſo tief gelegter Grundbau kann den Gegendruck der höheren Gebäude aushalten. Legt man aber den Grund des Gebäudes auf der Höhe des Hügels ſo bekommen die niedriger ſtehenden Gebäude, welche damit verbunden werden, Riße und Lücken. Denn ein neuer Bau, der an einen alten und ſchadhaften geſetzt wird, ſenket ſich von dem Drucke deſſelben, das alte Gebäude drenget das neue und niedrige aus ſeiner Lage, und ſtürzet ſich zuletzt auf ſelbiges. Dieſem Fehler muß man daher bey der erſten Grundlage vorbauen.

Sechſter Abſchnitt.

Die Größe und die Zahl der Zimmer muß in dem ganzen Landſitze gehörig eingerichtet werden. Ueberhaupt hat derſelbe drey Theile, Wohnzimmer, Wirthſchaftsgebäude, Vorrathskammern.

Das Wohngebäude wird in Sommer- und Winterzimmer abgetheilt. Die Schlafzimmer

mer, deren man ſich im Winter bedient, liegen gegen Nordoſt; die Speiſezimmer gerade gegen Abend, die Schlafzimmer für den Sommer haben die Ausſicht gerade gegen Mittag, und die Speiſezimmer gegen Südoſt. Die Bäder (42) liegen gegen Nordweſt, damit ſie nach Mittag, und bis an den Abend Licht haben. Die Lage der Spatziergänge (42) iſt

(42) Die Römer trugen keine Beinkleider, der Gebrauch der leinenen Unterkleider oder Hemder war nicht ſo ſehr häufig, die Füße waren ganz, oder zum Theil bloß: ſie mußten folglich bey der großen Hitze in Italien mit Schweiß, Schmutz und Staub bedeckt ſeyn, und hatten folglich nöthig, ſich oft abzuwaſchen. Zum allgemeinen Gebrauch waren zwar öffentliche Bäder angelegt. Vornehme und reiche Leute hatten aber, ſowohl in der Stadt als auf den Landgütern Bäder, deren man ſich täglich etwa eine Stunde vor der Mahlzeit, bisweilen auch wohl öfter zu bedienen pflegte. Ein ſolches Bad beſtand aus verſchiedenen Zimmern, welche heiſſe, warme und kalte Bäder enthielten.

(42) Weil die Römer, nach dem Ausdruck des Juvenals, ihre Leibesbewegungen nicht von der Beſchaffenheit des Wetters wollten abhangen laſſen, baueten ſie Seulengänge, oft von ungeheurem Umfange, welche oben bedeckt und an den Seiten offen waren, und die Ausſicht in die Gärten oder auf das Feld hatten. Hierin ſpatzierten ſie, oder fuhren, oder ließen ſich tragen.

iſt gegen Mittag, damit ſie im Winter viel Sonne, und im Sommer wenig haben.

Zu den Wirthſchaftsgebäuden gehöret eine große und hohe Küche, damit das Gebälke keiner Feuersgefahr ausgeſetzt ſey, und die Bedienten durch das ganze Jahr in der Küche Raum haben. Den ungefeſſelten (43) Knechten, weiſet man ihre Zellen oder Kämmerchen am beſten gegen Mittag an: den gefeſſelten giebt man ein geſundes unterirdiſches Gefängniß, welches durch viele aber enge Fenſter Licht erhält, welche ſo hoch ſeyn müſſen, daß man ſie nicht mit der Hand erreichen kann. Die Viehſtälle müſſen gegen Froſt und Hitze Schutz haben. Für das große Vieh gehören doppelte Ställe, zum Winter und Sommer. Für das übrige Vieh, welches zur Landwirthſchaft erfordert wird, werden ſowohl bedeckte Ställe, als Höfe in freyer Luft, die mit Mauren umgeben ſind, zugerichtet. In jenen iſt es im Winter, und hier im Sommer gegen wilde Thiere geſichert. Alle Ställe werden ſo

(43) Sclaven, welche in dem Hauſe ihrer Herrſchaft gebohren waren und alſo niemals eine Empfindung der Freyheit gehabt hatten, und andere, denen man trauen könnte, ließ man ungefeſſelt herumgehen, und wies ihnen kleine Kämmerchen zu ihrer Wohnung an.

ſo angelegt, daß keine Näſſe eindringen kann, hingegen die Unreinigkeiten einen geſchwinden Abfluß haben, und weder dem Fundament des Gebäudes, noch dem Vieh ſelbſt nachtheilig werden. Die Ställe für das Rindvieh ſind zehn, oder wenigſtens neun Fuß breit: ſo kann ſich das Vieh niederlegen, und der Ochſenknecht behält den gehörigen Platz zu ſeinen Verrichtungen. Die Krippen müſſen von der Höhe ſeyn, daß ein Ochſe oder anderes Laſtthier im Stehen bequem daraus freſſen kann.

Bey dem Eingange des Hauſes wohnt der Verwalter, damit er ſehen könne, wer kömmt oder gehet. Ueber der Thüre wohnt aus gleichen Urſachen der Rechnungsführer, welcher über das den Verwalter in der Nähe beobachten muß. Nahe bey beiden iſt die Vorrathskammer für das Wirthſchaftsgeräthe, und in dieſer Kammer ein abgetheilter Ort für das Eiſenwerk. Die Hirten haben ihre Wohnung bey dem Vieh, um gleich bey der Hand ſeyn zu können. Einer von ihnen muß aber ſo nahe bey dem andern wohnen, als möglich: ſo darf der Verwalter nicht zu weit gehen, und bey dem Viſitiren Zeit verlieren; und jeder iſt im Stande von der Arbeitſamkeit oder

Träg-

Trägheit des andern ein Zeugniß abzulegen.

Zu den Vorrathskammern gehöret die Oelkammer, die Kelter, der Weinkeller, die Conditorey, die Böden zum Heu und Häckerling, die Vorrathshäuſer und Scheunen. Unten an der Erde liegen naſſe Sachen, als Wein, oder Oel zum Verkauf: trockene Sachen, als Korn, Heu, Laub, Spreu, und anderes Futter, bringt man in die Höhe. Das Korn wird gleichfals auf Böden aufgeſchüttet, und muß durch kleine Oeffnungen vom Nordwind beſtrichen werden können: denn dieſe Lage iſt kalt, aber nicht naß, folglich hält ſich das Korn länger. Das Weinbehältniß muß von den Bädern, der Beckerey, Miſtgrube, und anderen übelriechenden Unreinigkeiten entfernet ſeyn, nicht weniger von den Ciſternen und dem Quellwaſſer, weil die ausdünſtenden Feuchtigkeiten den Wein verderben. Mir iſt nicht unbekannt, daß einige ihr Korn am liebſten in einer gewölbten Scheune aufſchütten. Ehe aber der Fußboden gelegt wird, gräbt man die Erde auf, durchnetzt ſie mit friſchem ungeſalzenem Oelſchaum, und ebnet ſie ſodann mit Schlägeln, wie ein Eſtrich von zerſtoßenen Scherben und

Kalk.

Kalk. Wenn es trocken geworden iſt, legt man einen Boden von Töpferleim, der, anſtatt des Waſſers, mit Oelſchaum, Kalk und Sand angemacht iſt. Dieſer wird wiederum eben geſchlagen, und geglättet, und alle Fugen der Wände und des Eſtrichs verſchmiert man ſorgfältig. Denn wenn die Gebäude in den Fugen Riſſe bekommen, bedienen ſich die unterirdiſchen Thiere derſelben zu ihren Schlupfwinkeln. Die Kornſcheunen müſſen Abtheilungen haben, daß jede Frucht an einen abgeſonderten Platz gelegt werden kann. Leim mit Oelſchaum angemacht, dient zur Ausſtreichung der Wände: anſtatt des Strohes nimmt man trockene Blätter von wilden oder zahmen Oelbäumen unter den Leim. Wenn dieſe Bekleidung trocken iſt, beſprenget man ſie wieder mit Oelſchaum, und nach deſſen Eintrocknung bringet man endlich das Korn hinein. Dieſes ſcheint die beſte Art zu ſeyn, das Korn gegen die Kornwürmer, (44) und an-

(44) Es iſt bekannt, was für Verwüſtungen die Kornwürmer auf den Kornböden anrichten. Die Haushälter haben ſich daher in die Wette bemühet, Mittel dagegen ausfindig zu machen. Des Columella Angabe, welche blos in der Bekleidung der Wände mit Leim und Oelſchaum beſte-

andere ähnliche Thiere zu ſchützen, welche es ſehr bald verzehren, wenn es nicht ſorgfältig in Acht genommen wird. Stehet jedoch dieſe gewölbte Scheune, welche ich beſchrieben habe,

beſtehet, möchte wohl ſchwerlich zureichend ſeyn, und kann auch in dieſen Gegenden, welche keine Oelbäume zeugen, nicht ohne große Koſten bewerkſtelliget werden. Einige wollen, man ſoll einen Haufen großer Ameiſen auf den Kornboden tragen: dieſe ſollen die Kornwürmer freſſen, und ſich hernach von ſelbſt wieder verlieren. (Zinks Leipz. Samml. 11, 838.) Andere ſtreichen Franzoſenöl, oder Oleum diſtillatum ligni Guajaci mit einem Pinſel auf die Dielen, und ſchaufeln das Korn darüber hin, da denn die Kornwürmer herauslaufen, und getödtet werden können. Man muß aber das Korn, welches das Oel berühret hat, an der Luft ausziehen laſſen, weil ſonſt das Brod einen ſüßen und ecklen Geſchmack bekommt. (Oekon. Nachr. 5, 426.) Noch andere ſchlagen kühle durchſtreichende Luft und öftere Umſtechung vor. (Hamb. Magaz. 1, 301.) Auch gießt man Heringslake oder Sole um das Korn; die Würmer ſollen davon trinken und ſterben. (Haan. Nütz. Samml. 2ter Band p. 3.) Noch andere beſtreuen den Haufen Korn auf dem Boden mit Aſche oder klarem Kalk, einen Zoll dick. (Mills P. 3, 59.) In Holland beſprützet man die Wände und das Dach des Bodens, ehe man das Getreide auftragen läßt, zwey oder dreymal mit dem Waſſer, darin die Faßbinder ihre Weiden ungeſchält und mit der Rinde eingeweicht haben. (Hann. Gel. Anz. 1750, p. 815.)

Man

be, nicht an einem ſehr trockenem Orte, ſo verdirbt der Schimmel das beſte Korn. Iſt dieſer aber nicht zu fürchten, ſo kann man das Korn auch in unterirdiſchen Gruben aufbehalten, wie in einigen Provinzen jenſeit des Meers geſchiehet, (45) wo man eine Art

Man füllet auch einen Keſſel zu 1 Eimer mit Waſſerpfeffer, (Hydropiper, Perſicaria acris,) anderthalb Pfund Seeſalz, nebſt 2 oder 3 Knoblauchshäuptern, und ſiedet es, beſprenget die Wände und Kornhaufen damit, ohne dieſen aufzurühren. Der Kornwurm eilt heraus und ſtirbt, ſobald er die benetzten Orte berührt hat. (Beytr. zum Alton. Poſtr. 1767, 5tes St.) Die zuverläßigſten Mittel ſcheinen bisher, 1) das Korn in einem Backofen oder Stube zu trocknen, welches aber ſowohl umſtändlich als koſtbar iſt. 2) Den Boden mit dem Saft vom Pfenningkraut zu beſtreichen, welches in der Nouvelle Bigarrure, Thlaſpi Arvenſe ſiliquis talis genannt wird. (Haan. Nützl. Samml. 1755, p. 934. Oekon. Nachr. 2, 594. 5, 180.) 3) Das Getraide in Kaſten zu bewahren, in welchen Löcher ſind, wohinein durch einen Blaſebalg Luft gebracht werden kann. Die häufige Lüftung ſoll die Kornwürmer vertreiben. (Du Hamel Traité, de la Conſervation des grains p. 196. Mill's P. 3. p. 156.

(45) In Litthauen, in der Ukraine, Türkey, Ungarn und Rußland pflegen die Leute ihr Korn in Gruben oder Löchern zu verwahren, wie in Africa.

Brunnen gräbt, welche man Siros nennt, und das Korn da hinein ſchüttet.

In unſern ſehr feuchten Gegenden halte ich gewölbte Kornböden, und die angeführte Zubereitung des Eſtrichs und der Wände für beſſer, weil dadurch der Kornwurm abgehalten wird. Viele glauben zwar, dieſes ſchädliche Ungeziefer könne vertrieben werden, wenn das angefreſſene Korn in der Scheune geworfelt und gelüftet wird. Dieſes iſt aber falſch: weit gefehlt, daß die Kornwürmer hiedurch vertrieben werden ſollten, ſo werden ſie vielmehr durch den ganzen Kornvorrath ausgeſtreuet. Läßt man hingegen das Korn ruhig liegen, ſo wird nur die Oberfläche deſſelben von ihnen angegriffen, denn der Kornwurm findet ſich nicht tiefer im Korn als eine Spanne lang: nun iſt ja beſſer, das, was ohnedem ſchon angegriffen iſt, als den ganzen Vorrath in Gefahr zu ſetzen. Will man aber das Korn brauchen, ſo nimmt man das oberſte angefreſſene ab, und bedient ſich des unterſten, welches unbeſchädigt iſt. Dies gehört

Africa. (Mills P. 3, p. 121. Kluger und rechtsverſt. Hausvater p. 626. Hoberg Georg. Cur. 72. Schwed. Abh. d. Ack. d. W. 7. B. p. 189.)

gehört zwar eigentlich nicht an dieſen Ort, doch glaube ich, daß ich nicht übel gethan habe, es hier anzuführen.

Die Kelter und Oelkammer muß warm ſeyn, weil die Wärme alle Säfte beſſer zum Fluß bringt, da die Kälte ſie verdicket. Frieret aber das Oel gar, welches doch ſelten geſchiehet, ſo wird es ſchimmlicht. Man braucht bey dem Oelmachen nur die natürliche Wärme der Luft und Lage, und hat kein Feuer nöthig, den Rauch und Ruß verderben den Geſchmack des Oels. Darum muß das Licht von der Mittagsſeite in die Oelkammer fallen, damit man bey dem Auspreſſen weder Feuer noch Licht bedürfe.

Die Conditorey muß nicht enge noch dunkel ſeyn, damit man ſich bey dem Einkochen des Weins kehren und wenden könne.

Um friſch geſchlagenes Bauholz geſchwinde zu trocknen, kann man bey den Wirthſchaftsgebäuden auch eine Rauchkammer anlegen, und zwar bey der Badeſtube für das Geſinde: denn dieſe muß auch vorhanden ſeyn, damit ſich das Geſinde baden könne, aber nicht anders, als an den Feſttagen, weil das häufige Baden den Körper entkräftet.

Die Weinbehältniſſe müſſen in der Nachbarſchaft Rauch haben: denn der Wein wird geſchwinder alt, und gelangt durch den anhaltenden Rauch früh zur Vollkommenheit. Doch muß man auch einen andern Platz haben, wohin man ihn nächſtdem bringen kann, er möchte ſonſt durch allzu vieles Beräuchern einen arzneymäßigen Geſchmack bekommen.

Dies mag von der Lage und Abtheilung des Landhauſes ſelbſt, genug ſeyn. Bey dem Landſitze muß noch ein Backofen, und eine Mühle ſeyn, deren Größe ſich nach der Zahl der Einwohner richtet: zum wenigſten zween Teiche; einer für die Gänſe und das Vieh; der andere, um Feigbohnen, Reiſer, Ruthen und andere Dinge zu unſerem Behuf, darin einzuweichen: zwo Miſtgruben; in die eine bringt man den friſchen Unrath, und läßt ihn ein Jahr über liegen; aus der andern fährt man den alten Miſt weg; beyde müſſen, ſo wie die Teiche, an einer kleinen Erhöhung abhängig liegen, und inwendig ausgeſetzt ſeyn, damit die Feuchtigkeit nicht durchflieſſen könne, weil es weſentlich nothwendig iſt, daß der Miſt ſeine Feuchtigkeit, und dadurch ſeine Kraft behalte; denn durch die beſtändige Näſſe wird die Fäulniß befördert, die

in dem Stroh etwa befindlichen Saamenkörner von Dornen und Graſe vermodern, und keimen nicht auf dem Acker hervor. Erfahrne Landwirthe bedecken daher den Miſt, ſobald er aus den Ställen gebracht wird, mit geflochtenen Hürden von Weiden, damit er nicht von dem Winde ausgetrocknet, oder von der Sonne verbrannt werde.

Die Dreſchtenne muß, wo möglich, ſo liegen, daß der Herr, oder wenigſtens der Rechnungsführer ſie überſehen kann. Mit Kieſelſteinen (46) wird ſie am beſten gepflaſtert,

(46) In Italien lag die Dreſchtenne in freyer Luft, ohne Verdeck, und noch itzt herrſcht dieſe Gewohnheit in vielen Ländern: man ſiehet aber leicht, wie viel Unbequemlichkeit, bey plötzlich einfallendem Regen und Schnee, damit verbunden ſey. Die Tennen ſind bey uns gewöhnlich von Leim, dauren daher nicht über 5 bis 6 Jahre, und liefern ſelten recht reines, mit Staube unvermiſchtes Getreide. Man hat deswegen hölzerne Tennen von dicken Bohlen am beſten, wie ich glaube, von Linden- und Weißbüchenholz, 4 Zoll dick und 12 Zoll breit, vorgeſchlagen, welche zwar freylich mehr koſten, aber auch 50 Jahre dauren, reines Korn liefern, und auf welchen es ſich leichter dreſchet. Ein Riß einer ſolchen Tenne, wie ihn ein adlicher Landwirth in der Lausnitz vorſchlägt, findet ſich in den ökonomiſchen Nachrichten. (9, 95.) Siehe auch den klugen und rechtsverſtändigen Hausvater

ſtert, denn da hier der Boden unter dem Dreſchwagen nicht weichen kann, ſo wird das Korn auf ſelbigen am leichteſten ausgedroſchen. Auch wird hier das geworfelte Korn reiner, da hingegen bey einer leimernen Diele gemeiniglich kleine Steine und Klümpchen Erde durch das Dreſchen unter das Korn kommen. An

vater S. 244. Eine Tenne, nach unſers Columella Vorſchlag, mit Kieſelſteinen ausgeſetzt, dürfte wohl noch dauerhafter und weniger koſtbar, aber, in Anſehung des Staubes, eben den Unbequemlichkeiten, als unſere leimerne Tennen unterworfen ſeyn. Die Alten bedienten ſich zum Ausdreſchen des Korns, der Ochſen und anderer Thiere, welche ſie vielmals darüber hin und her gehen ließen. (Homer. Iliad. 20. 495.) Andere bedienten ſich dicker Bretter, in welche Nägel oder ſpitzige Kieſelſteine befeſtiget wurden, und die man über die Garben zog. Man brauchte Walzen, und in China wird noch itzt eine Rolle von unpolirtem Marmor über die Aehren gezogen. Man verfiel auf Wagen und Schlitten, vor welche man Ochſen oder Pferde ſpannete, und damit ſo lange auf dem Stroh herumfuhre, bis alles Korn ausgedroſchen war. Dieſes war die Gewohnheit des Orients, und herrſchet noch an vielen Orten Italiens, und in einem Theile des ſüdlichen Frankreichs. In der Türkey bedient man ſich aber itzt, anſtatt der Schlitten, einer Dreſchmaſchine, wovon in den Abhandlungen der Schwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften (13. S. 53.) eine Abzeichnung enthalten iſt. Nach der Zeit ſoll ein Schwediſcher

An der Tenne muß, vornehmlich in Italien, wegen des unbeſtändigen Wetters, ein Schoppen ſeyn, worunter man bey plötzlichem Regen das halb ausgedroſchne Korn bergen kann. Wo es aber im Sommer nicht regnet, wie in einigen Provinzen jenſeit des Meers, (47) iſt dieſes nicht nöthig.

Die

ſcher Prediger eine Dreſchmaſchine erfunden haben, wodurch ein Menſch mit einem Pferde ſo viel rein ausdreſchen ſoll, als ſonſt 4 Dreſcher. (Süßmilch Ordnung ꝛc. 1, 573.) Da dieſe Erfindung aber nicht weiter bekannt geworden iſt, ſo ſollte man faſt glauben, daß Unbequemlichkeiten damit verknüpft ſeyn müſſen, welche den Nutzen überwiegen. Bey uns läßt man es durch Menſchen mit dem Dreſchflegel ausſchlagen. Hr. Eduard Carleſon, welcher mit der Dreſchmaſchine Verſuche in Schweden angeſtellet hat, giebt derſelben vor der gewöhnlichen Art mit dem Flegel den Vorzug. Man hat die Arbeit noch mehr zu erleichtern geſucht, und ſich der Dreſchmühlen bedient. Ein Curländiſcher Herr von Amboten brachte eine ſolche im Jahr 1670 zu Stande, vermöge welcher das Korn gedroſchen, geworfelt, geſiebet, und in den Kornkaſten gebracht ward. Sie brannte aber 1679 ab. Nach der Zeit ſind ſolche Dreſchmühlen in Schottland, zu Erzen hier im Lande, zu Goldingen ꝛc. angelegt, theils aber auch nur vorgeſchlagen worden, haben aber bisher noch keinen durchgängigen Beyfall gefunden. (Zinks Oekon. Samml. 12 B. S. 562. ꝛc. Oekon. Nachr. 5 B. S. 461.)

(47) Durch die Gegenden jenſeit des Meers, wo es nicht regnet, wird Egypten, ein Theil der

Ar-

Die Baum⸗ und andere Gärten müſſen umzäunt, und in der Nähe ſeyn. Der Unflat vom Hünerhofe, den Bädern, und der Oelpreſſe muß ſeinen Abfluß in ſelbige haben; denn dieſes alles iſt guter Dünger für das Gartengewächſe, und für die Bäume.

Siebender Abſchnitt.

Wenn nun dieſe ganze Einrichtung entweder ſo vorgefunden, oder gemacht iſt, ſo iſt die Aufmerkſamkeit des Herrn auf den Haushalt überhaupt, und insbeſondere auf die Arbeiter, das wichtigſte. Die Arbeiter beſtehen aus Bauren oder Knechten, und dieſe gehen entweder los herum, oder ſind gefeſſelt. Mit den Bauren gehet der Gutsherr freundlich und gütig um, und fordert die Dienſte ſtrenger, als die Geldzahlung, weil ihnen jene nicht ſo ſchwer fallen, und dem Herrn doch überhaupt mehr Vortheil bringen. Denn ein wohlbeſtellter Acker verintereßirt ſich gemeiniglich, wenigſtens leidet man niemals Schaden, es ſey denn durch Ungewitter oder Plün⸗

barbariſchen Küſte, und Arabiens verſtanden, wo ein ſtarker Regen eine ſehr ſeltene, doch aber nicht ganz ungewöhnliche Sache iſt.

Plünderung: deswegen unterſtehet ſich der Bauer nicht, Erlaßung zu fordern. Der Gutsherr muß auch bey den übrigen Pflichten der Bauren, nicht ſo ſehr auf ſeinem Rechte beſtehen, z. E. auf dem Zahlungstermin, den Holzfuhren, und andern dergleichen Kleinigkeiten, welche den Bauren mehr Beſchwerlichkeiten, als Koſten machen.

Man eigne ſich ferner nicht alles zu, wozu man befugt iſt: denn unſere Alten hielten das zu weit getriebne Recht für die höchſte Unbilligkeit. Man ſehe ihnen aber auch nicht alles nach. Der Grundſatz, welchen man dem Wucherer Alphius zuſchreibt, iſt wahr, daß die beſten Schuldner, wenn man ſie gar nicht mahnt, böſe Bezahler werden. Ich habe ſelbſt von dem geweſenen Conſul L. Voluſius einem ſehr reichen Mann, gehöret, ein Gutsherr ſtünde ſich bey dürftigen Bauren am beſten, die er ſchon von ſeinem Vater geerbet, und alſo von Kindesbeinen an auf eine vertrauliche Weiſe mit ihnen bekannt wäre.

Ich bin der ſicheren Meinung, daß die öftere Verpachtung der Ländereyen nicht zuträglich ſey: am übelſten aber fährt man bey einem Pächter aus der Stadt, denn der legt nicht ſelbſt Hand an, ſondern läßt ſein Geſinde

ſinde allein arbeiten. Saſerna pflegte zu ſagen; von einem ſolchen Menſchen habe man, an ſtatt des Pachtgeldes, einen Proceß zu gewarten. Man ſuche daher ſeine Arbeiter aus den Baurrn, ſo ferne ſie fleißig ſind, zu behalten, wenn man dem Haushalt nicht ſelbſt vorſtehen kann, und es nicht vortheilhaft ſeyn würde, ihn durch das Hausgeſinde führen zu laſſen. Dieſer Fall kann aber nur in unfruchtbaren und ungeſunden Gegenden eintreten. Iſt Luft und Erdreich auch nur mittelmäßig gut, ſo bringen die Ländereyen welche man ſelbſt bauet, allezeit mehr ein, als wenn man einen Pächter oder auch einen Verwalter darauf hält, man möchte denn einen äußerſt nachläßigen oder diebiſchen Knecht haben. An beiden Fehlern hat der Herr ſelbſt Schuld: er dürfte ihm nur keine ſolche Verrichtung anvertrauen, oder ihn auch wieder abſetzen.

Weitentlegne Güter wohin der Beſitzer ſelten kömmt, müßen verpachtet werden. Das Land ſtehet ſich überhaupt beſſer bey einem freyen Pächter, als bey einem Verwalter aus der Zahl der Knechte: insbeſondere aber Kornland, welches der Pächter nicht ſo zu Grunde richten kann, als Weinberge oder Holzungen. Knechte hingegen behandeln die

Kornfelder nicht gehöriger Maaßen, vermiethen die Ochſen, futtern ſie, ſowohl als das übrige Vieh, ſchlecht, pflügen das Land obenhin, rechnen zu viel Einſaat an, bekümmern ſich wenig um das Fortkommen der Ausſaat: endlich gehet auch auf der Dreſchtenne viel verloren, theils mit Vorſatz, theils durch Nachläßigkeit; denn ſie ſtehlen ſelbſt, und nehmen das Korn vor andern Dieben auch nicht in Acht. So ſträflich pflegt der Verwalter und andere Knechte in weitentlegenen Gütern zu verfahren, und die Länderey dadurch in Miscredit zu ſetzen.

Achter Abſchnitt.

Der Gutsherr muß mit Aufmerkſamkeit beurtheilen, zu was für Verrichtungen ein jeder Knecht gebraucht werden könne. Ich warne jedermann, ſeine Verwalter nicht aus der Zahl der Knechte zu nehmen, welche um ihrer Schönheit willen beliebt ſind, oder ſich auch auf die ſtädtiſchen und zierlichen Künſte gelegt haben. Dieſe Art Sclaven iſt träge, ſchläfrig, zum Müßiggange, zu den Kampf- Wett- und Schauſpielen, an das Spiel, die

Wirths-

Wirths- und Hurenhäuſer gewohnt: und ihr Kopf iſt beſtändig mit dieſen Thorheiten angefüllt. Bringen ſie dieſe mit auf das Land, ſo werden ſie dem Herrn unnütz, und der ganze Haushalt leidet darunter.

Man wähle aber einen Menſchen zum Verwalter der von Kindesbeinen an zum Ackerbau erzogen iſt, und Erfahrung hat. Sollte ein ſolcher nicht vorhanden ſeyn, ſo nehme man einen von denen, welche ſchwerere Arbeit gethan haben. Er muß über die erſte Jugend hinaus, aber noch nicht alt ſeyn: jenes, damit ihm das gehörige Anſehen nicht fehlen möge, weil ältere nicht gerne einen Jüngling gehorchen; dieſes aber, damit er nicht unter der ſchweren Laſt erliege. Er ſey alſo von mittlerem Alter, guten Kräften, und Einſicht in den Haushalt, wenigſtens muß er Luſt dazu haben, damit er ihn deſto geſchwinder lerne. Denn die Haushaltung gehet ſchlecht von ſtatten, wenn einer zwar das Befehlen hat, ſelbſt aber erſt lernen muß, was gethan werden ſoll. Wer bey ſeinen Untergebenen ſich erſt erkundigen muß, wie und was gearbeitet werden ſoll, kann unmöglich die gehörige Aufſicht führen. Es hindert nichts, wenn der Verwal-

walter nicht ſchreiben kann (48) wenn er nur ein gutes Gedächtniß hat. Nach des Cornelius Celſus Ausſpruch, bringt ein ſolcher ſeinem Herrn öfter Geld, als Rechnungen: denn weil er nicht ſchreiben kann, kann er keine falſche Rechnungen machen, und aus Furcht, daß es auskommen möchte, darf er nicht wagen, einen andern dazu zu gebrauchen. Man gebe dem Verwalter eine Frau zur Geſellſchaft, die ihn in Ordnung halten, und doch in einigen Dingen ihm helfen kann. Er muß mit keinem von dem Geſinde Gemeinſchaft haben, vielweniger mit Fremden: doch kann er wohl bisweilen an Feſttagen einem fleißigen und guten Arbeiter die Ehre erweiſen und ihn an ſeinen Tiſch nehmen. Ohne Befehl des Herrn darf er nicht opfern. (49) Wahr-

(48) Da, nach des Columella Vorſchlage, auſſer dem Verwalter, ein Rechnungsführer auf dem Landgute ſeyn ſoll, konnte es zur Noth angehen, daß der Verwalter nicht ſchreiben konnte; um ſo mehr, da auch die Verwalter Knechte waren, und die geringſte Untreue von den Herren ſelbſt mit dem Tode beſtraft werden konnte.

(49) Die Urſache dieſes Verbots iſt die Sparſamkeit. Man verbrannte, zur Ehre der Götter, nur die Lende und das Fett des geopferten Thiers, das übrige Fleiſch ward gebraten, gekocht und mit vieler

Wahrſager und Hexen muß er nicht zulaſſen: beide bringen abergläubiſche und leichtgläubige Gemüther ums Geld, und verführen ſie zu Bosheiten. In die Stadt und auf die Jahrmärkte kommt er nicht, es ſey denn, daß er etwas kaufen oder verkaufen will. Denn, nach Catons Meinung, muß ein Verwalter kein Pflaſtertreter ſeyn, und das ihm anvertrauete Gut nicht verlaſſen, es möchte denn ſeyn, um einen Vortheil in der Wirthſchaft zu lernen, und dieſes zwar in der Nähe, damit er bald wieder zu Hauſe ſeyn könne. Fußſteige und neue Wege über den Acker leide er nicht. Man binde ihm ein, keine Gäſte aufzunehmen, wenn es nicht Freunde und Bekannte ſeines Herrn ſind; Für das Ackergeräthe und Eiſenwerk muß er ſorgen, und zweymal ſo viel davon im Vorrath haben, als Knechte da ſind, um nichts von den Nachbaren borgen zu dürfen, weil dadurch mehr Zeit verſäumt wird, als das Geräth ſelbſt werth

vieler Feyerlichkeit verzehrt. Der Verwalter konnte folglich, unter dem Vorwand des Opfers, oft zu Schmauſe gehen, und ſeinen Herrn um einen Theil ſeines Viehes bringen; hiezu kam noch der Zeitverluſt, welchen die Vorbereitung zum Opfer, und die Opfergebräuche ſelbſt verurſachten.

werth iſt. Das Geſinde muß er gut aber nicht prächtig ſpeiſen und kleiden, und ſie gegen Wind, Froſt und Regen verwahren, welches durch Pelz- und Filzröcke, oder Mantellappen geſchiehet. Das Wetter iſt niemals ſo ſchlecht, daß ſie mit dieſer Kleidung nicht in freyer Luft arbeiten könnten. Die Wiſſenſchaft des Ackerbaues iſt nicht die einzige Wiſſenſchaft eines Verwalters, er muß auch gute Gemüthsgaben haben, ſo viel bey einem Knecht möglich iſt, (50) damit er weder zu gelinde, noch zu ſtrenge verfahre. Von denen, die ſich gut aufführen, muß er einige hervorziehen, doch aber gegen die Minderfleißigen Nachſicht blicken laſſen, ſo daß ſie zwar ſeinen Ernſt fürchten, aber keine Urſache haben, ſeine Grauſamkeit zu verfluchen. Dahin kann er

(50) Die Römer hatten einen ſo großen Begriff von ſich ſelbſt, und dachten ſo ſchlecht von ihren Knechten, daß ſie dieſen kaum die Fähigkeit zu irgend einer guten Handlung zutraueten: freygeboren und tugendhaft, knechtiſch und laſterhaft, waren faſt gleichgültige Wörter. Columella folget dieſem Vorurtheil, ob ihm gleich die Erfahrung ſeiner, ſo wie aller Zeiten, edeldenkende Seelen unter dem niedrigſten Pöbel, und ſclaviſch denkende und handelnde Seelen unter den Großen hätte entdecken können.

er es bringen, wenn er dem Geſinde die Gelegenheit zu Vergehungen ſorgfältig abſchneidet, und nicht durch ſeine Nachläßigkeit ſelbſt Anlaß dazu giebt, und hernach die ſchuldigen ſtrafen muß. Nichts hält aber auch den boshafteſten Menſchen mehr von Vergehungen ab, als wenn man ihn unter der Arbeit hält, und ihn ſein Tagewerk abarbeiten läßt, und wenn endlich der Verwalter allenthalben ſelbſt zugegen iſt. So verrichten die Unteraufſeher das anbefohlne getreu, und die Arbeiter denken, nach vollbrachter ſaurer Arbeit, mehr auf Ruhe und Schlaf, als auf Kurzweile.

Wollte Gott, man könnte verſchiedene gute itzt abgekommene Gewohnheiten wieder einführen! daß der Verwalter keinen Mitknecht zu irgend einem Dienſte, auſſer in ſeines Herrn Geſchäften, brauchte; daß er in Gegenwart des übrigen Geſindes, und gleiche Speiſen mit ihnen eſſen müßte, denn ſo würde er für gutes Brod und geſundes Eſſen ſorgen; daß er niemand aus dem Bezirk des Landſitzes zu gehen verſtatte, ohne auf ſein Geheiß, und dieſes nur bey wichtigen Erforderniſſen.

Der Verwalter muß keinen Handel für ſich ſelbſt treiben, noch ſeines Herrn Geld an Vieh oder andere Kaufwaaren legen. Dergleiz

gleichen Handelſchaft zerſtreut die Aufmerkſamkeit des Verwalters, und hält ihn ab, richtige Rechnung zu halten, ſondern, wenn der Herr Geld verlangt, hat er nur Waaren aufzuweiſen. Vor allen Dingen muß man den Verwalter dahin bringen, daß er ſich nicht klüger halte, als er würklich iſt, ſondern allezeit begierig bleibe, was ihm fehlt zuzulernen. Denn ſo viel Vortheil es bringt, etwas mit Einſicht zu thun, ſo nachtheilig iſt es, wenn eine Sache verkehrt geſchiehet. Es iſt nehmlich ein Hauptgrundſatz der Landwirthſchaft, eine jede Arbeit einmal für allemal zu thun. Will man gleich ein Verſehen oder Nachläßigkeit nachher verbeſſern, ſo hat doch der Haushalt ſchon Schaden gelitten, und wirft nicht ſo viel ab, daß der Verluſt erſetzt, und der vorige Gewinn wieder erhalten werden kann.

Bey den übrigen Knechten habe ich mit Nutzen mir zur Regel gemacht, gütiger mit denen auf dem Lande, als mit dem Geſinde in der Stadt umzugehen, wenn ſie ſich nicht ſchlecht betragen: da dieſe beſtändige Freundlichkeit ihnen ihre anhaltende Arbeit leichter zu machen ſcheint, ſo ſcherze ich zuweilen mit ihnen, und erlaube auch ihnen einen Scherz.

Oft zeige ich ein Vertrauen zu ihrer Erfahrung, und überlege mit ihnen die etwanigen neuen Unternehmungen. Dadurch lerne ich eines jeden Fähigkeit und Klugheit kennen, und ſie gehen weit williger an die Arbeit, weil ſie mit ihnen überlegt iſt, und ſie ſich einbilden, man habe ſie auf ihren Rath übernommen.

Alle vorſichtige Herren pflegen die gefeſſelten Sclaven nachzuzählen, und nachzuſehen, ob ſie in guter Verwahrung ſind, ob das Gefängniß ſelbſt ſicher und ſtark genug iſt, ob der Verwalter auch ohne des Herrn Wiſſen jemand in Bande gelegt hat. Denn darauf muß genau geſehen werden, daß der Verwalter für ſich, ohne des Herrn Vorwiſſen, niemand der Feſſel entſchlage, es mag ihn der Herr, oder der Verwalter gefangen geſetzt haben. Auf dieſe Knechte muß der Herr vorzüglich ein aufmerkſames Auge haben, damit ihnen in der Kleidung und anderen Bedürfniſſen nicht zu nahe geſchehe. Denn da ſie ſo vielen gehorchen müſſen, z. E. den Verwaltern, Unteraufſehern, Gefängnißwärtern, ſo leiden ſie oft Unrecht; und man muß ſich auch mehr vor ihnen fürchten, wenn ſie durch Geitz und Grauſamkeit aufgebracht ſind.

Ein

Ein aufmerkſamer Gutsherr erkundiget ſich alſo ſowohl bey ihnen ſelbſt, als bey den ungefeſſelten Knechten, welche mehr Glauben verdienen, ob ſie das Gehörige ordnungsmäßig bekommen. Er koſtet ſelbſt, ob ihr Brod und Getränke gut ſey, und beſieht ihre Kleidungsſtücke. Auch müſſen ſie oft Erlaubniß haben, ſich über die zu beklagen, welche grauſam und betrügeriſch mit ihnen umgehen. Mit billiger Empfindung laſſe ich ihnen Gerechtigkeit wiederfahren: ich ſtrafe aber auch diejenigen, welche das Geſinde aufrühriſch machen, und ihre Vorgeſetzten verleumden: dagegen belohne ich Hurtigkeit und Fleiß.

Fruchtbaren Weibern, (51) welche eine Belohnung verdienen, wenn ſie eine gewiſſe Anzahl Kinder geboren haben, gebe ich bisweilen Erlaſſung der Arbeit; und ſchenke ihnen

(51) Herr Hume bemühet ſich darzuthun, daß die Römer ihre Sclaven nicht haben heyrathen laſſen. (Von der Menge der alten Nationen.) Ich glaube auch, daß dieſes in der Stadt nicht oft geſchehen ſeyn mag. Da man ſich aber von einem in der Sclaverey gebornen und erzogenem Knechte mehr Treue und Zuneigung verſprechen konnte, als von einem gekauften, ſo erforderte die Klugheit des Haushalts, dieſe Heyrathen auf dem Lande zu erlauben, und Columella führt es als etwas bekanntes an, und bey den Varro (2, 10.) finden wir ein gleiches.

nen die Freyheit, wenn ſie verſchiedene Söhne auferzogen haben. Drey Söhne nehmlich erwerben die Muſſe: mehr als drey, die Freyheit. Dieſe Gerechtigkeit und Sorgfalt des Hausvaters trägt viel zur Vermehrung des Vermögens bey.

Der Gutsherr verſäume nicht, wenn er aus der Stadt auf ſein Landgut kömmt, die Hausgötter (52) anzubeten, und wenn Zeit übrig

(52) Außer den allgemeinen Göttern, welche dem ganzen menſchlichen Geſchlecht, oder einigen beſondern Angelegenheiten der Menſchen überhaupt, ihrer Meinung nach, vorſtunden, verehrten die Römer beſondere und ihrer Nation eigenthümliche Götter, welche Hausgötter genannt wurden, ſo wie die kleineren Gottheiten, welche jede Familie verehrte, eben dieſen Namen hatten. Von den letzteren iſt hier die Rede. Ihnen war in jedem Hauſe ein Platz oder Kapelle und ein Feuerheerd geweihet, wo man ihnen zu Ehren Feuer anzündete. Zu den Hausgöttern auf dem Lande, wurden vermuthlich die Götter der Landwirthſchaft gezählet: nehmlich Jupiter; die Erde; die Sonne; der Mond; Ceres, die Göttin der Fruchtbarkeit; Bacchus, der Gott des Weins; der Gott, der den Brand von dem Korne abwendet; die Blumengöttin Flora; die Oelgöttin Minerva; die Gartengöttin Venus; die Waſſergöttin; und der Gott des guten Gedeihens. (Varro de re ruſt. I, I.) Dieſen wurden die Erſtlinge des Korns, des Weinſtocks und der Heerde gebracht. (Apuleji Apol.

übrig iſt, ſogleich, ſonſt aber am folgenden Tage, den ganzen Bezirk und alle Ländereyen zu beſehen, und zu beurtheilen, ob in ſeiner Abweſenheit die Wirthſchaft und Aufſicht vernachläßiget ſey, ob Weinſtöcke, Bäume oder einige Früchte fehlen; dann zähle er Vieh, Geſinde, Acker- und Hausgeräthe nach. Thut er dieſes viele Jahre nacheinander, ſo wird er in ſeinem Alter ſein Hausweſen in guter Ordnung haben, und auch bey hohen Jahren nicht von ſeinen Knechten verachtet werden.

Apol. p. 377.) Außer dieſen verehrte jeder Hausvater unter ſeinen Hausgöttern ſeine tugendhaften Vorfahren, und auch andere verdiente Menſchen nach Willkühr. Aeneas Hausgötter waren verſtorbene Trojaner von ſeiner Familie. (Virgil. Aen. 3, 167. 168.) Vitellius ſetzte des Narciſſus und Pallas güldene Bildniſſe unter ſeine Hausgötter, (Svetonius in Vitellio c. 2.) und der Kaiſer Alexander hatte unter ſeinen Hausgöttern die vergötterten Kaiſer, und andere tugendhafte u. rechtſchaffene Männer, z. E. den Apollonius, unſern Heiland, den Orpheus, Abraham, Alexander und ſeine Vorfahren. (Lampridius in Vita Alexandri c. 29. 31.

Neunter Abſchnitt.

Noch muß ich hinzuſetzen, was für Leibes- und Gemüthsbeſchaffenheit eines Knechts ſich für jede Arbeit am beſten ſchickt.

Die Aufſeher über den Feldbau müſſen emſig und ſehr mäßig ſeyn. Beide Stücke ſind bey dieſer Arbeit nöthiger, als die Stärke des Leibes, weil es dabey auf fleißige Aufſicht und Geſchicklichkeit ankömmt. Der Ochſenhirte muß zwar auch Vernunft haben, dieſe allein iſt aber nicht zureichend, wenn er nicht durch ſeine ſtarke Stimme und Leibesſtatur dem Vieh eine Furcht einjagen kann. Er muß aber ſeine Stärke durch Gelindigkeit mäßigen, und fürchterlicher ſcheinen, als er in der That iſt, damit die Ochſen ihm zwar gehorchen aber lange ausdauren, weil ſie nicht durch Arbeit und Schläge zugleich abgemattet werden. Doch die Pflichten der Aufſeher und Ochſenknechte will ich an ihrem Orte wiederholen. Hier erinnere ich nur, daß es bey jenen gar nicht, bey dieſen aber ſehr viel auf die Stärke und Länge ankömmt.

Zu Pflügen nimmt man die Längſten, ſowohl wegen der vorerwehnten Urſache, als auch, weil ein langer Kerl nicht ſo ſehr bey

der Feldarbeit ermüdet, da er ſich bey den Pflügen faſt mit geradem Leibe auf die Pflugſtürze legen kann: bey den übrigen Ackerknechten kömmt es auf die Statur nicht an, wenn ſie nur zur Arbeit geſchickt ſind. Der Weinbau erfordert nicht ſowohl große als breitſchulterige und ſtarke Leute: dieſe ſind zu dem Behacken und Beſchneiden am brauchbarſten. Die Mäßigkeit iſt bey dieſen nicht ſo unentbehrlich, als bey den andern Ackerleuten, weil viele Winzer zugleich, und unter einem Aufſeher, arbeiten. Ueber dieſes iſt ein leichtfertiger Kerl gemeiniglich von geſchwinderem Begriff, als andere; und dieſes wird zum Weinbau erfordert: denn dazu gehöret ſowohl Stärke, als hurtige Einſicht, wesfalls man auch den Wein mehrentheils durch gefeſſelte Sclaven bauen läßt. Dennoch wird ein ehrlicher und dazu hurtiger Kerl ſeine Sachen allemal beſſer machen, als ein Böſewicht: ich erinnere dieſes deswegen, damit man mich nicht beſchuldige, ich zöge bey den Ackerbau einen Böſewicht ehrlichen Leuten vor.

Man muß die Arbeiten des Geſindes nicht miteinander vermengen, und ſie alle zu einer Verrichtung gebrauchen. Hiebey iſt für den Gutsherrn wenig Vortheil: denn niemand

nimmt ſich des Geſchäftes ſo an, als wenn es ihm allein aufgegeben wird, ſondern entziehet ſich der Arbeit, weil doch die Mühe, die er ſich etwann geben würde, nicht ihm, ſondern dem ganzen Haufen zu gute kommen würde: und gehet ein Verſehen vor, ſo kann man bey der Menge den Thäter nicht ausfindig machen. Man trennet desfals Pflüger, Winzer und Hausknechte von einander. Die Abtheilungen unter den Knechten, müſſen jede nicht über zehn enthalten. Die Alten nannten ſolche Decurien, und gaben dieſer Einrichtung Beyfall, weil man ſie bey der Arbeit leichter unter Aufſicht halten kann, und die Aufmerkſamkeit des Aufſehers nicht durch die Menge zerſtreuet wird. Sind die Ländereyen weitläuftig, ſo ſchickt man dieſe Abtheilungen in verſchiedene Gegenden, und theilt die Arbeit ſo aus, daß man nicht etwann einen oder zween an einen Ort ſendet, denn man kann ihrer nicht gnugſam wahrnehmen, wenn ſie ſo zerſtreuet ſind: ſtärker als zehn müſſen ſie aber auch nicht ſeyn, ſonſt verläßt ſich einer auf dem andern bey der Arbeit, und glaubt, die Arbeit gehe ihn nicht an. Durch dieſe Einrichtung wird die Nacheiferung erweckt, und man entdeckt die Trägen: durch den Wetteifer wird die Arbeit gefördert,

 und

und die Saumſeligen empfinden die billige Strafe.

Ich habe nun von der geſunden Luft, den Wegen, der Nachbarſchaft, dem Waſſer, der Lage eines Landſitzes, der Größe der Ländereyen, den Arten der Bauren und Knechte, und der Eintheilung der Arbeiter gehandelt. Ich komme nun auf den Ackerbau ſelbſt, wovon im folgenden Buche ſoll gehandelt werden.

Zweytes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Du frägſt mich, mein wehrter Silvin, warum ich im Anfange meines erſten Buchs die Meynung der meiſten alten Schriftſteller vom Ackerbau widerlegt, und den Satz als falſch verworfen habe, daß die Erde, durch die Länge der Zeit, und durch die beſtändige Beackerung, ausgemergelt und unfruchtbar geworden, und veraltert ſey. Ich antworte hierauf ohne Verzug. Ich weiß ſehr wohl, daß du auf das Anſehen vieler berühmten Schriftſteller, insbeſondere des Tremel-

mellius, baueſt, welcher, in ſeinem ſchönen und artigen Werke vom Ackerbau, ſich durch das Vorurtheil der alten Schriftſteller vom Feldbau hat hinreiſſen laſſen, ohne Grund zu behaupten, die Erde ſey wegen ihres Alters, eben ſo wenig als bejahrte Frauen, zur Hervorbringung der Früchte geſchickt. Ich würde dem Beyfall geben, wenn überall nichts mehr wüchſe. Denn hört eine Frau gleich auf, Zwillinge oder drey Kinder auf einmal zu gebähren, wird ſie doch desfalls nicht gleich für unfruchtbar gehalten, ſondern wenn ſie überall keine Kinder mehr haben kann. Sind aber ihre jugendlichen Jahre einmal vorbey, ſo mag ſie noch ſo lange leben, die Gebährungskraft kömmt nicht wieder, denn ſie hängt von den Jahren ab. Die Erde hingegen, wenn ſie mit Fleiß, oder durch einen Zufall Brach liegt, erſetzt die ihr gegönnete Ruhe mit reichem Wucher, wenn ſie aufs neue beackert wird. Das Alter der Erde iſt folglich nicht die Urſache der geringeren Fruchtbarkeit: denn iſt das Alter einmal eingetreten, ſo iſt keine Rückkehr zur grünenden Jugend möglich.

Der Acker trägt auch nicht weniger, wegen der angeblichen Abmattung der Erde; denn

kein

kein Vernünftiger wird ſich überreden laſſen, daß, wie die Menſchen durch allzuviel Arbeit und Laſt müde werden, alſo auch die Erde durch die Bebauung abgemattet werde. Gleichwohl, wirſt du ſagen, berichtet Tremellius daß ungebaute und waldichte Felder nach der erſten Beackerung ſehr reiche Erndten geben, bald darauf aber die Arbeit des Landmanns nicht mehr belohnen. Dieſe Angabe des Tremellius hat ihre Richtigkeit, nur ſiehet dieſer Schriftſteller die Urſachen davon nicht ein. Wenn nehmlich ungebauetes und waldichtes Feld artbar gemacht wird, ſo iſt dieſes Land nicht deswegen fruchtbarer, weil es geruhet hat, und jünger iſt, ſondern weil die Baumblätter und von ſelbſt wachſenden Kräuter, es ſeit ſo vielen Jahren gedünget, und zur Hervorbringung der Früchte geſchickter gemacht hatten. Allmälig aber werden die Wurzeln der Pflanzen durch das Pflügen und Hacken ausgeriſſen, die abgehauenen Bäume können durch ihre Blätter die Erde nicht mehr düngen, die daſelbſt noch liegenden Blätter werden untergepflüget, und vermiſchen ſich mit der tiefern Erde, welche gemeiniglich ſchlechter iſt: folglich muß der Boden, welchem der vorige Dung fehlet, mager werden.

Wenn

Wenn die Felder alſo nicht reichlich tragen, ſo rührt es nicht von ihrer Abmattung, wie die meiſten glauben, oder von ihrem Alter, ſondern von unſerer Trägheit her. Wir werden reichere Erndten haben, wenn wir die Erde zu rechter Zeit mit einer öfteren mäßigen Düngung wieder erquicken. Nun wende ich mich zum Ackerbau, wovon ich im vorigen Buche zu handeln verſprochen habe.

Zweyter Abſchnitt.

Vgl. Varr. I,6,2 ff. Die geſchickteſten Landwirthe theilen alles Land in drey Gattungen: es liegt nehmlich entweder auf einer Ebene, oder auf einem Hügel, oder endlich auf Bergen. Die Ebene muß keine ſchnurgerade Fläche ſeyn, ſondern eine kleine Erhöhung haben; die Hügel müſſen ſich allmälig und gelinde erheben; die Berge dürfen nicht hoch und rauh ſeyn, ſondern waldicht und mit Gras bewachſen. Jedes von dieſen Feldern kann ſechs verſchiedner Erdarten enthalten, fette oder magere, lockere oder dichte, naſſe oder trockene. Dieſe Arten ſind unter ſich vermiſcht, und wechſeln mit einander ab. Hieraus entſtehen viele Verſchiedenheiten des Erdreichs, welche zu erzäh-

len

ſen eines Landwirths Sache nicht iſt, weil man von keinem Ackerbauverſtändigen fordern kann, ſich bey der unendlichen Menge der Untergattungen aufzuhalten: gnug wenn er bey den Hauptarten ſtehen bleibt, wovon man die Uebereinſtimmung einſehen und ausdrucken kann. Man muß alſo aufmerkſam auf die Aehnlichkeiten dieſer verſchiedenen Beſchaffenheit der Erde ſeyn, welche bey den Griechen die Verknüpfung entgegen geſetzter Dinge, bey uns Römern die Vereinbarung des ſich Widerſprechenden heißt.

Man kann noch merken, daß die Erdfrüchte größtentheils beſſer auf der Ebene, als auf den Hügeln fortkommen, und das fette Land ihnen zuträglicher ſey, als das magere. Ob aber mehr Früchte im trockenen oder naſſen Lande wachſen, weiß ich nicht, weil eine unendliche Anzahl Pflanzen iſt, welche trocknes Land verlangen, und eben ſo viel, welchen nur naſſes Erdreich dienet. In lockerem Lande aber wächſt alles beſſer, als im dichten. Virgil ſetzt daher zu den übrigen Eigenſchaften eines fruchtbaren Ackers hinzu:

Er muß locker ſeyn, denn dieſes ſuchen
wir durch das Pflügen zuwege zu bringen.

Das

Das Land bauen heißt nehmlich nichts anders, als es locker und los machen, wodurch der Acker am tragbarſten wird.

Fette und verfaulte Erde bringt am meiſten, erfordert am wenigſten, wird mit weniger Arbeit und Koſten beſtellt, und wird alſo mit Recht für das ſchönſte Land gehalten. Hierauf folgt die Erde, welche zwar dichte, aber doch fett iſt: dieſe bezahlet die Koſten und Arbeit des Landmanns mit reichlichem Wucher. Der dritte Platz gebühret dem feuchten Lande, weil man es ohne Koſten nutzen kann: Cato gab ihm ſogar den erſten Rang, weil er den Wieſewachs am höchſten ſchätzte. Ich rede hier aber von dem Lande, welches beackert wird, nicht aber von dem, welches ruhet. Das ſchlechteſte Erdreich iſt, welches zugleich trocken, dicht und mager iſt: es läßt ſich ſchwer bearbeiten, bezahlt ſodann die Mühe nicht, und iſt auch zu Wieſen oder Weiden nicht gut genug. Man mag ein ſolches Land beackern oder Brach liegen laſſen, ſo hat der Ackermann doch Schaden, und muß es daher als die Peſt fliehen: denn dieſe verurſacht den Tod, ein ſolcher Acker aber den Hunger, welches die ſchrecklichſte Art des

Todes

Todes iſt, wie der griechiſche Dichter ſagt:

Am erbärmlichſten iſt, des Todes Schickſal durch Hunger zu leiden.

Wir kehren zu dem fruchtbaren Lande zurück, welches zweyerley iſt, gebauet und wild. Zuerſt will ich anführen, wie man wildes Land artbar machen kann, weil man das Land zu Acker machen muß, ehe es gebauet werden kann. Bey einem ungebaueten wilden Platze muß man beobachten, ob er trocken oder naß, mit Bäumen beſetzt oder ſteinicht, mit Binſen, Gras, Farenkraut, oder anderem Gebüſche bewachſen iſt. Iſt er wäſſerig, ſo muß die überflüßige Näſſe durch Gräben abgeleitet werden. Wir kennen zwo Arten von Gräben, bedeckte und offene. Im zähen und kreidigten Lande ſind offene Gräben beſſer. In lockerer Erde ſind die Gräben theils offen, theils bedeckt, und die Oeffnungen von beiden faſſen in einander. Offene Gräben müſſen nach Art einer Dachrinne, oben weit ſeyn, und unten enger zuſammengehen. Denn ſind die Seiten rechtwinklicht, ſo werden ſie bald vom Waſſer

ausgewaſchen, und die nachſchießende oberſte Erde füllet den Graben. Will man einen bedeckten Graben machen, ſo läßt man einen Canal drey Fuß tief ausſtechen: dieſen füllt man zur Helfte mit kleinen Steinen, oder auch blos mit grobem Sande, wirft die ausgegrabene Erde darüber, und ebnet ſie. Sollten weder Steine noch Sand zur Hand ſeyn, ſo wirft man in Waſen gebundenes Geſträuche hinein, ſo viel ſich in den engen Graben zuſammen preßen läßt, tritt Cypreſſen, Fichten, und andere Zweige darauf feſt, und bedeckt alles mit Erde. An die beyden Oefnungen des Grabens ſetzt man, ſo wie bey kleinen Brücken, zween Steine zu Pfeilern, und Trägern der anderen Steine: dieſes hält den Graben offen, daß er nicht bey dem Ein- und Ausfluß des Waſſers verſtopfet wird. Waldichte und buſchigte Oerter erheiſchen eine doppelte Sorge: man muß die Bäume ausrotten, und wegſchaffen. Stehen ſie aber dünne, braucht man ſie nur abzuhauen, zu verbrennen, und ſodann das Land zu bepflügen.

Steinichte Felder können bald brauchbar werden, wenn man die Steine aufſammlen läßt: ſind ihrer aber zuviel, muß man ſie in

groſsen Haufen auf einige Stellen zuſammen tragen, damit der übrige Acker rein werde: oder man läſst einen Graben machen, und wirft ſie hinein; dieſes iſt aber nur zu rathen, wenn die Arbeit wohlfeil iſt.

Binſen und Gras vertilgt man durch öfteres Umhacken; (53) Farenkraut durch fleiſsiges Ausrotten, welches durch das Pflügen geſchehen kann, weil dieſes Unkraut in zwey Jahren vergehet, wenn man es oft losreiſset, noch geſchwinder aber, wenn man den Acker bemiſtet, und mit Feig- oder andern Bohnen bepflanzet, damit man bey der Verbeſſerung des Ackers doch auch einigen Vortheil hat. Denn es iſt bekannt, daſs das Farenkraut durch das Beſäen und Bemiſten vertilget wird: wenn man es aber auch nur von Zeit zu Zeit

(53) Binſen ſollen am geſchwindeſten vergehen, wenn man ſie bey ziemlichem Froſt im Winter eines Fingers breit tief in der Erde abhacket, daſs die Wurzeln blos zu liegen kommen, welche ſodann vom Schnee und Regen verfaulen und verderben. Weil aber die kleinen Binſen Samen tragen, ſo ſoll man ſie um Johannis mit einer Senſe abmähen. (Hann. Gel. Anz. 1754. S. 288.)

Auſser dem Abmähen des Farenkrauts, ſchlägt man vor, jeden abgemäheten Sturz mit einem heiſſen Eiſen abzubrennen. (Hann. Nützl. Samml. 3tes B. S. 590.)

wie es hervorkommt, mit einer Sichel abſchneiden läßt, welches Knaben verrichten können, ſo vergehet es in der geſetzten Zeit.

Von der Anweiſung zur Artbarmachung unbebaueter Felder kommen wir nun auf das beackerte Brachland. Ehe ich davon meine Meynung ſage, muß ich den Liebhabern des Ackerbaues einige Regeln geben. Die meiſten alten Schriftſteller vom Ackerbau geben als unleugbare Merkmale eines fetten und fruchtbaren Ackers an, wenn die Erde eine gewiſſe Süßigkeit hat, wenn Kräuter und Bäume darauf wachſen, und wenn ſie endlich ſchwarz oder aſchfärbig iſt. In Anſehung der erſten Stücke bin ich zweifelhaft, was aber die Farbe betrifft, ſo kann ich nicht begreifen, wo ſowohl andere, als auch Cornelius Celſus, ein geſchickter Landmann und Naturkündiger, die Gedanken und das Geſicht gehabt, daß ſie ſo viele Moräſte und Salzwerke niemals anſichtig geworden ſind, wo die Erde gemeiniglich dieſe Farbe hat. Auch ſiehet man nicht leicht einen Ort mit faulem Waſſer, wo die Erde nicht ſchwarz oder aſchfarbig iſt: ich möchte denn irren, wenn ich glaube, in den leimichten Moräſten, bittern Sümpfen, oder auf den Salzgruben könne kein gutes Korn

wachſen.

wachſen. Jedoch der Irrthum der Alten iſt zu offenbar, als daß man ihn mit vielen Beweiſen widerlegen dürfte. Die Farbe iſt folglich kein gewiſſer Beweis von der Güte des Erdreichs, und man muß ein gutes, d. i. ein fettes Kornland nach andern Kennzeichen beurtheilen. Denn wie das ſtärkſte Vieh verſchiedene und faſt unzählbare Farben hat, ſo hat auch das ſtärkſte Land vielerley und unterſchiedene Farben. Man ſehe alſo darauf, ob das zum Ackerbau beſtimmte Land fett ſey: doch will dieſes allein noch nicht viel ſagen, wenn es nicht ſüß iſt. Beides wird durch einen leichten Verſuch in Erfahrung gebracht. Man beſprenget die Erde mit etwas Waſſer, und druckt ſie mit der Hand zuſammen. Iſt ſie ſodann klebrig, henget ſich im Anfühlen an, wie Virgil ſagt,

Sie klebt wie Pech an den Fingern,

und fällt nicht aus einander, wenn ſie gegen den Boden geworfen wird, ſo kann man ſchließen, das ſie einen natürlichen Saft und Fettigkeit bey ſich hat. Auch iſt ein Zeichen der Fettigkeit, wenn man die ausgegrabene Erde wieder in die gemachte Oefnung ſchütten, und feſt treten will, die Erde aber gleichſam gequollen iſt, und nicht ganz hinein gehet.

Hat ſelbige aber ſämtlich in der gemachten Grube Raum, und es bleibt noch Platz übrig, ſo iſt die Erde ſchlecht: mittelmäßig iſt ſie, wenn ſie die Grube ſo eben füllet. Wiewohl dieſes alles nicht ſo zuverläßig iſt, als wenn die Erde zugleich ſchwärzlich, denn dieſe giebt den Früchten den mehrſten Trieb.

Man beurtheilet die Erde auch durch den Geſchmack. Von dem Lande, wovon man keine gute Meynung hat, nimmt man Erde, legt ſie in ein irdenes Gefäß, gießt ſüßes Waſſer auf, ſeihet es durch, wie trüben Wein, und koſtet es: denn die Erde hat eben den Geſchmack, als dieſes Waſſer. Auſſer dieſem Verſuch hat man noch viel Merkmale von der Süßigkeit und Fruchtbarkeit der Erde, wenn nehmlich Binſen, Rohr, Gras, Klee, Attich, Brombeeren, Schlee, und mehr andere Kräuter darauf wachſen, unter welchen, wie den Brunnengräbern bekannt iſt, Adern von ſüßem Waſſer ſind.

Man bleibe aber nicht bey der Oberfläche des Erdreichs ſtehen, ſondern unterſuche, ob auch tiefer gute Erde liege, oder nicht: zum Kornbau iſt zureichend, wenn die gute Erde ſich zween Fuß in der Tiefe erſtrecket: für Bäume ſind vier Fuß überflüßig genug.

Hat man dieſes alles in Erfahrung gebracht, ſo bereitet man den Acker zur Saat. Wird dieſer ſorgfältig und mit Einſicht bearbeitet, ſo trägt er reichlich. Die Bücher der Alten vom Ackerbau beſchäftigen ſich daher faſt alle damit, den Ackerleuten die beſte Methode zum Umackern an die Hand zu geben.

Bey der Umackerung ſelbſt müſſen die Ochſen die Köpfe dicht bey einander haben: es läßt ihnen anſehnlicher; ſie können die Hälſe nicht ſo ſehr hin und her werfen; und das Joch liegt feſter auf dem Halſe. Dieſes iſt nehmlich der rechte Ort dazu; es ihnen an die Hörner zu binden, wie man in einigen Ländern thut, wird von allen Schriftſtellern mit Recht verworfen. Denn das Vieh hat mehr Stärke in dem Halſe und der Bruſt, als in den Hörnern, und arbeitet bey der gewöhnlichen Manier mit dem ganzen Leibe; wenn ihnen aber die Hörner durch das daran befeſtigte Joch zurückgezogen und übergebogen werden, quält man ſie zu ſehr, und die Pflugſchaar (54) dringet kaum durch die Oberfläche

 der

(54) Nach der Beſchreibung, welche Virgil (Georg 1, 169. ſq.) von dem römiſchen Pfluge giebt, hatte derſelbe mehr Aehnlichkeit mit dem in vielen deutſchen Gegenden gewöhnlichen Hacken,

der Erden. Die Liebhaber dieſer Methode brauchen daher kleinere Pflüge, mit welchen ſie

Hacken, als mit unſerem weit künſtlicherem und mehr zuſammengeſetzten Pfluge. Die Landwirthe haben ſich über den Vorzug des Hackens und Pflügens noch nicht vergleichen können: es kömmt hiebey wohl auf die Beſchaffenheit des Bodens hauptſächlich an. So viel möchte aber doch wohl behauptet werden können, daß das Land durch das Hacken beſſer durchgearbeitet, und klärer werde.

Columella gedenket nur der Ochſen, als des einzigen Pflugviehes, zum Beweiſe, daß ſich die Römer ihrer allein zum Pflügen bedienet. In Deutſchland ſind hievon die Meinungen ſehr verſchieden, und wechſeln bisweilen von einer Meile zur andern ab. In neueren Zeiten hat man in öffentlichen Schriften geſtritten, ob es vortheilhafter ſey, mit Ochſen oder Pferden das Land und die Wirthſchaft überhaupt zu beſtellen. (Oecon. Nachr. 3, 323 ꝛc. 398 ꝛc. 475. 749.) Sollte aber die Berechnung ihre Richtigkeit haben, daß 10, oder nach anderer Meinung gar 8 Ochſen gleiche Arbeit mit 4 Pferden thun können, ferner aber 8 Pferde und 24 Ochſen gleichviel zu unterhalten koſten, ſo würde die Beſtellung des Landes mit Ochſen den Vorzug behalten, zumal da man in der Menge und durchgängigen Güte des Miſtes gewinnen würde, und ein zur Arbeit nicht mehr fähiger Ochſe noch kann fett gemacht und geſchlachtet werden. Doch iſt auch nicht zu leugnen, daß die itzt, ohne ſichere Gegenmittel, herrſchende Viehſeuche, die Beſtellung des Landes durch Ochſen bedenklich machen müſſe.

Columella will, man ſoll die Erde aus der Tiefe heraufpflügen. Viele Landwirthe von Ein-

ſie die Erde nicht aus der Tiefe heraufpflügen

Einſicht ſind ſeinem Beyſpiel gefolget, und haben die Furcht, durch tiefes Pflügen wilde Erde heraufzubringen, für ungegründet erklärt, weil dieſelbe durch die gütigen Einflüſſe der Luft eben ſo fruchtbar werde, als die vorher oben liegende Erde. (Decon. Nachr. 2, 395. 3, 128. 4, 219. 477. Zinks Decon. Samml. 8, 159.) Ein groſſer Landwirth, der Herr Probſt Lüders, giebt jedoch dem flachen Pflügen den Vorzug. Ich glaube, man müſſe hiebey auf die Beſchaffenheit des Bodens ſehen. Sollte unter einer dünnen Lage guter Erde ein ganz ungeſchlachtes und unverbeſſerliches Erdreich, ſchlechter rother kieſichter und eiſenhältiger Sand, oder auch Ortſtein und Zinder ſich befinden, ſo würde freylich das tiefe Pflügen nicht rathſam ſeyn: denn obgleich ſelbſt der Ortſtein, wenn man ihn an der Luft verwittern und fruchtbare Partikeln aus der Luft ſammlen läßt, ſogar mit der Zeit eine fruchtbare Gartenerde abgeben kann, ſo iſt es doch zu beſchwerlich und koſtbar, ihn durchzubrechen und hervorzubringen. Wo aber unter der obern Lage andere Erde von gleicher guter Beſchaffenheit liegt, pflegt man tiefer zu pflügen, um dem Saamenkorne eine Unterlage lockerer klarer Erde zu geben, in welche das Waſſer abflieſſen und das Korn nicht erſäufen kann, wenn es auf dem feſten Boden ſtehen bleibt: zugeſchweigen, daß dadurch die bisher oben gelegene Erde herunter gebracht wird, ausruhet, und aufs künftige wieder fruchtbar gemacht wird. Auch hat das tiefe Pflügen ſeinen unleugbaren Nutzen, wenn oben geile Erde und unten Sand, oder umgekehrt, lieget: durch die Vermiſchung, welche durch das Heraufpflügen geſchiehet, entſtehet daraus eine fruchtbare Erde; in jedem für ſich allein erſticken oder verwelken die Pflanzen.

können, welches doch den Früchten ungemein vortheilhaft iſt, weil tiefe Furchen das Wachsthum des Korns und der Bäume befördern. Ich gehe alſo hierin von dem Celſus ab. Dieſer ſcheuet die Koſten, welche auf größeres Vieh verwandt werden müſſen, er macht daher die Pflugſchaar und Pflughäupter kleiner, damit er das Land mit kleineren Ochſen umbrechen könne. Er weiß aber nicht, daß der Vortheil größer iſt, als die Koſten, wenn man größeres Zugvieh anſchaft, vornehmlich in Italien, wo das Feld mit Büſchen und Oelbäumen bewachſen iſt. Hier müſſen alle Arten von Baumwurzeln tief herausgepflügt werden, denn ſonſt ſchaden ſie den Früchten, und ziehen den Saft in ſich, wenn ſie unten in dem gepflügten Acker liegen bleiben. Vielleicht kann ſich aber die Methode des Celſus für Numidien und Egypten ſchicken, wo das Kornland gemeiniglich von Bäumen frey iſt: für ſolches Erdreich, welches von fettem Sande ſo locker als Aſche iſt, iſt es hinreichend, wenn es mit der Spitze des Pflugs aufgewühlet wird. Der Pflüger muß in dem Gepflügten gehen, und, eine Furche um die andere, den Pflug einmal ſeitwerts halten, hernach aber gerade, doch ſo, daß

nir=

nirgends ungepflügtes Land oder Balken liegen bleiben. Kommen die Ochſen bey dem Pflügen an einen Baum, ſo muß man ſie mit Macht zurück halten, daß die Pflugſchaar nicht hinter eine Wurzel faſſe, und der Hals der Ochſen gewaltſam zurück gezogen werde. Auch muß er ſich die Ochſen nicht mit den Hörnern gegen den Stamm ſtoßen laſſen, und endlich zuſehen, daß das eine Ende des Jochs nicht den Baum ſtreife, und etwann einen Zweig abbreche. Die Ochſen müſſen mehr mit Worten, als mit Schlägen im Zaum gehalten werden: dieſe müſſen nur die letzten Hülfsmittel ſeyn, wenn ſie nicht arbeiten wollen. Mit dem Treibeiſen oder Reitel muß man die Ochſen nicht ſtoßen; ſie werden dadurch widerſetzlich und ſchlagen hinten aus: die Peitſche aber kann man bisweilen gebrauchen. In der Helfte der Furche läßt man die Ochſen nicht ausruhen, ſondern am Ende: das Vieh wird, aus Begierde ſich auszuruhen, die Furche deſto hurtiger hinunter pflügen. Längere Furchen als von 120 Fuß zu machen, iſt dem Vieh ſchädlich: es wird dadurch allzuſehr abgemattet. Wenn die Ochſen am Ende der Furche ſind, ſchiebt man das Joch weiter vor, und läßt ſie ſtille halten,

ten, damit der Theil des Halſes, wo das Joch geſeſſen hat, ſich abkühle. Geſchiehet dieſes nicht oft, ſo entzündet er ſich, und ziehet Geſchwulſt, nnd endlich Geſchwüre nach ſich. Der Pflüger brauche ſein Hackbeil eben ſo häufig, als den Pflug ſelbſt, um die abgebrochenen Stämme und Wurzeln auszugraben, und zu vertilgen, welche in dem Acker zu liegen pflegen, wenn er mit Holz bewachſen geweſen iſt.

Dritter Abſchnitt.

Wenn die Ochſen ausgeſpannet ſind, werden ſie abgerieben, der Rücken mit der Hand niedergedruckt, nnd die Haut los geſchoben, daß ſie ſich nicht feſt an dem Leibe ſetzt, denn dieſe Krankheit iſt dem Rindvieh vornehmlich ſchädlich. Man reibet ihnen den Hals, und wenn ſie ſchwitzen, gießt man Wein in den Hals; (55) anderthalb Quartier ſind für jeden

(55) In Italien konnte dieſes bey dem wohlfeilen Preiſe des Weins Statt finden: für uns würden nach dieſem Fuße die Ochſen ſehr koſtbar zu unterhalten ſeyn. Vielleicht lieget aber hierin der Grund, daß die allgemeine Viehſeuche den Römern nicht bekannt war: denn verſchiedene Landwirthe haben dem kranken Vieh mit Nutzen rothen Wein gegeben; doch hat er bey andern keine

jeden gnug. Man bindet ſie nicht eher an die Krippen, als bis ſie aufgehöret haben zu ſchwitzen, und zu keichen. So bald man ſie ohne

ne Wirkung gethan, und würde auch auf das Ganze zu hoch kommen.

Weil hier der römiſchen Maaße flüßiger Dinge zuerſt gedacht wird, da es heißt, man ſoll dem Ochſen 2 Sextarios Wein eingießen, ſo will ich, zu beſſerem Verſtändniß des Folgenden, eine ungefehre Vergleichung der römiſchen und lüneburgiſchen Maaßen einrücken. Ich lege Eiſenſchmids Berechnung zum Grunde, und nehme als erwieſen an, daß ein römiſcher Sextarius 28 und einen halben Pariſer Cubiczoll halte. Nun hält ein lüneburgiſches ſogenanntes Quartier, wovon 4 auf ein Stübchen, 40 auf ein Anker, 240 auf ein Oxhöft gehen, und welches 2 Nößel begreift, nach der genaueſten Ausmeſſung, welche ich habe anſtellen können, etwa 40 Pariſer Cubiczoll. Hieraus ergiebt ſich folgende Proportion:

Ein Cyathus hält 2 und ein Dritthel Cubiczoll, und iſt faſt gleich dem 8ten Theil eines Nößels.

Eine Hemina hält 14 und ein Viertheil Cubiczoll, und iſt faſt gleich drey Viertheil Nößel.

Ein Sextarius hält 28 und einen halben Cubiczoll, und iſt faſt gleich anderthalb Nößel.

Ein Congius hält 171 Cubiczoll, und iſt faſt gleich 1 Stübchen und einem halben Nößel.

Eine Urna hält 684 Cubiczoll, und iſt faſt gleich 4 Stübchen und 1 Quartier.

Eine Amphora hält 2 Urnas, und iſt faſt gleich 8 und einem halben Stübchen.

Ein Culeus hält 20 Amphoras, und iſt faſt gleich 17 Ankern.

ohne Schaden kann freſſen laſſen, gebe man ihnen nicht viel, noch das ganze Futter, ſondern nur etwas, und nach und nach. Sind ſie damit fertig, ſo führt man ſie zur Tränke, und pfeifet dabey, damit ſie lieber trinken. Dann kann man ihnen das volle Futter geben. Dieſes mag von der Pflicht des Pflügers gnug ſeyn: wir kommen nun auf die gehörige Zeit zum Pflügen.

Vierter Abſchnitt.

Fettes Land, welches länger Waſſer hält, muß im Frühling umgeackert werden, da es ſchon warm wird, und zwar die Kräuter ſelbſt alle heraus ſind, der Saamen aber noch nicht gereift hat. Man zieht auf ſelbigem ſo viele und dichte Furchen, daß man kaum ſehen kann, von welcher Seite man gepflüget hat, denn dadurch werden alle Wurzeln des Unkrauts ausgerottet. Man pflügt das Brachland ſo oft, (56) daß es faſt in Staub ver-

(56) Die Hauptabſicht bey dem Pflügen iſt, die Erde bis auf den Grund zu zertheilen, und den Boden locker zu machen. In ſehr klare und lockere Erde kann der Regen und Thau bis auf den Boden eindringen, und ſich daſelbſt lange erhalten, da bey feſtem Lande ihn die Sonne bald wieder

verwandelt wird, und nach der Saat wenig oder

der auszíehet. Hr. Lullin von Chateauvieux, ein großer Landwirth neuerer Zeiten, hat daher durch wiederholte Erfahrungen bewieſen, einmal mehr als gewöhnlich pflügen, thue dem Felde ſo viel Dienſte als wenn man es dünget. Camillo Terello, in ſeinem Ricordo d'Agricultura, will das Brachland achtmal gepflügt wiſſen: und ein Pächter des berühmten Herrn von Montesquiou ſoll, bey der ſchlechten Erndte ſeiner Nachbaren, ſchönen Waizen gebauet haben, weil er zwiſchen der Saatzeit und Erndte ſeine Felder eilfmal umgeackert hatte. (Mills vollſtändiger Lehrbegriff von der practiſchen Feldwirthſchaft, 1ſter Th. S. 299. 305.) Die Sache hat in der Theorie wohl ihre Richtigkeit, wiewohl ich doch glaube, daß das Pflügen nicht geſchwinde auf einander folgen müſſe, ſondern die Erde jedesmal Zeit haben müſſe, ſich wieder zu ſetzen. Allein im Groſſen würde ſich dieſes häufige Pflügen ſchwerlich thun laſſen, und wenn man in Anſchlag bringt, wie viel mehr Vieh und Leute gehalten werden müßten, um die Arbeit zu beſtreiten, ſo möchte ſich vielleicht auch bey dem etwas reicherem Ertrage des oftgepflügten Landes, kein Vortheil zeigen. Ich ſollte glauben, wenn Felder, welche ſchon in Ordnung und gutem Stande ſind, viermal tief, mit ſchmalen Furchen gepflüget werden, ſo könne man dadurch das Erdreich zureichend locker und klar machen. Vermuthlich würde es ſeinen Nutzen haben, wenn man nach der Vorſchrift der ſchweitzeriſchen Geſellſchaft zu Bern (Anweiſung zum Feldbau im 2ten Theil ihrer Schriften S. 869.) einmal in der Länge, einmal in der Breite, und zweymal nach den beyden Diagonalen oder in die Schräge pflüget.

oder gar nicht geegget werden darf: denn die alten Römer glaubten, der Acker ſey nicht wohl durchgearbeitet worden, den man nach der Saat eggen müſſe. Der Herr des Ackers unterſucht oft, ob gepflügt wird, wie ſichs gehört: er begnüget ſich nicht mit dem oft betrüglichen äußerlichen Anſehen, weil die aufgepflügte Erde oft ungepflügte Stellen bedeckt, ſondern ſtößet eine ſtarke Stange quer durch die Furchen: gehet dieſe an allen Orten ohne Widerſtand durch, ſo iſt ſicher, daß das ganze Erdreich aufgepflügt iſt; findet die Stange aber harte Stellen, ſo iſt klar, daß daſelbſt noch ungepflügtes Brachland vorhanden iſt. Sehen die Pflüger, daß dieſes oft geſchiehet, ſo laſſen ſie keine Balken liegen

Naſſe Felder müſſen nach der Mitte des Aprils umgebrochen werden: gegen die Zeit der Sonnenwende, den 22ſten oder 23ſten Junius, müſſen ſie zum zweytenmal gepflügt ſeyn, und um den Anfang des Septembers zum drittenmal. Nach der Sonnenwende muß, nach aller Ackerverſtändigen Meinung, nicht gepflügt werden, (57) wofern die Erde nicht,

(57) Dieſe Regel paſſet ſich vermuthlich auf das italieniſche Clima. In den mir bekannten Gegenden

nicht, wie zu Zeiten geſchiehet, durch große und plötzliche Platzregen, wie im Winter zu fallen pflegen, erweicht iſt: trift ſich dieſes, ſo kann man füglich im Julius pflügen.

Bey dem Pflügen giebt man Achtung, daß die Erde nicht kothig, doch auch nicht blos halbnaß von einem kleinen Regen ſey. Dergleichen Erde nennen die Landleute ſcheckig und löcherich, und entſtehet, wenn nach langer Dürre ein kleiner Regen die Oberfläche benetzet, aber nicht tief hinein dringet. Pflüget man kothiges oder leimichtes Land, ſo wird es auf das ganze Jahr unbrauchbar, und kann weder beſäet, geeget, noch bepflanzet werden. Pflügt man aber ein ſcheckiges Feld, wird es drey Jahre unfruchtbar. Man halte alſo das Mittel, und pflüge, wenn das Land weder zu trocken noch zu naß iſt: allzuviel Näſſe macht, wie geſagt, das Land leimig und kothig; allzutrockne Felder können nicht gut beackert werden. Denn entweder kann der Pflug wegen des harten Bodens nicht durchdringen, oder dringet er ja durch, ſo zer-

den Deutſchlands pflegt man im Julius zu wenden oder zu rühren, und wählet dazu gerne trockenes Wetter.

zermalmet er die Erde nicht klein gnug, ſon≈
dern reißt große Schollen aus, welche bey
der zweyten Umackerung im Wege liegen,
und durch ihre Schwere die Pflugſchaar von
der Furche, als eine Mauer, zurückhalten,
dadurch bleiben bey dem Wenden Balken liegen
und das Vieh wird ſehr abgemattet.

Hierzu kommt noch dieſes. In der Tiefe
iſt auch das beſte Erdreich unfruchtbarer: die≈
ſes wird mit den großen Erdſchollen herauf≈
gepflügt, mit dem fruchtbaren Erdreich ver≈
miſcht, und das Erdreich trägt weniger zu.
Auch erſchwert man dem Ackermann ſeine
Arbeit, denn er kann ſein Tagewerk nicht
verrichten, wenn das Land ſo hart iſt. Wenn
der Acker ſchon gewendet iſt, muß man bey
dürrer Witterung nicht zum zweytenmal
pflügen, ſondern auf den Regen zur Durch≈
netzung der Erde warten, wodurch die Um≈
ackerung leichter wird. Die Beſtellung eines
Morgens von ſolchem Acker, erfordert vier
Tage. In zween Tagen wird er bequem
umgebrochen, in einem Tage gewendet, drey
Viertel eines Tages gehören zum Zuſammen≈
pflügen, ein Viertel eines Tages zum Eggen.
Zuſammenpflügen nennt man aber, wenn zwi≈
ſchen zwo Furchen der Mittelrücken des Feldes
erhö≈

erhöhet wird, daß das Saatkorn in ſelbigem trocken liegen kann.

Fettes Land, welches hoch liegt, wird, nach vollendeter Saatzeit, im Merz umgebrochen; wenn aber das Wetter warm, und das Land trocken iſt, ſchon im Hornung. Zwiſchen der Mitte des Aprils und der Sonnenwende, wendet man es: im September, um die Zeit der Tagesgleiche, wird es gerührt; und braucht man bey dieſer Beſtellung eben ſo viel Tage, als bey naſſem Lande.

Bey Umpflügung der Anhöhen läßt man die Furchen das Land allezeit quer durchſchneiden. Die Beſchwerlichkeit der Anhöhe wird dadurch gemindert, und Menſchen und Vieh haben eine Erleichterung ihrer Arbeit. Bey einer jeden Umpflügung muß man eine jede Furche höher oder niedriger als die vorige ziehen; ſo wird der ganze Hügel umgebrochen, und man bleibt nicht auf demſelben Flecke.

Mageres, flaches und wäſſeriges Land wird, zuerſt am Ende des Auguſts, gepflügt, im September gewendet, und um die Tagesgleiche zur Saat fertig gemacht. Die Arbeit gehet hier leichter von ſtatten, und ein Morgen erfordert nur drey Tage.

Schmale Hügel beackert man nicht im Sommer, ſondern um den Anfang des Septembers. Geſchiehet es eher, ſo ziehet die Sonne im Sommer alle Fruchtbarkeit und Saft aus der Erden, und läßt keine Kräfte darinn übrig. Man pflüget daher zwiſchen dem Anfang und der Mitte des Septembers, und wendet gleich darauf, ſo daß man nach dem erſten Herbſtregen ſäen kann. Man ſäet aber nicht auf die erhöheten Zwiſchenräume zwiſchen den Furchen, ſondern in die Furchen ſelbſt.

Fünfter Abſchnitt.

Ehe man das magere Land zum zweytenmal pflüget, wird es gedinget, denn dadurch wird es fett. Man führt Miſthaufen, jeden etwann von 5 Himten, (58) auf die Felder: auf

(58) Zum beſſeren Verſtändniß unſers Schriftſtellers, will ich die ungefehre Proportion der römiſchen Maaßen trockener Dinge zu den lüneburgiſchen Maaßen, beyfügen. Ich lege den Satz des berühmten Süßmilchs zum Grunde, daß ein römiſcher Modius die Helfte eines berliniſchen Scheffels geweſen ſey. (Göttl. Ordnung in den Veränderungen des menſchl. Geſchlechts, 2ter Th. S. 20.) Da nun der berliniſche Scheffel 82 Pfund Rocken wiegt, ſo hielt der römiſche Mo-

auf ebenem Felde ſind ſie weiter auseinander, nemlich 8 Fuß; auf Hügeln näher zuſammen, nemlich 6 Fuß. Dieſes muß im abnehmenden Mond geſchehen, (59) denn ſo kömmt weniger

Modius ungefehr 41 Pfund. Ein lüneburgiſcher Himte pflegt zwar einige Pfund mehr zu halten, bey dem Ackerbau ſucht man aber keine geometriſche Genauigkeit, und ich habe folglich, ohne Nachtheil der Sachen, Modius durch Himte überſetzen können.

Ein Modius iſt folglich ungefehr gleich einem lüneburgiſchen Himten.

Vier Sextarii, oder ein Viertheil Modius, iſt ungefehr gleich einem lüneburgiſ. Spint, oder ein Virthel Himten.

Ein Sextarius iſt ungefehr gleich einer lüneburgiſchen ſogenannten Schale.

Eine Hemina iſt ungefehr gleich einer lüneburgiſchen halben Schale.

Drey Cyathi, oder der vierte Theil eines Sextarii, iſt ungefehr gleich einem lüneburgiſchen kleinen Maaß.

(59) Noch vor nicht langen Jahren ward der Mond für die einzige Urſache aller Witterung angeſehen: in neueren Zeiten hat man ihn von dieſer Herrſchaft abgeſetzt, und man will ihm nicht den geringſten Einfluß in die irdiſchen Begebenheiten zugeſtehen. (Allg. Magaz. der Natur, Künſte und Wiſſenſchaften, 8ter Th. S. 77 ꝛc.) Da aber durch unleugbare Gründe bewieſen iſt, daß der Mond auf unſere Atmoſphäre wirket, daß das Meer durch ihn aufwallet und niederſinket, oder Fluth und Ebbe entſtehet, ſo muß die Richtung der

Unkraut unter die Saat. Bergigtes Land braucht 24 Fuder Miſt, auf den Morgen; für Land in der Ebene ſind 18 Fuder hinreichend. Sobald der Miſt geſtreuet iſt, muß man ihn unterpflügen, damit die Sonne die Kraft nicht herausſauge, ſondern er ſich mit der Erde vermiſche, und ſeine Fettigkeit ſelbiger mittheile. Man ſtreue deswegen zur Zeit nicht mehr Miſt, als in einem Tage untergepflüget werden kann.

Sechſter Abſchnitt.

Ich habe gezeigt, wie alles Feld zur Saat geſchickt gemacht wird: wir wollen nun die verſchiedenen Gattungen von Saamen durchgehen. Die vornehmſten und nützlichſten Kornarten für die Menſchen, ſind Weitzen und Din=

der Winde zum Theil mit auf ihn ankommen. Da nun von dieſen ein Theil der Witterung abhänget, ſo kann man dem Mond nicht gänzlich einigen Einfluß in die Beſtimmung der Witterung, und folglich in das Gedeihen des Landbaues verſagen. Doch ſind an beiden Seiten noch zu wenig Erfahrungen von einſichtsvollen Männern angeſtellet worden, um zu urtheilen, wie beträchtlich dieſer Einfluß ſey, und ob es ſich der Mühe verlohne, bey der Landwirthſchaft ſein Augenmerk auf ihn zu richten.

Dinkel. Man kennet viele Arten von Weitzen, (60) man ſäe aber den röthlichen, weil er ſchwer und voll iſt; den zweyten Platz giebt man dem weißen Weitzen, welcher ſehr leichtes Brod giebt; die dritte Gattung iſt der Sommerweitzen, welcher den Landwirthen am angenehmſten iſt, weil man zu ihm ſeine

(60) Die vorzüglichſte Weizenart, welche Columella anführt, nennet er Robus. Da Miller (Gartenlexicon 2ter Th. S. 354.) 13 Weizenarten anführt, ſo iſt nicht wohl möglich, mit Gewißheit auszumachen, welche von dieſen Arten der römiſche Robus geweſen ſey. Ich folge der Muthmaßung des ſeligen Gesners, daß dieſe Weizenart vielleicht auch von der Farbe den Namen gehabt, und überſetze es, den röthlichen Weizen, und ſo würde es Triticum ſpica & granis rubentibus, oder ariſtis circumvallatum granis & ſpica rubentibus, glumis laeuibus & ſplendentibus, oder endlich Triticum rufum hexaſtichon welcher in Savoyen ſtark gebauet wird, ſeyn.

Was Siligo ſey, iſt viel geſtritten worden, ich halte es für eine Weitzenart, (muthmaßlich iſt es Triticum ariſtis longioribus ſpica alba,) weil es Columella ausdrücklich zum Weitzen rechnet.

Der Sommerweizen hat kleinere Körner als die anderen Arten, trägt auch nicht ſo reichlich: er ſoll in kalten Gegenden nicht ſo leicht Schaden vom Brande leiden. (Mills Lehrbegriff der Feldwirthſchaft, 1ſter Th. S. 450.)

Zuflucht nimmt, wenn man wegen der Näſſe, oder aus andern Urſachen, nicht zu rechter Zeit hat ſäen können. Die übrigen Weitzenarten ſind überflüßig, wenn man nicht an der Mannigfaltigkeit der Früchte ſein Vergnügen findet, und ſich aus dem Beſitz derſelben eine eitle Ehre macht.

Vom Dinkel ſind vier Arten im Gebrauch. (61) Die Cluſiniſche, welche eine glänzende Weiße

(61) Dinkel oder Spelt wird in Schwaben, Franken und am Rheinſtrom häufig gebauet, iſt aber tiefer in Deutſchland noch wenig bekannt, doch iſt in Mecklenburg ein Anfang mit dem Bau deſſelben gemacht worden. Es giebt mancherley Gattungen von Spelz. In Anſehung der Lage ſeiner Körner iſt er zweyerley. Es ſitzen nehmlich zwey Körner bey einander, oder nur eines. Dieſes heißt Einkorn, oder Spelt, oder auch wilder Dinkel, und dieſe Gattung wächſet hauptſächlich in Deutſchland. Jene Gattung, da zwey Körner zuſammen ſitzen, wird großer Spelt, Dinkel oder Zweykorn genannt, und wächſet in Aſien und Italien. Das Mehl von beiden Sorten iſt ſehr ſchön, und wird von vielen dem gemeinen Weitzenmehl vorgezogen, auch verfertiget man aus dem Dinkel die beſten Perlgraupen. In Anſehung der Aehnlichkeit mit andern Kornarten, theilt ſich dieſes Korn in Weizenſpelt, Rockenſpelt und Gerſtenſpelt. Man ſäet den Spelt im Herbſt und Frühling, zu eben der Zeit, als den Weitzen und Rocken. (Zinks öcon. Samml. 10ter Band S. 660 ꝛc. Mills Lehrbegriff der practiſchen Feldwirthſchaft, 1ſter Th. S. 453. Bocks Kräuterbuch S. 238.)

Weiße hat; eine andere röthliche und glänzende Art; noch eine andere weiße, beide aber von größerer Schwere als die Eluſiniſche; der Sommerdinkel hat Vorzüge wegen ſeiner Schwere und Güte.

Dieſe Weitzen- und Dinkelarten muß der Landmann ausſäen, weil ein Landgut ſelten ſo beſchaffen iſt, daß man einerley Art überall ſäen kann, da immer einige Oerter näſſer oder trockener ſind', als andere. Weitzen wächſt aber beſſer auf trockenem Lande, da hingegen Dinkel weniger von der Näſſe leidet.

Siebender Abſchnitt.

Unter den vielen Gattungen von Hülſenfrüchten, ſind die angenehmſten und nützlichſten Bohnen, Linſen, Erbſen, Vitsbohnen (Faſeelen,) Kichererbſen, Hanf, Hirſe Heidekorn (Fench), Seſam, Feigbohnen, Flachs, auch Gerſte, weil man Graupen daraus macht.

Die beſten Futterkräuter ſind Luzerne, Bockshorn, und Wicken. Hierauf kommen Kichern, Erven, und Futtergerſten.

Ich will züerſt von den Früchten reden, welche für uns geſäet werden. Kalte Felder ſollen, nach der Vorſchrift der Alten, am ſpä-

teſten beſäet werden; wärmere früher, und heiße Gegenden am erſten. Ich werde, bey meinen Regeln, mein Augenmerk vornehmlich auf gemäßigte Gegenden richten.

Achter Abſchnitt.

Virgil will, man ſoll Dinkel und Weitzen nicht vor dem Untergange des Siebengeſtirnes ſäen,

Georg. I. v 219 Wenn du das Feld allein zu Weitzen und Dinkel bereiteſt,
So erwarte den Untergang des Sieben-geſtirnes.

Dieſes Geſtirn gehet am zwey und dreyßigſten Tage nach der Herbſtgleiche, welcher auf den 23 September zu fallen pflegt, unter. In den ſechs und vierzig Tagen (62) nach dem Untergange des Siebengeſtirns, welcher auf den vier und zwanzigſten October fällt, ſäe man alſo den Weitzen gegen die Zeit der winterlichen Sonnenwende. Denn vierzehn Tage vor und nach dem kürzeſten Tage, pflegen kluge

(62) Die Saatzeit des Weitzens fällt bey uns viel früher ein, und wird gemeiniglich vor, oder kurz nach Michaelis geſäet: jedoch ſchränket auch Columella ſelbſt die ſ äte Saatzeit auf warme und trockene Länder ein.

kluge Landwirthe kein Feld zu beſtellen, noch Weinſtöcke oder Bäume zu beſchneiden.

Wen das Feld nicht kalt noch naß iſt, kann man, meiner Meinung nach, dieſe Saatzeit allerdings beobachten: auf feuchten, magern, kalten und ſchattigen Ländereyen iſt es beſſer, um den Anfang des Octobers zu ſäen,

Wenn es die trockene Erde erlaubt,
und der Himmel nicht regnet;

damit die Kornwurzeln ſtark werden können ehe der Winterregen, Froſt und Reif ihnen Schaden zu thun vermögen. Wird aber gleich zeitig geſäet, ſo muß man doch offene Gräben und Waſſerfurchen ziehen, die Feuchtigkeit in Waſſerrinnen ſammlen, und vom Acker ableiten. Ich weiß zwar wohl, daß einige alte Schriftſteller behaupten, man müſſe nicht ſäen, woferne die Erde nicht vom Regen durchnetzt ſey. Auch halte ich ſolches bey frühem Regen allerdings für zuträglich. Stellet ſich aber, wie zuweilen geſchiehet, der Regen ſpät ein, ſo ſäe man auf den trockenen Acker: in verſchiedenen Provinzen, wo der Regen ſpäte kommt, pfleget dieſes wirklich zu geſchehen. Denn was auf trocknes Land geſäet, und eingeeget iſt, verdirbt ſo wenig, als wenn es in der Scheune läge: fällt den

ein

ein Platzregen, ſo ſchießet das, was lange geſäet iſt, in einem Tage auf. Nur wird, wie Tremellius verſichert, der Saame, ehe der Regen kömmt, von den Vögeln und Ameiſen verzehrt, wenn die Sonnenhitze das Land dürre macht: und ich ſelbſt bin durch die öftere Erfahrung von der Wahrheit dieſer Anmerkung überzeugt worden. Man ſäe daher in ſolchen Acker lieber Dinkel als Weitzen, weil jener in einer ſtärkeren Scheide ſteckt, und bey langer Näſſe ausdauren kann.

Neunter Abſchnitt.

Fettes Land erfordert, auf jeden Morgen, etwa vier Himten Weitzen; mittelmäßiges Land fünf Himten. (63) Von Dinkel gehören auf gutes Land neun Himten, auf ſchlechteres

(63) Die hier geäußerte Meynung, auf fettes Land weniger als auf mittelmäßiges zu ſäen, iſt in neueren Zeiten durch Tulls und Chateauvieux Erfahrungen beſtätiget worden. Die Landwirthe haben ſich bisher wegen des dicken und dünnen Säens zwar noch nicht vergleichen können, doch ſcheint klar, daß bey allzu dickem Säen das Korn erſticken müſſe, und keinen Platz habe ſich zu beſtauden, wesfalls mir 4 Himten Weizen auf einen Morgen zu viel ſcheinen, und möchte die Helfte wohl mehr als zureichend geweſen ſeyn.

teres zehn. Mir iſt zwar wohl bekannt, daß die Schriftſteller hierüber nicht einig ſind, aber dieſe Proportion habe ich durch die Erfahrung als die beſte gefunden. Will man ſich nach meinem Beyſpiel nicht richten, ſo folge man der Vorſchrift derer, welche auf einen Morgen Landes, es mag fruchtbar oder mager ſeyn, fünf Himten Weitzen, und acht Himten Dinkel ſäen. Meiner Meynung nach muß man nicht allezeit gleich viel ausſäen, ſondern ſolches nach Beſchaffenheit des Orts, der Zeit, und der Witterung abändern, nachdem man nehmlich auf ebenen Feldern, oder auf Anhöhen ſäet, und dieſe fett, mittelmäßig oder mager ſind; wenn ferner die Saat im Herbſt oder bey angehendem Winter beſtellet wird, weil man bey früher Ausſaat dünner, bey ſpäter Ausſaat dicker ſäet; endlich kömmt es hierbey auch auf die Beſchaffenheit des Wetters an; Regenwetter dienet der frühen Saat, trockene Witterung der ſpäten.

Der Wuchs aller Gattungen von Korn iſt am ſtärkſten, wenn das Ackerland in einer Ebene und gegen die Sonne liegt, und locker iſt. Zwar geben die Anhöhen bisweilen ſtärkeren Weitzen, aber auch weniger. Auf dichten, kreidichten und naſſen Feldern, kömmt

der

der weiſſe Weitzen und Dinkel nicht übel fort. Gerſte wächſet nur an lockeren und trockenen Orten. Jene Kornarten müſſen auf ſehr gutes Land, und welches ein Jahr um das andere Brach liegt, (64) geſäet werden: Gerſte wächſet nicht auf mittelmäßigem Acker, er muß entweder ſehr fett oder ſehr mager ſeyn. Jene können, im Fall der Noth, nach häufigem Platzregen in den noch leimichten und naſſen Boden geſäet werden, und bekommen doch, da hingegen die Gerſte ausgehen würde.

Bey kreidichtem und feuchten Boden nimmt man etwas mehr als fünf Himten Dinkel oder Weitzen zur Ausſaat. Iſt das Feld aber trocken, locker, und entweder fett oder mager, ſo braucht es vier Himten. Denn auf mageres Land gehöret nur eben ſo viel Ausſaat als auf fettes, weil es ledige und kleine Aehren bekömmt, wenn es nicht dünne beſäet wird. Wenn aber aus einem Saamenkorn viele

(64) Mortimer in ſeiner Haushaltungskunſt ſchlägt vor, mittelmäßiges und nicht gut gedüngtes Land ein Jahr um das andere Brach liegen zu laſſen. Columella fordert ſolches aber von gutem Lande, wenn es Weitzen und Dinkel tragen ſoll, welches aber der Erfahrung unſerer Zeiten widerſtreitet, weil das Land ein oder mehrmal mit einer andern Getreideart wieder kann beſtellet werden.

viele Halme wachſen, ſtehet das Korn dick, wenn gleich dünne geſäet wird.

Man muß auch wiſſen, daß ein mit Buſch bewachſenes Feld ein Fünftel Einſaat mehr erfordert, als ebenes und freyes Land. Alles dieſes beziehet ſich auf die Herbſtſaat, weil dieſes die vorzüglichſte iſt. Man ſäet aber aus Noth auch zu anderer Zeit, oder im Frühlinge: die Landleute nennen es die dreymonatliche Beſaamung. Dieſe findet an ſehr kalten und ſchneeigten Oertern Statt, wo der Sommer naß und ohne Hitze iſt. Auf anderem Lande geräth ſie ſelten gut. Dieſe Saat muß geſchwinde, und zum wenigſten vor dem Frühlingsgleichtage beſtellet werden. Leidet es die Beſchaffenheit des Landes und der Witterung, noch zeitiger zu ſäen, ſo trägt das Land deſto beſſer. Denn der Saame muß nicht, wie ſich viele einbilden, nothwendig nur drey Monate in der Erde liegen, ſondern er trägt beſſer zu, wenn er im Herbſte ausgeſtreuet wird. Doch kommen einige Kornarten bey der Frühlingswärme beſſer fort, als andere, z. E. weiſſer Weizen, Sommergerſte, Sommerdinkel, und Marſiſche Bohnen: die übrigen ſtarken Korn-

arten müſſen in gemäßigten Gegenden allezeit vor dem Winter geſäet werden.

Bisweilen quillt aus der Erde eine ſalzige und bittere Feuchtigkeit, welche durch ihre ſchädliche Näſſe auch reife Saaten zu Grunde richtet, und das Feld von allen Aehren kahl macht. Solche kahlgewordene Oerter bemerke man ſorgfältig, um zu gehöriger Zeit Mittel dagegen anwenden zu können. Denn wo die Näſſe oder ſonſt ein Uebel die Saat verheeret, muß man Taubenmiſt, und in Ermangelung deſſen, Cypreſſenblätter ſtreuen und einpflügen. Noch ſicherer iſt, die Feuchtigkeit durch Waſſerfurchen abzuleiten, ſonſt werden die vorhergedachten Mittel doch vergeblich ſeyn. Einige pflegen das Fell von einem Vielfraß um den Säekorb zu wickeln, und, wenn der Saame ein wenig darin geſtanden hat, daraus zu ſäen, in der Einbildung, es müſſe nun gewiß auflaufen; bisweilen wird das Korn, wenn es ſchon hoch iſt, zu Grunde gerichtet, weil die Wurzeln in der Erde abgefreſſen werden. Um dieſem Uebel vorzubauen, weicht man den Saamen eine Nacht in Hauswurz (65) mit Waſſer ver-

(65) Der lateiniſche Name dieſes Krauts iſt Sedum. (Flora Francica p. 594.)

vermiſcht. Andere preſſen die Schlangengurken aus, zerreiben die Wurzel davon, gießen auf beides Waſſer, und laſſen den Saamen darin weichen. Noch andere begießen alle Furchen mit eben dieſem Waſſer, oder mit ungeſalzenen Oelhefen, wenn ſie ſehen, daß die Saat angegriffen wird, und dadurch vertreiben ſie die ſchädlichen Thiere.

Sobald das Korn geſchnitten iſt, muß auf der Dreſchtenne für die Güte der künftigen Einſaat geſorget werden. Dieſes iſt eine nöthige Erinnerung. Denn, wie Celſus ſagt, wenn der Kornvorrath mittelmäßig iſt, muß man jede gute Aehre ausſuchen, und die Körner daraus aufbewahren: iſt aber der Kornvorrath zu groß, ſo muß das ausgedroſchene Korn mit einer Schwinge rein gemacht werden: was dann wegen ſeiner Größe und Schwere unten liegen bleibt, nimmt man zur Saat. Hieran iſt viel gelegen: ohne ſolche Sorgfalt ſchlägt das Korn, zwar auf naſſen Feldern geſchwinder, doch auch an trockenen Orten, aus der Art. Denn es iſt kein Zweifel, daß der beſte Saamen ſchlecht werden könne: ſchlechter Saamen erhält aber niemals eine größere Güte. Virgil ſingt,

unter andern ſchönen Sachen, auch vom Saamen; (66)

Saamen, mit Sorgfalt und Mühe zur
Ausſaat geleſen, ſchlägt öfters
Aus der Art, wenn nicht jährlich die
größten Körner aufs neue
Ausgeſucht werden; denn ſo ſtürzen des
Schickſals Geſetze
Alle Dinge von der Vollkommenheit
Höhe herunter.

Sind die Körner auswendig röthlich, und haben inwendig gleiche Farbe, ſo ſind ſie gut. Die Körner aber, welche auswendig weißlich und inwendig weiß ſind, ſind ſchlecht und leer. Man laſſe ſich nicht überreden, daß die weiße Weitzenart für die Landleute ſehr ſchätzbar ſey; es iſt nur eine Abart des guten Weitzen, und iſt zwar weißer, hingegen auch leichter. Sie wächſet ſehr gut bey feuchter Witterung, und ſchickt ſich am beſten für naſſe Oerter. Man braucht aber nicht lange, noch mit Mühe nach dieſer Kornart zu ſuchen: denn aller Weitzen verwandelt ſich nach der dritten Ausſaat, im feuchten Lande in weißen Weitzen. Nach dieſen Kornarten iſt der Rocken am brauchbarſten, welchen die Landwirthe ſechs-

(66) Die Stelle ſtehet Georg. 1, 197.

ſechszeiligen, oder auch Winterrocken nennen, weil er die übrigen Thiere auf dem Lande beſſer nähret, als der Weitzen, und den Menſchen geſunder iſt, als ſchlechter Weitzen. (67) In ſchlechten Jahren ſchützt nichts beſſer gegen den Mangel. Man ſäet ihn in lockere und trockene Erde. Der Boden muß entweder ſehr gut, oder ganz ſchlecht ſeyn, denn er greift das Land ſehr an: deswegen muß das Erdreich entweder ſo fett ſeyn, daß es davon keinen Schaden empfindet, oder ſo mager, daß es nichts zu verlieren hat. Man ſäet den Rocken nach der zweyten Umpflügung, und zwar auf gutem Lande ungefehr in gleicher Entfernung von der Herbſtgleiche, und der winterlichen Sonnenwende, bey ſchlechtem

(67) Im Text wird das Ordei hexaſtichi gedacht. Nun giebt es zwar bekanntlich viel zeilige Gerſte. Die Umſtände des Textes erlauben aber nicht, hier ſolche zu verſtehen, ſondern ich habe mit Pontedera und Gesnern Ordeum hexaſtichum durch Rocken überſetzt; 1. weil es nach dem Weitzen und Dinkel die beſte Kornart ſeyn ſoll, welches man wohl vom Rocken, aber nicht von der Gerſte ſagen kann; 2. weil das Ordeum hexaſtichum leicht ausfällt; 3. weil die Körner in keinen Bälglein ſtecken, und ſich folglich 4. leichter ausdreſchen laſſen, welches ſich nicht auf die Gerſte, ſondern auf den Rocken paſſet.

Lande aber zeitiger. Auf einen Morgen gehören fünf Himten. Der Rocken muß geſchwinder als irgend anders Korn abgemähet werden, wenn er nur eben reif geworden iſt. Denn da der Halm ſchwach iſt, und die Körner in keinem Bälglein ſtecken, ſo fallen ſie leicht aus und laſſen ſich aus eben der Urſache am leichteſten ausdreſchen. Darauf läßt man das Rockenland ein Jahr Brach liegen: ſollte ſich dieſes nicht thun laſſen, ſo bringe man viel Miſt darauf, und rotte dadurch nach und nach das Gift aus, welches in der Erde iſt.

Die Gerſtenart, welche einige die Zweyzeilige, andere Sommergerſte nennen, iſt ſchwer und ſehr weiß, ſo daß ſie mit Weitzen vermiſcht, ſchönes Brod für das Geſinde giebt. Man ſäet ſie an ſehr fetten aber kalten Orten im März: iſt der Winter aber ſo gelinde, daß ſie in der Mitte des Jenners geſäet werden kann, geräth ſie beſſer. Sechs Himten gehören auf einen Morgen.

Heidekorn und Hirſe müſſen auch zu dem Korn gerechnet werden, wiewohl ich ſie oben unter die Hülſenfrüchte gezählet habe: denn

in

in vielen Ländern nähren ſich die Einwohner davon. Sie verlangen leichtes und lockeres Erdreich, und wachſen in Gries und Sande, wenn die Witterung nur feucht, oder das Erdreich naß iſt: ein trockener und kreidigter Boden iſt ihnen zuwider. Weil ſie eine mäßige Wärme erfordern, kann man ſie vor dem Frühling nicht ſäen; das Ende des Märzmonats iſt wohl die bequemſte Zeit hierzu. Ihre Ausſaat koſtet den Landmann nicht viel: ein ganzer Morgen braucht nur ein Spinnt Einſaat. Das beſäete Land muß behackt und gejätet werden, damit das Unkraut vertilget werde. Sobald beide Kornarten Aehren haben, müſſen ſie, ehe ſich die Körner von der Hitze aufthun, mit der Hand aufgezogen, an der Sonne aufgehangen und getrocknet, ſodann verwahret werden, da ſie denn länger dauren, als das übrige Korn. Aus Hirſe wird Brod gemacht, welches man, ehe es kalt wird, ohne Eckel eſſen kann. Hirſe ſowohl als Meel von Heidekorn, wenn die Kleyen ausgeſichtet ſind, giebt einen Brey, der bey irgend einem Kornmangel, zumal mit Milch, nicht zu verachten iſt.

Zehnter Abſchnitt.

Wir haben uns weitläuftig bey dem Korn aufgehalten, und kommen nun auf die Hülſenfrüchte.

Zuerſt richtet man ſein Augenmerk auf die Feigbohnen, weil ſie am wenigſten Arbeit erfordern, am wohlfeilſten ſind, und unter allem Geſäme am vortheilhafteſten für das Land ſind. Für ausgemergelte Weinberge und Felder geben ſie den beſten Dünger, wachſen auf unfruchtbarem Lande, und dauren in der Scheune eine ewige Zeit. Gekocht oder eingeweicht geben ſie im Winter ein gutes Futter für das Rindvieh ab. Auch Menſchen können bey einem Kornmangel ſie ganz wohl gegen den Hunger eſſen. (68) Man kann ſie gleich wieder ausſäen, wenn ſie ausgehülſet ſind, und dieſes iſt die einzige Hülſenfrucht, welche nicht in der Scheune liegen muß. Sie können im September vor der Herbſtgleiche, oder im Anfange des Octobers auf das unbe-
ſtellte

(68) Man kocht oder weicht die Feigbohnen in Waſſer, um ihnen die Bitterkeit zu benehmen. Hernach trocknet man ſie am Feuer, oder an der Sonne. In Spanien und Italien macht man im Nothfall Brod davon. (Mills 1ſter Th. S. 534.)

ſtellte Brachland geſäet werden, und wenn ſie auch noch ſo ſchlecht behäufet werden, ſo ſchadet ihnen dieſes doch nicht. Sie haben gern einen warmen Herbſt, um in der Geſchwindigkeit ſtark aufzuſchieſſen: geſchiehet dieſes nicht vor dem Winter, ſo leiden ſie von dem Froſt. Den übrigen Saamen leget man in eine Kammer, wohin der Rauch kommen kann, denn wenn er naß wird, zeugen ſich Würmer darin, welche den Keim abfreſſen, da denn die Bohnen nicht auflaufen können. Sie lieben, wie ich geſagt habe, mageres und insbeſondere röthliches Land: Kreide und leimichtes Erdreich iſt ihnen zuwider. Auf einen Morgen gehören zehn Himten.

Nächſt dieſen pflanzt man ſogenannte Pferdebohnen (phaſelus,) entweder auf Brachacker, oder noch beſſer auf fettes und beſtändig tragendes Land. Auf einen Morgen kommen nur vier Himten.

Eben ſo verhält es ſich mit den Erbſen; doch muß die Erde leicht und locker, die Gegend gemäßigt warm, und die Witterung naß ſeyn. Es fallen eben ſo viel, oder ein Himte weniger, als Bohnen, in den Morgen. Man kann die erſte Saatzeit nach der Herbſtgleiche dazu wählen.

Bohnen wollen ſehr fettes oder gedüngtes Land: nimmt man Brachland dazu, ſo muß es im Thale liegen, daß die Säfte von oben: her ſich dahin ſenken. Wenn der Saame in die Erde gebracht iſt, pflüget man das Land, ebnet und egget es, damit die Erde deſto höher darüber liege; denn daran iſt viel gelegen, daß die Wurzeln ganz mit Erde bedeckt ſind. Nimmt man Land, worauf in eben dem Jahr Korn geweſen iſt, ſo ſchneidet man das Stroh ab, und fährt und ſtreuet 24 Fuder Miſt auf den Morgen. Beſaamet man ein unbeſtelltes Feld, muß gleichfalls die Saat eingepflügt, das Land geebnet und geeget werden, wie: wohl viele gegen das Eggen der Bohnen in kalten Gegenden ſind: weil die obenliegenden Erdſchollen den zarten Keim gegen den Froſt ſchützen, und ihm einige Wärme verſchaffen ſollen. Nach anderer Meynung vertreten die Bohnen auf den Feldern die Stelle des Miſtes. Ich erkläre dieſes ſo; durch die Bohnen wird zwar das Erdreich nicht fetter, aber ſie ziehen weniger Kräfte aus der Erde, (69) als die übri:

(69) Außerdem machen ſie das Land locker und klar, und tilgen das Unkraut. Grün untergepflügt düngen ſie den Acker, ſo wie andere Hülſen: früchte.

übrigen Saamenarten: denn ich weiß, daß die Aecker kornreicher ſind, wenn ſie das Jahr vorher nichts, als wenn ſie Bohnen getragen haben. Tremellius erfordert auf einen Morgen vier Himten Bohnen: ich aber bey gutem Lande ſechs Himten; bey mittelmäßigem Lande etwas mehr; auf mageren und dumpfigen Felde wachſen ſie nicht: in dichtem Erdreiche kommen ſie oft gut fort. Ein Theil kömmt etwa in der Mitte des Novembers in die Erde: (70) die letzte Pflanzzeit fällt in den December. Zwar iſt es beſſer, ſie zeitiger zu pflanzen, nemlich im November; doch bisweilen bekömmt die ſpätere Saat beſſer. Nach dem kürzeſten Tage iſt das Pflanzen nicht anzurathen, am wenigſten im Frühlinge. Man hat zwar auch Sommerbohnen, welche im Februar gepflanzet werden, aber es wird von ſelbigen ein Fünftel mehr auf das Land erfordert, als von den Winterbohnen. Jene haben kleine Schoten, und ſind auch inwendig ziemlich leer, wesfalls alte Landwirthe mehr von Winter- als Sommerbohnen

(70) Ich merke hier überhaupt an, daß, wegen der gelinden italieniſchen Winter, die Saatzeit, welche Columella angiebt, bey uns nicht auf gleiche Zeit fallen könne. Hier ſäet oder pflanzt man die Bohnen im Frühlinge.

bohnen zu halten pflegen. Die Bohnen mögen früh oder ſpät gepflanzet werden, ſo muß es doch allemal am funfzehnten Tage des Monats geſchehen, wenn ſelbiger nicht in den abnehmenden Mond fällt: ſonſt aber am vierzehnten Tage bey wachſendem Mond, wenn auch gleich nicht alles Gepflanzte mit Erde ſollte behäuft werden können. Man nehme ſie nur vor Vieh und Vögeln in acht, ſo wird ihnen weder der nächtliche Thau, noch ſonſt etwas anders, Schaden thun.

Die Landwirthe voriger Zeiten, und **Virgil**, ließen die Bohnen vor der Pflanzung in Oelhefen oder Salpeter weichen. (71) Ich weiß

(71) Von den älteſten Zeiten her hat man durch das Einweichen ſowohl den Hülſenfrüchten, als dem Korn, ein geſchwinderes Wachsthum und gröſſere Fruchtbarkeit zu verſchaffen geſucht. Demokritus weichte den Saamen in Hauslauch. (Plin. Hiſt. nat. 18, 17.) Virgil ſchlägt Salpeter und Oelſchaum vor. In neueren Zeiten hat man faſt unzählige Mittel den Saamen einzuweichen vorgeſchlagen, unter welchen doch Salpeter und Miſtjauche den meiſten Beyfall gefunden hat. Kühnholt hat in ſeiner Oeconomia experimentali 35 Arten der Imprägnation des Saamens zuſammen getragen. Bey der hin und wieder angeſtellten Probe hat ſich aber kein groſser Unterſcheid zwiſchen eingeweichten und uneingeweichten Hülſenfrüchten

weiß aus der Erfahrung, daß dieſes Mittel die Bohnen, wenn ſie zu ihrer Reife gekommen

früchten, in Anſehung des Wachsthums, gezeigt, nur pflegen jene etliche Tage eher hervorzukommen. (Mills 1, 328. 330. 342. Leipz. Samml. 7, 26.) Herr Schlottwein hat viele Verſuche angeſtellet, um dieſe Sache ins Licht zu ſetzen. Er miſchte allerhand Arten von Saamen in folgende flüßige Materien: Urin, der in die Fäulniß gegangen war, Seifenwaſſer, Miſchungen aus dieſen beyden, Salpeterlauge, welche durch Kalk geſchärfet worden, Vermiſchung aus Urin und Miſtwaſſer, das fette Waſſer, welches bey Verfertigung der Kartuffelſtärke zurück bleibt, und andere mehr. Den hierin geweichten Saamen hat er in unfruchtbare Erde geſäet, welche er ſelbſt zubereitet, indem er ſie über dem Feuer ganz ausgetrocknet, durch warmes Waſſer ausgelaugt, und alsdann wieder getrocknet. Allein die Gewächſe haben niemals ihre Vollkommenheit erreicht. Auch hat er auf dem Felde die Probe gemacht, allein es hat ſich bey der geſchwängerten Gerſte kein Vorzug vor der ungeſchwängerten gezeigt. (Hann. nützl. Samml. 4, 97 St.) Die erſteren Erfahrungen aber kann man noch nicht für vollſtändig anſehen: denn die Einweichung ſoll die Fruchtbarkeit des Saamens nicht für ſich allein, ſondern mit Mitwirkung der in der Erde ſchon enthaltenen fruchtbarmachenden Kräfte zuwege bringen: da dieſe aber durch Feuer und Waſſer zerſtöret waren, ſo war das Einweichen des Saamens zum Wachsthum freylich nicht hinlänglich. Ich glaube, man habe noch nicht Erfahrungen genug angeſtellet, um ſich mit völliger Gewißheit für oder gegen das Einweichen erklären zu können.

men ſind, gegen die Würmer ſchützt. Folgendes Mittel gründet ſich gleichfalls auf meine eigene Erfahrung. Man pflückt die Bohnen im Neumonde vor Tage ab, läſſet ſie auf der Tenne trocknen, driſcht ſie aus, macht ſie rein, und bringt ſie vor zunehmendem Mond in das Vorrathshaus, da ſie denn von den Würmern nichts zu befürchten haben werden.

Von allen Hülſenfrüchten laſſen ſich die Bohnen am bequemſten ohne Laſtvieh ausdreſchen, und ohne Wind auf folgende Art reinigen. Man legt an das äußerſte Ende der Diele eine mäßige Anzahl aufgelöſeter Bohnengarben. Drey oder vier Leute ſchleppen ſie mit den Füßen über die ganze Tenne, und zerſchlagen ſie mit Stöcken und Gabeln. Wenn ſie auf ſolche Art bis an das andere Ende der Tenne kommen, wird das Bohnenſtroh auf einem Haufen gelegt, und die Bohnen liegen auf der Tenne, auf welcher man die übrigen Bohnen nach und nach auf gleiche Weiſe ausdreſchet. Bey dieſer Arbeit trennet ſich zwar die gröbſte Spreu von den Bohnen; kleinere Unreinigkeiten, welche von den Schoten unter die Bohnen gekommen ſind, werden aber auf andere Art abgeſondert.

Man

Man bringt Spreu und Bohnen auf einen Haufen, und worfelt mit der Wurfſchaufel ziemlich weit: die Spreu, als welche leichter iſt, fällt nieder, die Bohnen, welche weiter geworfen werden, fallen rein an den ihnen beſtimmten Ort.

Die Linſen ſäet man im November, bis an den zwölften Tag des zunehmenden Mondes, in einen ſchlechten, aber lockeren, oder in einen fetten, aber trockenen Boden, denn in der Blüthe thut ihnen Geilheit und Näſſe leicht Schaden. Um den Linſen ſchnellen Keim und Wachsthum zu verſchaffen, vermiſcht man ſie vor der Ausſaat mit trocknem Miſt, läßt ſie ſo vier oder fünf Tage liegen, und ſäet ſie denn aus. Man hat zwo Saatzeiten, die zeitige im November, und die ſpäte im Februar. In einen Morgen fällt etwas mehr, als ein Himte. Um die Würmer abzuhalten, welche ſich oft ſchon in die Schoten freſſen, muß man die ausgedroſchenen Linſen in das Waſſer werfen, und die leeren Körner, welche oben ſchwimmen, von denen, die gut ſind, und zu Grunde gehen, abſondern: denn trocknet man ſie an der Sonne, beſprenget und reibt ſie mit Bruſtwurzſaft und Eßig, trocknet ſie nochmal an der

Lens esculenta Moench. (Ervum lens L.) v. φακός

Son-

Sonne, lüftet ſie und hebt ſie auf. Iſt ihrer eine große Menge, ſo bringt man ſie in die Scheune; ſind ihrer wenig, ſo thut man ſie in Oel- oder Sulzgefäße. Wenn dieſe angefüllt ſind, vermacht man ſie mit Gyps, da man dann die Linſen friſch und unverſehrt findet, wenn man ein ſolches Gefäß zum Gebrauch öffnet. Aber auch ohne dieſes Mittel kann man ſie bequem aufbewahren, wenn man ſie mit Aſche vermiſchet.

Linum usitatissimum L.

Flachs (72) muß man nicht bauen, es ſey denn, daß es in der Gegend ſtark zuträgt, und in hohem Preiſe iſt, denn er iſt dem Lande höchſtſchädlich. Man ſäet ihn auf ſehr fettes und etwas feuchtes Land, vom Anfange des Octobers bis zum Untergange des Adlers, welcher auf den ſiebenden December fällt. In einen Morgen fallen acht Himten Leinſaamen. Einige ſäen lieber auf mageres Land, aber ſehr dick, damit die Flachsfäden deſto feiner werden. Säet man ihn im Februar auf fettes Land, ſo fordert man auf jeden Morgen zehn Himten.

Seſam

(72) Die Saatzeit deſſelben iſt hier im May. Im Grubenhagiſchen wartet man damit bis gegen das Ende des Junius. (Hann. nützl. Samml. 1755. S. 1607.)

Seſam (73) muß auf naſſes Feld zeitig, auf trocknes Land zwiſchen der Herbſtgleiche und der Helfte des Octobers geſäet werden. Er wächſet am beſten auf lockerem, oder, wie es die Campaner nennen, auf zartem Erdreich: doch kommt er auch in fettem Sande und künſtlicher Erde fort. Man braucht eben ſo viel Saamen, als von Heidekorn und Hirſe, bisweilen auch auf jeden Morgen ein halbes Spint mehr. Ich habe dieſe Getreideart in Cilicien und Syrien im Junius und Julius ſäen, und im Herbſte, wenn ſie recht reif geworden war, erndten ſehen.

Kleine Kichern ſind den Erbſen ähnlich, und müſſen im Jenner oder Hornung bey feuchter Witterung auf guten Acker geſäet werden: an einigen Orten Italiens aber geſchiehet es vor dem Anfange des Novembers. Drey Himten ſind für einen Morgen zureichend. Keine Hülſenfrucht ſchadet dem Lande weniger, allein ſie bekommen ſelten, denn, wenn ſie blühen, können ſie weder Trockenheit noch den Südwind ausſtehen, beide aber finden ſich um die Zeit ihrer Blüthe.

Kichern

(73) Dieſes Gewächs iſt bey uns eine Seltenheit. In Africa und Aſien bedient man ſich des Saamens zur Speiſe. Auch wird ein gutes Oel daraus gemacht.

Rüb: [illegible] brassica [illegible] Col. II, 10. 22 [illegible] napus u. rapum [illegible] rapa [illegible] – Runkelrüben I, 254 u. S. III 24, 10. beta vulgaris.

Kichern, welche die Römer Widderkichern nennen, und eine andere Art, welche die Puniſche heiſſet, können den ganzen März hindurch geſäet werden, und zwar bey feuchter Witterung, und auf das beſte Land. Denn es greift das Erdreich an, und wird deswegen von klugen Landwirthen verworfen. Vor der Ausſaat muß es eingeweicht werden, um geſchwinder aufzulaufen. Auf einen Morgen ſind drey Himten überflüßig genug.

Der Hanf erfordert entweder ein fettes, gedüngtes und wäſſeriges, oder ein ebenes, feuchtes und tiefgepflügtes Erdreich. Auf jeden Quadratfuß gehören ſechs Saamenkörner. Die Saatzeit fällt in den Aufgang des Fuhrmanns, oder in das Ende des Februars, etwann den 24ſten oder 25ſten. Bey Regenwetter dauret die Saatzeit ohne Schaden bis zur Frühlingsgleiche.

Nächſt dieſen Gewächſen ſorget man für Steckrüben, und andere weiſſe Rüben. Beide geben eine gute Nahrung für dem Landmann: die weiſſen Rüben ſind aber doch nützlicher, weil ſie ſtärker zutragen, und nicht nur den Menſchen, ſondern auch dem Rindvieh zur Speiſe dienen; vornehmlich in Gallien, wo es ihr Winterfutter iſt. Beide erfordern

einen

einen lockeren Boden, und wachſen nicht in dichtem Erdreiche. Die weiſſen Rüben bekommen am beſten auf ebenem Felde, und in naſſen Gegenden: den Steckrüben nutzt abhängiges, trockenes und halbmageres Land mehr; am beſten ſtehen ſie in kieſigem ſandigen Erdreich. Die Beſchaffenheit des Bodens verändert die Art der Steck- und anderer Rüben: in einigen Feldern verwandeln ſich die weiſſen Rüben in zwey Jahren in Steckrüben; und in anderem Erdreich werden aus den Steckrüben weiſſe Rüben. In wäſſerigen Gegenden iſt die Sommer-Sonnenwende die beſte Saatzeit; auf trocknen Feldern das Ende des Auguſts, oder Anfang des Septembers. Das Land muß oft gepflügt oder umgearbeitet, und ſtark gedüngt ſeyn: die Rüben erhalten dadurch beſſeres Wachsthum, und wenn ſie ausgezogen ſind, kann man hernach das ſchönſte Korn darauf bauen. In einen Morgen fällt ein Spint weiſſer Rübſaamen, von Steckrüben aber der vierte Theil mehr, weil dieſe nicht in die Dicke wachſen, ſondern nur dünne bleiben. Dieſes wäre dasjenige, was für die Menſchen geſäet wird: wir kommen nun auf das Futter für das Vieh.

Eilfter Abſchnitt.

Man hat viel Arten von Futterkräutern, Luzerne, (74) Wicken, Gerſtengemengſel, Haber, Bockshornkraut, Erven und graue Kichern. Die übrigen verlohnt ſichs nicht herzurechnen, noch weniger zu ſäen, ausgenom-

(74) Ich glaube mit Mills, Millern und vielen andern, daß durch die Medica der alten Schriftſteller die itzt ſo bekannte Luzerne verſtanden werde. Dieſes Futterkraut iſt aus England und Frankreich zu uns gebracht worden. Man findet eine weitläuftige Beſchreibung deſſelben in Chomells Dictionaire œconomique, aus welchem ſolche in den öconomiſchen Nachrichten deutſch überſetzt iſt. (1ſter B. S. 781 ꝛc.) Unter den deutſchen Landwirthen haben ſich viele Verehrer derſelben gefunden, aber auch nicht weniger Widerſacher. (Oecon. Nachr. 4. B. S. 60 ꝛc. 7. B. S. 392 ꝛc. 10. B. S. 295 ꝛc. 12. B. S. 355. Zinks öcon. Samml. 14. B. S. 628. Millers Gartenlexicon, 2ter Th. S. 22. Mills Feldwirthſchaft, 3ter Th. S. 272-317.) Die Vorzüge der Luzerne beſtehen darinn, daß ſie viele Jahre dauret, jährlich drey- auch wohl viermal gehauen werden kann, von der Kälte keinen Schaden leidet und reichlich zuträgt. Dagegen aber hat ſie ſehr viel Wartung in den erſten Jahren nöthig, bey deren Verabſäumung ſie ausgehet. Da ſie einen guten Boden verlanget, ſo wird ihr Anbau in den hieſigen Heidegegenden wohl ſchwerlich große Vorzüge vor andern Futterkräutern finden.

nommen den Mondklee, (75) deſſen will ich aber in meinem Buche von den Baumarten gedenken.

Unter den guten Futterkräutern nimmt ſich die Luzerne aus, denn wenn ſie einmal geſäet iſt, dauret ſie zehn Jahre, und kann jährlich vier; auch wohl ſechsmal gemähet werden: es dünget überdem das Land, macht das magere Vieh fett, und iſt eine Arzney für das kranke: endlich ſo iſt ein Morgen davon für drey Pferde auf ein ganzes Jahr zureichend. Ich will nun von der Ausſaat reden. Im Anfange des Octobers breche man das Land um, worauf man im Frühlinge die Luzerne ſäen will; dann läßt man es den ganzen Winter über mürbe werden. Im Anfange des Februars pflügt man es aufs neue, lieſet die Steine von dem Acker, (76) und zerſchlägt

(75) Der berühmte Cytiſus der Alten wird von den Schriftſtellern ſo verſchieden beſchrieben, daß man kaum weiß, welches von den itzt bekannten Gewächſen man mit dieſem Namen belegen ſoll. Marantha verſtehet darunter den Mond- oder Sichelklee, welchem Miller und Mills beyfallen. (Millers Gärtnerlexicon, 2ter Th. S. 28. Mills Lehrbegriff der Feldwirthſchaft, 3ter Th. S. 319 ꝛc.)

(76) Evelyn iſt der Meynung, daß Landwirthe ihr Feld eher verſchlimmern als verbeſſern, wenn ſie

die Erdſchollen. Im März wird es zum drittenmal gepflügt und geegget. Nach dieſer Beſtellung des Landes macht man, wie in einem Garten, Beete 10 Fuß breit und 50 Fuß lang. Die Steige zwiſchen den Beeten dienen zur Bewäſſerung, und damit man von beiden Seiten zum Ausjähten kommen könne. Dann führt man alten Miſt darauf, und ſäet endlich auf 50 Quadratfuß drey kleine Maaße Saamen. Gleich nach der Saat iſt nöthig, mit hölzernen Rechen den Saamen mit Erde zu bedecken, weil ihn die Sonne ſonſt geſchwinde auszehret. Die Erde muß deswegen mit höl-

ſie die Steine, womit es faſt ganz bedeckt iſt, beſonders wenn es Getreidefeld iſt, zu ſorgfältig ableſen. Sie ſetzen den Erdboden dadurch den Wirkungen der Hitze und Kälte zu ſehr aus. Dühamel glaubt, nur ſolche Steine machen die Felder fruchtbar, welche aſchenartig ſind: dieſes könne man probiren, wenn man Scheidewaſſer oder Seeſalzgeiſt darauf gießt, und die Steine als unnütz wegſchaffe, welche ſodann nicht ſchäumen. (Mills 1ſter Th. S. 83.) Man ſiehet leicht, daß dieſes Mittel für einen Landmann zu langweilig und koſtbar ſey. Erfahrne Landwirthe folgen der Vorſchrift des Columella und laſſen die Steine ableſen, (Reicharts Einleitung zum Garten- und Ackerbau, 2ter Th. S. 15.) und auf verſchiedenen mit Steinen bedeckten Feldern, welche ich geſehen habe, habe ich allezeit ſehr mäßiges, oft auch ſchlechtes Korn gefunden.

hölzernen Rechen eben gemacht werden, weil nach der Saat kein Eiſen auf das Land kommen muß. Man muß oft jäten, ſonſt erſtickt das Unkraut die noch zarte Luzerne. Das erſtemal wird ſie ſpät geſchnitten, wenn ein Theil davon ſich ſchon ſelbſt wieder geſäet hat. Hernach kann man ſie ſchneiden, ſo bald ſie hervorkeimt, wenn ſie auch noch ſo zart iſt, und dem Vieh geben. Doch giebt man demſelben davon zuerſt ſparſam, bis ſie es gewohnt werden, ſonſt möchte ihnen das ungewöhnliche Futter ſchaden, weil es aufbläſet und viel Blut macht. Nach der Saat muß die Luzerne oft bewäſſert werden: wenn ſie ausſchläget, muß man nicht ſäumen, das Unkraut auszujäten. Bey ſolcher Wartung kann es ſechsmal im Jahr abgemähet werden, und zehn Jahre dauren.

Die Wicken haben zwo Saatzeiten. Zur Futterung ſäet man um die Herbſtgleiche, ſieben Himten auf einen Morgen. Um Saamen zu bekommen, ſäet man im Jenner, oder auch ſpäter, ſechs Himten. Beidemal kann in ungepflügtes Land geſäet werden, doch iſt gepflügtes beſſer. Der Saame kann den Thau nicht wohl vertragen, deswegen ſäet man nach der zweiten oder dritten Stunde des Vicia sativa L.

Tages, wenn die Feuchtigkeit durch Sonne und Wind ſchon aufgetrocknet iſt: auch ſäet man zur Zeit nur ſo viel, als in einem Tage unter die Erde gebracht werden kann, denn fällt die Nacht darüber ein, ſo verdirbt der Saamen von der geringſten Feuchtigkeit. (77) Vor dem fünf und zwanzigſten Tage des Monats iſt es nicht rathſam zu ſäen, weil die Schnecken ſonſt der Saat Schaden thun.

farrago V.I, 31.5

Futterrocken ſäet man in beſtändig tragendes wohlgedüngtes und zweymal gepflügtes Land. Dieſe Getreideart geräth am beſten wenn zehn Himten, zur Zeit der Herbſtgleiche bey bevorſtehendem Regen, in einen Morgen geſäet werden, damit der durchgenetzte Saame eher aufkeime, und noch vor dem Winter aufſchieße. Denn wenn es im Winter an anderem Futter fehlt, ſchneidet man dieſen Rocken mit Vortheil für das Rind; und andere Vieh, und man reichet damit bis in den May aus, wenn man ſie oft abweiden läßt. Will man aber Saamen davon haben, ſo hält man nach dem Anfange des März das Vieh

(77) Eben dieſe Vorſicht, den Wickenſaamen nicht feucht werden zu laſſen, empfiehlet in neueren Zeiten Mortimer. (Mills 1ſter Th. S. 530.)

Vieh davon ab, und nimmt das Korn vor ſonſtigem Schaden in Acht, damit es in Saat ſchießen könne.

Gleiche Bewandniß hat es mit dem Haber. Die Saatzeit iſt im Herbſt. (78) Man mähet ihn theils grün, und braucht ihn zum Futter, theils behält man ihn zur Saat.

Das Bockshornkraut, welches der Landmann Steinklee nennet, hat zwo Saatzeiten. Im September zur Zeit der Herbſtgleiche ſäet man es zu Futter, zu gleicher Zeit mit den Wicken; zur Saat ſäet man es mit Ausgang des Januarius, oder Anfang des Februarius. Die erſte Saat erfordert 6 Himten auf den Morgen, die zweyte 7. Bey beiden braucht das Land nicht beſtellet zu ſeyn. Man pflügt ſodann dicht an einander, aber nicht tief, denn wenn die Erde höher als vier Finger über dem Saamen liegt, läuft er nicht leicht auf. Einige pflügen daher vorher mit kleinen Pflügen, ſäen ſodann, und bedecken den Saamen durch eine Hacke mit Erde.

Trigon. foen. graecum L. (siliqua, silicula, silicia)

(78) In unſern Gegenden wird der Haber im Frühlinge geſäet. Ein Landwirth im Braunſchweigiſchen ſäete ihn jedoch ohne Nachtheil bey noch daurendem Winter, und Froſt und Schnee ſchadete ihm nicht. (Zinks öconom. Samml. 14. B. S. 7.)

Erven verlangen mageres und nicht naſſes Land, weil ſie leicht zu geil wachſen. Sie werden im Herbſt, bey Ausgang des Decembers und Januars, und im ganzen Februar geſäet; nur muß es vor dem erſten März geſchehen. Dieſen Monat halten die Landleute dieſer Frucht für nachtheilig; die Futterung mit ſelbiger ſoll ſodann dem Vieh, und insbeſondere den Ochſen ſchaden, und ſie ſtößig machen. Auf den Morgen kommen 5 Himten. Graue Kichern giebt man in dem Baetiſchen (79) Spanien den Rindvieh geſchrotet, anſtatt der Erven. Wenn ſie geſchrotet ſind, läßt man ſie im Waſſer weichen, bis ſie klebrig werden, rührt Häckerling darunter, und giebt ſie dem Vieh. Zwölf Pfund Erven gehören auf einen Morgen; Kichern aber ſechszehn Pfund. Dieſe Frucht iſt auch für die Menſchen nicht unbrauchbar, noch unangenehm. An Geſchmack iſt ſie den kleinen Kichern völlig gleich,

(79) Der ſpaniſche Fluß Guadalquivir hieß ehedem Baetis, und gab ſeinen Namen einer Provinz von Spanien, und begriff Andaluſien, den größten Theil von Granada, einen kleinen Theil von Neucaſtilien, Extremadura und Alentejo. Weil alle dieſe Provinzen ſüdlich liegen, werde ich in der Folge den Ausdruck brauchen: das ſüdliche Spanien.

gleich, nur die Farbe iſt verſchieden; denn die graue Kicher iſt dunkler und fällt in das ſchwarze. Man ſäet ſie im März, nach dem erſten oder zweyten Pflügen. Das Maaß des auszuſäenden Saamens wird durch das Erdreich beſtimmt: denn nach der verſchiedenen Güte deſſelben können vier, drey, oder drittehalb Himten auf den Morgen gnug ſeyn.

Zwölfter Abſchnitt.

Die Saatzeit wäre nun gehörig beſtimmt: nun will ich zeigen, was nachher bey dem Ackerbau ferner zu beobachten ſey. Nach vollendeter Saat folgt das Behacken, (80) worüber

(80) Der engliſche Urheber eines neuen Ackerſyſtems, Tull, ſein franzöſiſcher Herausgeber, Dü Hamel, und ihre Nachfolger, Chateauvieux, Villiers und andere, ſetzen in dieſem Behacken oder Auflockern der Erde den eigentlichen Grund der Fruchtbarkeit, wobey man den Dünger entbehren könne. Deswegen ſäen ſie, vermittelſt einer Säemaſchine, die Körner in gerade Reihen, gleich weit von einander, auf ſchmale Beeten, zwiſchen welchen ſie ungefehr 4 Fuß Platz laſſen, damit das Land zwiſchen den Beeten mit dem ſogenannten Cultivator oder Pferdehacke drey- oder viermal könne aufgehacket werden, welches das Unkraut vertilgen, und die Pflanzen dahin bringen ſoll, daß ſie eine große

über aber die Schriftſteller nicht einig ſind. Einige verwerfen es als unnütz, weil die Wurzeln des Korns dadurch entblößet, theils auch zerriſſen würden, und bey einfallender Kälte

große Anzahl Stengel, und jeder Stengel eine ſtarke Aehre voll dicker Körner treibe. Außer den Schwierigkeiten, welche man von der Koſtbarkeit der dazu erforderlichen Ackerinſtrumente, von der durch das öftere Pflügen verdoppelten Arbeit, und der daraus folgenden Nothwendigkeit, mehr Leute und Vieh zu halten, hernehmen kann, wird der Mangel der Weide ſtets ein wichtiger Einwurf ſeyn, da zwar nur ein Drittheil des Feldes beſtellet wird, die übrigen zwey Drittheil aber, welche in ſchmalen Streifen das beſäete Land durchſchneiden und beſtändig aufgepflügt werden, zur Weide oder zum Bau der Futterkräuter nicht genutzt werden können. Viele große Landwirthe leugnen überdas den Satz, daß ſich jedes Saamenkorn allemal beſtaude und buſchig wachſe, wenn es gleich in gehöriger Weite von dem andern entfernet ſey. Wenn aber dieſes nicht geſchiehet, kann unmöglich auf einem Drittheil ſo viel Korn wachſen, als auf dem nach gewöhnlicher Art gut beſtellten Ganzen.

Der Satz des Columella, daß das Behacken und Auflockern nützlich ſey, behält unterdeſſen ſeine erweisliche Richtigkeit, und wird durch die Erfahrungen des Weinbaues und der Gärtnerey beſtätiget. Nur würde die Anwendung deſſelben im Großen uns ſchwerer und koſtbarer fallen, als den Römern, welche ihren Acker durch Sclaven beſtellen ließen, die ihnen, außer der ohnedas nur ſchlechten Speiſung, nichts koſteten.

Kälte erfrieren müßten. Es ſey daher beſſer, das Land zeitig zu jäten und zu reinigen. Die meiſten billigen zwar das Behacken, gehen aber in Beſtimmung der Art und Zeit von einander ab. Iſt das Land trocken, und hat viel Sonne, ſo müſſe man die Saat, ſobald ſie das Behacken vertragen kann, nachher mit Erde behäufen, damit ſie ſich beſtauden könne. Dieſes müſſe einmal vor dem Winter geſchehen, und nach dem Winter zum zweytenmal. Kalte und ſumpfige Felder müſſe man nach Endigung des Winters zwar behacken, aber nicht behäufen, ſondern die oberſte Erde nur eben loshacken. Ich weiß aber aus der Erfahrung, daß man im Winter in vielen Gegenden mit Vortheil behacket, wenn das Wetter trocken und warm iſt. Doch iſt das Behacken kein allgemeines Geſetz, ſondern es kommt auf die Erfahrung der Einwohner an, weil jedes Land ſeine beſonderen Eigenſchaften hat. Z. E. in Egypten und Africa bekümmert ſich der Landmann vor der Erndte nicht weiter um die Saat, weil das Klima und Erdreich ſo vortrefflich iſt, daß kaum ein Keim aufſchießt, außer aus dem geſäeten Saamen, es mag nun ſolches von der Seltenheit des Regens oder von der Beſchaffenheit des Bodens her-

herkommen. In den Gegenden, wo das Be⸗hacken nöthig iſt, rührt man auch bey der bequemſten Witterung, die Saaten nicht eher an, als bis ſie höher ſind, als die Furchen. Man behacket nehmlich den Weitzen und Dinkel, wenn ſie anfangen vier Blätter zu haben; die Gerſte, wenn ſie fünf Blätter hat; Bohnen und andere Hülſenfrüchte, wenn ſie vier Fin⸗ger hoch aus der Erde ſind. Den Feigbohnen iſt das Behacken zuwider, weil ſie nur eine Wurzel haben: wird dieſe abgehauen, oder beſchädiget, ſo vergehet die ganze Pflanze. Und wenn auch dieſes gleich nicht geſchiehet, ſo iſt doch die ganze Arbeit überflüßig, weil die Feigbohnen von Unkraut nichts zu befürch⸗ten haben, ſondern daſſelbe vertilgen. Ande⸗re Saamenarten können zwar auch bey naſſem Wetter, beſſer aber bey trockenem behacket werden, weil ſie ſodann nicht vom Honigthau angegriffen werden: die Gerſte muß aber ſo trocken, als möglich ſeyn. Bey den Bohnen halten viele nichts auf das Behacken: denn, wenn ſie reif ſind, werden ſie mit leichter Mühe zwiſchen dem Unkraut herausgezogen, und die aufgewachſenen Kräuter braucht man zu Heu. Dieſer Meynung iſt auch Corne⸗lius Celſus, denn er zählt unter die Vorzü⸗

ge

ge dieſer Hülſenfrucht, daß man, nachdem die Bohnen aufgezogen worden, an eben dem Orte Heu erndten könne. Allein, nach meiner Einſicht, muß kein guter Landwirth Unkraut neben der Saat aufkommen laſſen, weil es der Saat zu viel entziehet, wenn es nicht ausgejätet wird. Auch muß ein kluger Hausvater mehr auf Nahrungsmittel für die Menſchen, als auf Futter für das Vieh ſehen, da man dieſes anderweitig durch Wieſewachs erhalten kann. Ich glaube daher, daß man die Bohnen ſogar dreymal behacken müſſe: werden ſie ſo behandelt, ſo tragen ſie reichlich und ſind ſehr dünnſchälig, ſo daß ein Himte Bohnen in ihren Schoten beynahe einen Himten reiner und ausgehülſeter Bohnen giebt; ſo wenig beträchtlich ſind die Hülſen. Ueberhaupt iſt, wie ich ſchon erinnert habe, im Winter im Anfange des Januars bey trocknen und hellen Tagen, wenn kein Froſt iſt, das Behacken am beſten. Es muß aber ſo geſchehen, daß die Wurzeln der Saaten nicht beſchädiget werden. Die Erde wird hoch aufgehäuft, damit die Pflanzen Platz haben, ſich in der Erde auszubreiten. Dieſes geſchiehet aber nur bey dem erſten Behacken mit Vortheil: bey dem zweyten würde es ſchädlich

ſeyn,

ſeyn, denn wenn die Saat nicht mehr im erſten Schuß iſt, verfault ſie, wenn ſie bedeckt iſt. Man behackt daher ſodann das Erdreich nur ganz eben, und zwar gleich in den erſten drey Wochen nach der Frühlingsgleiche, ehe das Geſäete Knoten bekommt: geſchiehet es ſpäter, ſo ſchadet die Trockenheit und Hitze des Sommers der Saat.

Auf das Behacken folgt das Jäten. Hiebey beobachte man, daß die Saat ſodann nicht in der Blüte ſtehen müſſe, ſondern dieſe Arbeit geſchiehet vorher, oder wenn ſie ausgeblühet hat.

Von allem Korn und Gerſten, welches kein doppeltes Saamenkorn hat, ſchießt die Aehre aus dem dritten oder vierten Abſatz auf; wenn ſie ganz heraus iſt, blühet ſie acht Tage, und wächſet darauf nach der Blüte noch vierzig Tage, ehe ſie reif wird. Was aber doppelte Saamenkörner hat, als Bohnen, Erbſen, Linſen, blühet vierzig Tage, und wächſet zugleich.

Dreyzehnter Abſchnitt.

Die Zeit, welche jede Kornart erfordert, ehe ſie in die Erde, und von da in die Scheune gebracht wird, iſt folgende:

Vier oder fünf Himten Ausſaat Weitzen erfordern zum Pflügen vier Tage, zum Eggen einen Tag; zur erſten Behackung zween Tage; zur zweyten einen Tag; zum Jäten einen Tag; zum Mähen anderthalb Tage; zuſammen eilftehalb Tage. Fünf Himten von der ſchlechteren Weitzenart erfordern eben ſo viel Tage. Zu neun oder zehn Himten Seſam gehört ſo viel Zeit, als zu fünf Himten Weitzen. Ein Gerſtenfeld von fünf Himten muß drey Tage zum Pflügen, einen zum Eggen, anderthalb zum Behacken, einen zum Mähen haben; zuſammen ſiebendehalb Tage. Bohnenland von vier oder ſechs Himten wird zween Tage gepflügt, wenn es Brachfeld iſt; nur einen Tag aber, wenn es getragen hat; anderthalb Tage zum Eggen; eben ſo viel zum erſten Behacken; einen Tag zur zweyten Behackung; einen Tag zur dritten; einen zum Mähen; überhaupt ſieben bis acht Tage. Wickenfeld von ſechs oder ſieben Himten muß zween oder einen Tag gepflügt werden, nachdem es nehmlich Brach- oder tragbares Land iſt; zum Eggen gehört ein Tag, zum Mähen einer; überhaupt drey bis vier Tage. Eben ſo viel Tage gehen auf die Saatbeſtellung von fünf Himten Erven; das Eggen, Hacken,

Jäten, Mähen, jedes einen Tag; zuſammen ſechs Tage. Sechs oder ſieben Himten Bockshornkraut, werden in eben ſo viel Tagen in die Erde gebracht, und behäufet; zum Mähen wird ein Tag erfordert. Im gleichen Zeitraum werden vier Himten welſche Bohnen behäuft, in einem Tage geegget, in einem gemähet. Vier Himten graue oder kleine Kichern werden in drey Tagen gepflüget; das Eggen, Jäten und Abbringen, erfordern jedes einen Tag; überhaupt ſechs Tage. Anderthalb Himten Ausſaat Linſen brauchen anderthalb Tage zum Pflügen, einen zum Eggen, zween zum Behacken, einen zum Jäten, einen zum Abbringen; insgeſammt acht Tage. Zehn Himten Feigbohnen werden in einem Tage unter die Erde gebracht, in einem geegget, in einem gemähet. Ein Spint Hirſe, und eben ſo viel Heidekorn, erfordern vier Tage zum Pflügen; drey Tage zum Eggen, drey zum Behacken; wie viel zum Schneiden iſt ungewiß. Drey Himten Kichern werden in drey Tagen in die Erde gebracht, in zweenen geegget, in einem behacket, in einem gejätet, in dreyen geſchnitten; macht zehn Tage. Zehn oder acht Himten Leinſaamen brauchen zur Beſtellung vier

Tage

Tage, zum Eggen drey, zum Jäten einen, zum Aufziehen drey; überall eilf Tage. Underthalb Spint Seſam brauchen zum Pflügen drey Tage; zum Eggen vier; zum Behacken das erſtemal vier, das anderemal zween Tage; zum Mähen zween Tage; zuſammen funfzehn Tage. Wie der Hanf geſäet werde, habe ich oben geſagt; ich kann aber die Zeit zu ſeiner Beſtellung nicht beſtimmen. Die Luzerne wird nicht durch den Pflug, ſondern mit hölzernen Rechen unter die Erde gebracht. Ein Morgen Luzerne wird zween Tage geegget, einen behacket, einen gemähet. Aus allen dieſen Zeitbeſtimmungen erhellet, daß ein Feld von 200 Morgen, durch 2 Joch Ochſen, 2 Pflüger und 6 Ackerknechte könne beſtellet werden, wenn es nicht mit Bäumen bewachſen iſt: iſt das Land aber buſchicht, ſo erfordert Saſerna noch 3 Leute mehr.

Dieſe Berechnung zeiget, daß ein Joch Ochſen genugſames Land für 125 Himten Weitzen, für eben ſo viel Hülſenfrüchte, und alſo überhaupt für 250 Himten Winterſaat, beſtellen kann; und im Frühlinge können doch noch 75 Himten geſäet werden. Dieſes kann ferner auf folgende Art bewieſen werden: zur Beſtellung der 25 Morgen, welche man nach

der vierten Umpflügung beſäet, werden 115 Tage erfordert. Denn wenn das Land auch noch ſo hart iſt, ſo wird doch dieſe Anzahl Morgen in 50 Tagen zum erſtenmal gepflügt, in 25 Tagen zum zweytenmal, das dritte Umpflügen und Beſäen nimmt 40 Tage weg. Die übrigen Hülſenfrüchte erfordern 60 Tage oder zween Monate. Für die Feſttage, und die Tage, da es regnet, und man alſo nicht pflügen kann, rechnet man 45 Tage; nach der Saatzeit, da man es ruhen läßt, 30 Tage. Dieſes beträgt zuſammen 8 Monate und 10 Tage. Es bleiben alſo im Jahr noch übrig 3 Monate und 25 Tage, welche man zur Frühlingsſaat anwenden kann, oder Heu, Futter, Miſt, und andere zum Haushalt gehörige Dinge zu fahren.

Vierzehnter Abſchnitt.

Nach des Saſerna Meynung, dünget einiges von oberwehntem Geſäme den Acker, und macht ihn fruchtbar, da andere Arten davon ihn auszehren und mager machen. Feigbohnen, Bohnen, Wicken, Erven, Linſen, kleine Kichern, Erbſen, ſollen das Land düngen. Von den Feigbohnen, und von

den

den Futterwicken glaube ich es; nur müſſen dieſe, ſobald ſie grün abgemähet ſind, umgepflüget, und die Stoppeln, ehe ſie dürre werden können, untergepflüget werden, weil dieſe ſodann ſtatt des Düngers dienen. Läßt man aber die Wurzeln dürre werden, ſo ziehen ſie allen Saft aus den Boden, und benehmen dem Erdreich die Kraft. Wahrſcheinlicher Weiſe verhält es ſich mit den Bohnen und übrigen Hülſenfrüchten, welche dem Lande zuträglich zu ſeyn ſcheinen, eben ſo, daß ſie nehmlich der künftigen Einſaat nicht den geringſten Vortheil bringen, wenn nicht, ſo bald das Feld ledig iſt, die Stoppeln untergepflügt werden. Von den Hülſenfrüchten, welche ausgezogen werden, ſollen, nach des Tremellius Meynung, die Kichern und der Flachs dem Lande am ſchädlichſten ſeyn; jene wegen ihrer ſalzigen, dieſer wegen ſeiner hitzigen Natur, welches auch Virgil beſtätiget. (81)

Leinſaat, ſchlafmachender Mahn und
Haber entkräftet den Acker.

Denn auch dieſe Saamenarten, ſowohl als Hirſe und Heidekorn, greifen das Land an.

(81) Die Stelle ſtehet Georg. I, 77.

Das einzige kräftige Mittel für jedes Erdreich, das von dieſen Saamenarten gelitten hat, iſt die Düngung, wodurch nehmlich die verlornen Kräfte der Erde wieder hergeſtellet werden. Man dünget aber das Land nicht blos um des Saamens willen, ſondern auch zum Vortheil der Bäume und Büſche, welche durch den Dung vortrefflich aufſchießen. Hat die Düngung, wie hieraus erhellet, einen ſo großen Nutzen für einen Landmann, ſo müſſen wir deſto ſorgfältiger davon handeln, da die alten Schriftſteller ihrer nur obenhin gedenken.

Funfzehnter Abſchnitt.

Es giebt drey Hauptarten von Miſt, von Vögeln nehmlich, von Menſchen und von Vieh. Der beſte Vogelmiſt (82) iſt der von Tauben; darauf folgt der von Hünern und anderem Ge-

(82) Der Miſt von Federvieh iſt ſehr hitzig, und dienet vortrefflich auf kaltes Land. Er ſoll groſſen Vortheil bringen und den Froſt nicht ſehr in die Erde laſſen, wenn er getrocknet und klein geſtoſſen wird. Den Gänſemiſt wollen verſchiedene neuere Schriftſteller nicht für ſchädlich halten: nur müſſe er eine Zeitlang liegen, um zu faulen, auch allenfalls mit Rindermiſt vermiſchet werden. (Mills 1ſter Th. S. 122. Düngerlexicon in den öcon. Nachr. 1, 214.)

Gevögel, nur die See- und andere ſchwimmende Vögel, als Enten und Gänſe, ausgenommen, denn der iſt ſchädlich. Den Taubenmiſt kann ich aus der Erfahrung als den beſten anpreiſen; denn mäßig geſtreuet macht er die Erde locker. Auf den Vogelmiſt folgt der Menſchenmiſt, wenn er mit anderen Unreinigkeiten vermiſcht wird, denn für ſich allein iſt er zu hitzig und zehret das Land aus. Zur Baumzucht iſt der Menſchenurin am beſten, wenn man ihn ein halbes Jahr faulen läßt. Der Wein und die Obſtbäume tragen dadurch am ſtärkſten zu: doch die größere Fruchtbarkeit iſt nicht der einzige Vortheil, ſondern Wein und Obſt erhält dadurch einen beſſeren Geſchmack und Geruch. Man kann auch alte ungeſalzene Oelhefen wohl damit vermiſchen, und die fruchttragenden Bäume, insbeſondere Oelbäume, damit begießen: denn dieſe Oelhefen ſind für ſich allein auch ſchon ſehr zuträglich. Beider Art von Düngung bedienet man ſich vornehmlich im Winter und im Frühling, ehe die Hitze groß wird, und wenn die Weinſtöcke und Baumwurzeln noch mit Erde behäuft ſind.

Den dritten Rang hat der Viehmiſt. Unter dieſem iſt gleichfalls ein Unterſcheid. Der

Eſelsmiſt iſt der beſte, weil dieſes Thier am langſamſten kauet; dadurch wird die Verdauung befördert, und der Miſt iſt ſogleich für das Land brauchbar. Auf ihn folgt der Schafmiſt, Ziegenmiſt, und endlich von Pferden und Rindvieh. Der Schweinsmiſt iſt der ſchlechteſte. Man fährt auch Aſche mit Vortheil auf den Acker; und die Wurzeln der Feigbohnen ſind ſo gut als der beſte Miſt.

Ich weiß wohl, daß es Ländereyen giebt, auf welchen man weder Federvieh noch anderes Vieh halten kann: dennoch aber muß es einem klugen Landwirth nicht an Dünger fehlen. Er lieſet das Laub von den Büſchen und Felde auf, ſchneidet das Farenkraut, auch auf des Nachbaren Feldern ab, (denn dieſer wird uns noch Dank dazu wiſſen,) und menget es unter das Kehrig des Hünerſtalles. Man wirft Aſche, Unflat aus den heimlichen Gemächern, Stroh und allen Unrath in eine tiefe Grube, dergleichen ich im erſten Buche zur Aufbewahrung des Düngers angerathen habe. Mitten in die Grube ſchlägt man einen eichenen Pfal, ſo können ſich keine Schlangen verborgener Weiſe in dem Miſte aufhalten. So macht man es, wenn das Landgut kein Vieh hat. Denn wo Vieh gehalten wird, muß man

man täglich die Küche oder die Käſekammer, und bey Regenwetter die Ochſen- und Schafſtälle rein machen. Hat das Landgut lauter Kornländerey, ſo iſt nicht nöthig, jede Art des Miſtes beſonders zu legen. Iſt aber Baumzucht, Ackerland und Wieſewachs vorhanden, ſo ſchüttet man jede Art des Düngers beſonders auf, z. E. Ziegenmiſt, Vogelmiſt. Aller übrige Unrath wird in die Grube geſchüttet, und beſtändig bewäßert, (83) damit die Saamenkörner, die ſich an den Helmen und unter dem Kehrig finden, verfaulen. Im Sommer muß der ganze Miſthaufe umgearbeitet und durch einander gerührt werden, damit er leichter in die Fäulniß übergehe und guten Dünger für das Land gebe.

(83) Zur Bewäſſerung des Miſtvorraths lehren Home und der berühmte ſchweitzeriſche Bauer, oder ſogenannte kleine Jacob, welchen Hirzel im Socrate moderne beſchreibt, eine beſondere Jauche. Man gräbt nehmlich ein viereckteſ Loch nahe an dem Miſthaufen, ſetzt es mit Brettern aus, wirft Kuhmiſt hinein, gießt kochendes Waſſer auf, und füllt endlich das Loch mit friſchem Brunnenwaſſer. In drey Wochen faulet das Waſſer, und wird zur Verbeſſerung der Erde und Wieſen, und zur Begießung des Miſthaufens gebraucht, und dadurch eine ſchnellere Fäulung bewirkt.

Es zeigt keinen aufmerkſamen Haushälter an, wenn nicht von jedem Stück kleines Viehes alle Monate ein Fuder Miſt gemacht wird, (84) vom großen Vieh monathlich von jedem Stück zehn Fuder, und von jedem Menſchen eben ſo viel, weil nicht nur der natürliche Unflat, ſondern auch das Kehrig aus dem Hünerſtall und dem Hauſe aufgeſchüttet werden kann. Eine Erinnerung füge ich noch hinzu; wenn der Miſt ein Jahr gelegen hat, iſt er für das Land am beſten: denn er hat noch die völlige Kraft und läßt kein Unkraut aufkommen: iſt er aber allzu alt, wird er unbrauchbar und unwirkſam. (85) Der friſcheſte Dünger gehört daher auf die Wieſen, weil

(84) Man rechnet ſonſt auf ein Stück großes Vieh jährlich 8, 10 bis 12 Fuder Miſt, bisweilen ſteigt es auf 18. Ein fränkiſcher Landwirth hat von jedem Ochſen wöchentlich etwas mehr als ein kleines Fuder gehabt. (Oecon. Nachr. 5, 782. 7, 211. 222. 3, 760.) Die vom Columella gemeldete Anzahl iſt aber ungeheuer groß, da zumal ein römiſches Fuder nicht ſo ſehr klein war, ſondern 80 Himten enthielt. Vermuthlich ſtreuete er ſtark unter, und brachte durch die Bewäſſerung den Vorrath zeitiger, und in größerer Menge, als wir, zur Fäulung.

(85) Außerdem wird deſſen weniger, wenn er zu alt wird, welches auf zwey Drittheil betragen kann.

weil er Graß zeuget: er muß aber im Februar bey zunehmendem Mond geſtreuet werden, denn auch dieſes trägt etwas zum Wachsthum des Graſes bey. Von dem übrigen Gebrauch des Düngers will ich handeln, wenn von jeder Kornart insbeſondere die Rede ſeyn wird.

Sechszehnter Abſchnitt.

Wer Korn auf ſein Feld ſäen will, muß bey abnehmendem Mond mäßige Haufen Miſt (86) auf das Feld fahren, und dieſes zwar im September, wenn er im Herbſt ſäen will; ſäet er aber im Frühling, ſo kann er den ganzen Winter hindurch nach Belieben den Miſt auf das Land bringen. Auf einen Morgen flaches Land kommen 12 Fuder, auf gebirgiges Feld 24. Der Miſt wird nicht eher geſtreuet, als bis man wirklich ſäen will. Sollte man verhindert worden ſeyn, zu rechter Zeit zu düngen, ſo kann man ſich

L 5 helfen,

(86) Da Sonne und Wind nothwendig viele fruchtbarmachende Theile des Düngers ausziehen u. verwehen, wenn er lange liegt, ſo ſcheint es rathſamer, ihn nicht lange in Haufen liegen zu laſſen, ſondern bald auszubreiten, und ſodann unterzuackern. (Herzogs Gedanken von Miſtſtäten in den öcon. Nachr. 3, 49.)

Poudrette

helfen, wenn man vor dem Behacken pulveriſirten Vogelmiſt auf das Feld ſäet. Hat man auch dieſen nicht, ſo ſtreuet man Ziegenmiſt auf den Acker, und hacket ihn ſodann um; hiedurch ſchießet die Saat ſtark hervor.

Ein Landwirth muß wiſſen, daß zwar ein Acker ohne alle Düngung (87) von Kräften kömmt, daß aber allzuſtarke Düngung ihn ganz auszehret. Man dünge daher lieber oft, als unmäßig. Ein wäſſeriger Acker braucht ohne Zweifel mehr Dünger, ein trockner weniger: bey jenem wird die erſtarrende Kälte

(87) Tulls neues Ackerſyſtem gründet ſich auf die Erſparung alles Düngers, und Hr. Reichart dünget in 18 Jahren nur einmal. (Land- und Gartenſchatz, 5ter Theil S. 32.) Das Unterpflügen der Wurzeln vom Korn und andern Pflanzen, und ihr Verfaulen in der Erde, kann vielleicht den Dünger einigermaaßen erſetzen. Auch findet ſich ſo fetter Erdboden, daß man ihn mit Sand dämpfen und zum Fruchttragen geſchickt machen muß, als in Egypten, (Pococks Reiſebeſchreibung 1, 308.) und Braſilien. Da aber eine jede Pflanze durch ihr Wachsthum einen Theil ihrer Nahrung aus der Erde ziehet, und ihre Beſtandtheile unter andern auch aus einer feinen Erde beſtehen, ſo muß nothwendig allezeit etwas von der vegetabiliſchen Kraft der Erde verlohren gehen, wodurch die Erde mit der Zeit unfruchtbar werden muß, wenn die verlohrnen Säfte nicht von außen, und folglich durch den Dünger wieder erſetzt werden.

Kälte des Waſſers durch den Dünger gemindert; dieſer iſt für ſich wegen ſeiner Trockenheit warm, kommt zu viel Miſt hinzu, ſo zehrt ihn dieſe Vermehrung der Hitze aus; er muß alſo weder zu viel, noch zu wenig Dünger haben. Sollte gar keine Art von Dünger vorräthig ſeyn, ſo kann man mit Vortheil dem Beyſpiel meines Vater Bruders, M. Columella, eines geſchickten und fleißigen Landwirths, folgen. Dieſer pflegte auf ſandigen Acker Kreidenerde zu fahren, und auf kreidiges und allzudichtes Land Sand, wovon Korn und Wein vortrefflich gerieth. Eben dieſer düngete die Weinſtöcke nicht mit Miſt, weil er den Geſchmack des Weins verderbe, ſondern erwartete eine reichere Weinleſe von der Beſchüttung mit künſtlicher, oder aus den Wäldern oder ſonſt irgendwoher geholter Erde. Sollte einem Landwirth aller Dünger fehlen, ſo glaube ich, daß er ſich am leichteſten durch die Feigbohnen würde helfen können. Werden dieſe in der Mitte des Septembers in magerem Lande geſäet und eingepflügt und bey Zeiten geſchnitten, ſo vertreten ſie die Stelle des beſten Düngers. (88) Man

(88) Columella hat nicht alle Arten des Düngers berührt. Das Düngerlexicon (öcon. Nachr. 1, 77.

Man ſchneidet ſie in ſandigen Gegenden nach der

1, 177.) hat zwar die meiſten Gattungen, doch fehlen noch einige: ich habe mich daher bemühet, ein vollſtändiges Verzeichniß der bekannten Düngerarten zu entwerfen. Ich will ſie nach den bekannten drey Naturreichen in ihre Claſſen ordnen.

Düngungen aus dem Thierreich ſind

1. Körper von todten Thieren, Fleiſch, Fiſche, ſo in die Fäulung übergegangen ſind. Dieſe ſind eine beſonders gute Düngung für Obſtbäume. (Oec. Nachr. 1, 272.)
2. Miſt von Tauben und Hünern. Iſt hitziger Natur, muß daher nur dünne geſtreuet werden, und thut gute Dienſte bey Hirſe, anderem Korn und auf Wieſen. (Oec. Nachr. 1, 216.266. Berlin. wöchent. Relation, 1ſter Band S. 850.) Der Taubenmiſt muß aber vorher eine Zeitlang außer dem Taubenhauſe liegen, damit ſeine große Hitze verfliege. (Millers Gartenlexicon 2, 51.)

von anderm Federvieh. Thut gleichfalls gute Dienſte. Gänſe- und Entenmiſt iſt zwar vom Columella und andern für ſchädlich ausgerufen worden. Er iſt aber ganz brauchbar, wenn man ihn faulen läſſet, u. allenfalls mit anderem vermiſchet.

von Menſchen. Dieſer wird wegen ſeiner großen Kräfte und Hitze ſehr mäßig gebraucht, da er ein ſaures und kaltes Erdreich ungemein verbeſſert, insbeſondere, wenn er mit anderem Miſt, oder Erde vermiſcht wird. (Miller 2, 52.) Doch ſagt man, daß

der zweyten Blüthe, in röthlichem Erdreich nach

daß eckle Pferde den Haber nicht gerne freſſen, der auf Feldern erbauet wird, die mit Menſchenmiſt gedüngt ſind. (Mills 2, 11.)

von Eſeln und Mauleſeln. Dieſer ſoll zwar große Vorzüge haben, iſt aber in unſeren Gegenden nicht ſo häufig, daß einige Abſicht darauf zu richten wäre.

von Schafen und Ziegen. Der Miſt von beiden hat beynahe einerley Eigenſchaft, und wird für die beſte Düngung auf kaltem Thon gehalten, und wird im Winter aus dem Hürdenſchlag auf das Land gebracht. (Mills 1, 115.) In Flandern werden die Schafe des Nachts auf Flecke geſtellet, welche fünf bis ſechs Zoll dick, mit reinem Sande beſtreuet ſind. Jede Nacht wird er friſch aufgelegt, und die Woche einmal rein gemacht. Dieſer gemengte Sand und Miſt ſoll auf ſchweren Boden großen Nutzen haben. (Miller 2, 51.) Man behauptet aber, daß Schafmiſt nicht für die Gerſte tauge, davon Malz gemacht werden ſoll, weil ſie nicht recht quelle, noch für die Erbſen, weil ſie nicht weich kochen. (Hann. nützl. Samml. 4. B. S. 1163.)

von Schweinen. Dieſer Miſt ſoll die beſte Düngung für Fruchtbäume ſeyn: heiſſem Sande und Kieſe wird am beſten damit geholfen. Man braucht ihn allein mit dem untergeſtreueten Stroh, oder vermiſcht ihn nach Mortimers Satz mit Pferdemiſt, oder, wie andere wollen, mit Kühdünger. (Mills 1, 115. Miller 2, 51. Oecon. Nachr. 1, 263.)

von

nach der dritten: dort müſſen die Bohnen,
wenn

von Kühen und Ochſen. Dieſer iſt fett und kühlend, und gehört auf mageres, trockenes, leichtes Land, um es fetter und feſter zu machen. (Mills 1, 110.) Seine Kräfte ſollen am längſten in der Erde dauren. (Reicharts Einleitung in den Garten- und Ackerbau 2, 29.)

von Pferden. Wenn dieſer nicht recht gut verweſet iſt, bringt er mehr Schaden als Vortheil. Weil er hitzig iſt, taugt er am beſten für kaltes Land, und iſt zur Winterszeit in den Gärten von großem Nutzen. Man kann ihn beſſern, theils durch Seifwaſſer, theils durch Vermiſchung mit Kuhmiſt, und dieſer vermengte Dünger wird noch beſſer, wenn Erde, die ſich dazu ſchickt, Schlamm, oder Aſche, oder Urin, dazu kömmt. (Mills 1, 111. Miller 2, 51. Zinks Leipz. Samml. 2, 295.)

3. Urin von Menſchen und Thieren.

Der friſche Urin iſt nicht brauchbar. Der Urin vom Vieh kömmt unter den Miſt, und verfault mit demſelben. Menſchenurin muß man ein halb Jahr, wenigſtens einige Monate, ſtehen und faulen laſſen, da er, mit Regenwaſſer oder anderem Dünger vermiſcht, nützlich gebraucht werden kann.

4. Theile von Thieren nnd Materien, welche von irdiſchen Theilen imprägnirt ſind.

Blut iſt eine der beſten Düngerarten und faſt auf alles Erdreich gut. (Oec. Nachr. 1, 210.)

Hör-

wenn ſie noch zart ſind, unter die Erde gebracht

Hörner, Nägel, Klauen, Hufhorn, Haare, Wolle, Knochen, Riemchen von Leder und Fellen, übertreffen den beſten Dünger an Nutzbarkeit. Auch wollene Lumpen, 1 oder 2 Zoll im Viereck klein geſchnitten, befordern die Fruchtbarkeit, wenn ſie untergeackert werden, und in der Erde verfaulen. (Mills 1, 109.)

Muſchelſchalen, Schneckenhäuſer, Auſterſchalen. Dieſes Düngers bedienet man ſich in Frankreich und Engelland mit großen Nutzen. (Hamburg. Magaz. 2, 123. 126.)

Seifjauche muß natürlich viele fette Theile in ſich haben, und dient entweder zur Fruchtbarmachung der Gärten, oder man verbeſſert auch andere Düngerarten dadurch. (Oecon. Nachr. 1, 264.)

Waſſer, worin man Fleiſch oder Fiſche geweicht hat, iſt voll von thieriſchen Theilchen, welche mit dem Waſſer in die Fäulung übergehen, und zur Düngung geſchickt werden.

Düngungen aus dem Pflanzenreiche erhält man

1. von Bäumen.

In Schweden war man gewohnt, ganze Waldungen und Gebüſche abzubrennen, und glaubte dadurch das Land zu düngen. Es iſt aber der Schaden davon deutlich genug gezeiget worden. (Abh. der Schwed. Acad. der Wiſſ. 12, 141.) Was daher von Bäumen zur Düngung eigentlich gebraucht werden kann, ſind

Baum:

bracht werden, damit ſie verfaulen, und ſich mit

Baumblätter, Sägeſpäne, Holzſplitter oder Späne. Dieſe kann man in gute Erde verwandeln, wenn man in trocknem Boden eine Grube gräbt, auf den Grund 2 Fuß hoch kurzen feuchten Miſt legt, ſelbigen mit einer Schichte Laub decket, hierauf eine Schichte kleine Holz- oder Sägeſpäne legt, und ſo wechſelweiſe fortfähret. Nach 3 oder 4 Monaten wird dieſe Vermiſchung herausgeworfen, durch einander gearbeitet, wieder in die Grube geſchmiſſen, und dieſes von 6 Wochen zu 6 Wochen continuiret, bis alles ſchwarze Erde geworden. (Geſellſchaftl. Erzähl. 4, 88. Mills Anleitung zum Feldbau 1, 104.) Wenn Sägeſpäne unter freyem Himmel dem Regen uud der Sonne ausgeſetzt ſind, wird ſchöne Erde daraus, die man auf das Land fahren kann: ſie machen das Land lockerer als Mergel, und bringen dem Sandlande großen Nutzen: wie denn in den Wäldern, wo Sägeſpäne vermodert ſind, das ſchönſte Gras wächſet. (Geſ. Erz. 4, 91.) Das Düngerlexicon behauptet jedoch, daß die Sägeſpäne viel Unkraut ins Feld bringen. (Oec. Nachr. 1, 261. Hann. Gel. Anz. 1751. S. 745.)

Die Düngung mit Nadeln und Zweigen von Tannen wird zwar in den Leipziger Sammlungen (5, 152.) verworfen, der Schweizeriſche ſogenannte kleine Jacob aber läßt ſie mit anderm Dünger faulen, u. braucht ſie mit Nutzen. (Hirzels Socrate moderne.)

Nuk

mit der magern Erde vermiſchen; hier müſ-
ſen

Ruß iſt für Getreide und Gras ſehr dienlich, beſonders auf kaltem und mooſigem Boden, muß aber wegen ſeines ſcharfen Weſens nicht zu dick aufgeſtreuet werden. (Mills 1, 89. Oecon. Nachr. 1, 261. von Münchhauſen Hausvater 1, 255.)

Ofenaſche wird vor einem Regen auf Erbſen, Wicken, Bohnen geſtreuet, wenn ſelbige ſchon Fingers lang aufgeſchoſſen ſind. Der Regen wäſcht ſie in die Erde hinein, ſonſt würde das ſcharfe und laugenhafte Salz der Aſche den zarten Keim angreifen. Auf mooſigen Wieſen und Gärten verzehrt die Aſche das Moos. (Oecon. Nachr. 1, 209.) Auch ausgelaugte Aſche thut den meiſten Erdarten gute Dienſte, nur muß ſie dicker aufgeſtreuet werden, als andere Aſche. (Mills 1, 89.)

Gärberlohe, oder die eichenen Rinden, welche zum Ledergärben gebraucht, und auf einen Haufen zuſammengelegt worden ſind, und gefaulet haben, geben eine unvergleichliche Düngung, ſonderlich für ſtarren kalten Boden. Dieſe Gärberlohe iſt zu Miſtbeeten noch beſſer als Pferdemiſt. (Millers Gartenlexicon 1, 279. Mills 1, 103.)

2. Von Hülſenfrüchten.

Erbſen, Bohnen, Wolfsbohnen, Wicken, und andere ſaftige Gewächſe, geben eine gute Düngung, ſonderlich in ſandigem Boden, wenn ſie grün oder in der Blüthe eingeackert werden. (Mills 1, 95. Leipz. Samml. 2, 291. Hann. Beytr. 3,

 402.

ſen ſie ſtärker ſeyn, damit ſie die Erdſchollen
län=

402. Miller 1, 280. Oecon. Nachr. 1, 274.)
Auch iſt der Abraum von Wurzeln, Rüben, Cartuffeln ꝛc. ſehr nützlich. (Oecon. Nachr. 6, 233.)

3. Von Getreide.

Stroh iſt als das gewöhnliche Mittel, den Dünger zu verlängern, bekannt, und giebt ſelbſt einen nützlichen Dünger, wenn es verfault, oder zu Aſche verbrannt iſt.

Malzſtaub ſoll dürren Boden ſehr fruchtbar machen, ſonderlich wenn er thonicht iſt. Auch hat man auf kaltem Grasboden groſſen Nutzen davon. (Mills 1, 106.)

Auch iſt der Bodenſatz vom Bier ein ſehr brauchbarer Dünger.

Wenn Buchweitzen in ſandiges Land geſäet, in der Blüthe niedergewalzet, untergepflüget und mit Erde bedeckt, bis der Buchweitzen verfault, ſodann geegget wird, ſo verbeſſert ſich das Land ſehr. (Hann. Gel. Anz. 1754. S. 557.)

4. Von anderen nützlichen Gewächſen.

Der Abfall, oder die ſogenannte Schefe von Flachs, Hanf und dergleichen, der Farbendünger, die Kuchen von Leinſaamen u. Rübſaamen, Weinhefen und Hülſen von Weintrauben, geben Dünger von zuverläßiger, obgleich ungleicher Güte. (Mills 1, 104. 105. 106.)

5. Von Unkraut.

Farenkraut, Katzenkraut, Unkraut aus Teichen, Sümpfen, Gräben, Quecken, und alles Unkraut überhaupt,
iſt

länger tragen und halten können, bis ſie in

iſt guter Dünger, wenn man es ausrauft, ehe es den Saamen fallen läßt, oder auch wohl ehe es blühet, es auf einen Haufen legt, Erde oder Schlamm damit vermiſcht, und es faulen läſſet. (Mills 1, 97. Hann. Beytr. 1760. 15tes Stück. Miller 1, 280. von Münchhauſen Hausvater 1, 243.)

Die Aſche von Kräutern thut, ſo wie andere Aſche, gute Wirkung, und iſt dieſes die gewöhnliche Düngung der Wilden auf der Goldküſte. (Allg. Reiſebeſchr. 4, 151. 5, 70.) Berch, in dem Verſuch, wie moraſtige Gegenden zum Ackerbau geſchickt gemacht werden können, behauptet aber, die Aſche habe ein Alkaliſches Salz, welches in Eile und auf einmal die Fettigkeit aus der Erde an ſich ziehe. Werde es in Waſſer aufgelöſet, ſo gebe es zwar den Gewächſen einen ungewöhnlichen Wuchs, aber eines oder weniger Jahre Frucht nehme der Erde allen Saft und Kraft. (Hann. Anz. 1755. S. 171.) Jedoch eine gegenſeitige Erfahrung verſchiedener Landwirthe hat die Unſchädlichkeit des mäßigen Gebrauchs der Aſche beſtätiget.

Düngungen aus dem Mineralreich.

Vermiſchung der Erdarten. Wenn eine Erdart nicht fähig genug zur Hervorbringung der ihr anvertraueten Gewächſe iſt, ſo kann man, durch die Vermiſchung mit einer entgegen geſetzten Erdart, ſie verbeſſern und düngen. Leim dünget den Sand oder Kies, und der Sand den Leimen. (Mills 1, 36. 38.) Der Schwei-

zeriſche

der Sonnenhitze ausdünſten, und ſich auf=
löſen.

Sieb=

zeriſche ſogenannte kleine Jacob behaup=
tet aus ſeiner eigenen Erfahrung, daß eine
jede Vermiſchung zwoer verſchiedenen Er=
den die Stelle der Düngung vertrete,
wenn ſie auch nur blos der Farbe nach ver=
ſchieden ſeyn ſollten. (Hirzel Socrate
moderne.) In Engelland dünget man
fettes und etwas lettiges Land mit großem
Vortheil mit Seeſand. (Miller 1, 280.)
Eine Art bläuliche Erde wird gleich=
falls mit Nutzen zur Verbeſſerung des Erd=
reichs gebraucht. (Berniſche Samml. 1, 25.)
Kies ſchaft ſumpfigen Grasfeldern groſ=
ſen Nutzen. Iſt der Boden von Natur
locker, ſo kann man Thon unter den Kies
mengen. (Mills Lehrbegriff der Feldwirth=
ſchaft 3, 432.)

Verfaulte und verbrannte Raſen. (Oec. Nachr. 1, 271. 269. Hamb. Magaz. 3, 293.)

Scharrerde und Gaſſenkoth. (Oec. Nachr. 1, 262. 215.) Hat guten Nutzen, u. kann letzterer, vornehmlich durch Kalk, zu gutem Dünger gemacht werden. (Leipz. Samml. 2, 294.)

Teichſchlamm, insbeſondere, wenn die Teiche Zufluß von fetten Materien haben. (Oec. Nachr. 1, 266. Leipz. Samml. 5, 151. Oecon. Nachr. 5, 853.)

Torfaſche iſt überaus fruchtbar, und ſoll, vermöge des darin enthaltenen Schwefels, die Schnecken von Erbſen und andern Ge=
wäch=

Siebzehnter Abſchnitt.

Auf alles dieſes richtet ein Landwirth ſein Augenmerk, ſowohl bey den Futterkräutern,

M 3 wel-

wächſen abhalten. (Mills 1,85. Hann. Gel. Anz. 1752. St. 61.) Der ausgegrabene Torf ſelbſt, wenn er lange zum trocknen gelegen, und alsdenn in Stücken gebrochen wird, hilft viel zur Milderung des feſten Bodens. Der gewöhnliche Dünger mit Torf vermiſcht, äußert eine vorzügliche Kraft. (Mills 4, 144. Kalm Reiſe nach America 2, 4.)

Steinkohlenaſche ſoll ſehr gut ſeyn, wenn ſie mit Pferdemiſt vermenget wird; auf feuchten Feldern ſoll ſie Mooß und Binſen vertilgen. Mills 1, 89.

Mergel iſt an ſich zwar kein Dünger, er verbeſſert aber das Land, und macht es fähig, den Dünger mit Nutzen anzunehmen, und beweiſet ſeine Kraft zwanzig bis dreyßig Jahren. Die Früchte von gemergeltem Lande haben ein ſchwereres, volleres und dichteres Korn, die Schale iſt dünner, und das Mehl weiſſer, häufiger und feiner. (Seip vom Mergel in den Hann. Nützl. Samml. 2. B. 3, 4 u. 5 St. Siehe auch Hann. Beytr. 3, 403. 404. Dec. Nachr. 3, 120. 4,822. Allgemeines Magazin 4,123.)

Kalk thut ungemeine Dienſte, iſt aber für ſich allein ſehr hitzig, und zehret das Land aus: daher man Kuhmiſt damit vermiſcht, und nur alle neun oder zehn Jahre ihn auf einen Acker bringen muß. (Dec. Nachr. 1, 217.)

welche ich angeführet habe, als auch in Anſehung des Heues. Hievon muß ein Vorrath ſeyn, um Vieh halten zu können, welches zum Ackerbau unentbehrlich iſt. Man ſehe alſo auf den Wieſewachs, auf welchen bey den alten Römern das Hauptwerk bey dem Feld-

217.) Evelyn giebt den Rath, man ſoll Kalk mit Raſen vermiſchen, und ſie wechſelsweiſe, Raſen auf Kalk und Kalk auf Raſen, in Haufen 6 Monate über einander liegen laſſen. Dadurch löſet ſich der Kalk auf, daß er wie Aſche zergehet, und erhält mehr Kraft, als wenn man ſich ſeiner allein bedienet, ohne daß er die fruchtbarmachende Erde ausbrennet oder erſchöpft. (Mills 1, 72. Leipz. Samml. 7, 415. 12, 40. Oecon. Nachr. 11, 309.)

Kreide iſt eine dauerhafte Düngung für kalte und ſaure Felder, in welche ſie wegen ihrer aſchenmäßigen Eigenſchaft wirken kann. Andere ſchreiben ihr aber gleiche Eigenſchaften mit dem Mergel zu, daß ſie nehmlich nicht ihrer eigenen Natur nach fruchtbar ſey, ſondern nur die Theile der Erde auflockere, und jedes Theilchen in den Stand ſetze, ſeine fruchtbarmachende Kraft zu beweiſen. (Mills 1, 78. 80. Kalms Reiſe nach America 2, 5. 33. 70.)

Gebrannter Thon und Leim, und Schutt von alten Gebäuden, beweiſet ſeine Kraft auf viele Jahre. (Oec. Nachr. 1, 263. Leipz. Samml. 12, 83. Mills 3, 431.)

Sei-

Feldbau ankam. M. Porcius rechnet unter die Vorzüge des Wieſewachſes, daß es durch die Witterung keinen Schaden leidet, wie andere Theile des Haushalts; daß es wenige Koſten erfordert; daß es ſich alle Jahre auf verſchiedene Art durch grün Futter und durch Heu verintereßiret.

Seifenſiederaſche äußert wegen der Vermengung des Kalks mit der Aſche eine ausnehmende Kraft, und das Düngerlexicon ziehet ſie allen andern Düngerarten vor. Felder, welche mit Heide und Gieſt überzogen waren, haben, mit Seifenaſche gedünget, 6 Jahr nach einander vortrefflichen Weitzen gegeben. (Oec.Nachr. 1,264. 5,73. Mills 1,92.)

Salpeter und Salz werden für ein vortreffliches Mittel zur Fruchtbarmachung des Saamens gehalten, wenn man ſie am Feuer zuſammenſchmelzen und hernach im Waſſer zergehen läſſet. Bey verſchiedenen damit angeſtellten Erfahrungen habe ich keinen merklichen Unterſcheid zwiſchen dem darin eingeweichten und dem auf gewöhnliche Art beſtellten Saamen wahrgenommen. Das Land ſelbſt mit Salpeter zu düngen, wie verſchiedene vorgeſchlagen haben, würde wohl vortheilhaft, aber im Großen zu koſtbar ſeyn.

Ueberhaupt hat der Herr von Münchhauſen in ſeinem Hausvater (1, 233.) am beſten und brauchbarſten von Zubereitung des Miſtes gehandelt.

Das Wieſenland iſt entweder trocken oder naß. Auf fruchtbares und fettes Land braucht man kein Waſſer zu leiten, denn das Heu, was an einem von Natur feuchten Ort wächſet, iſt beſſer, als was durch die Bewäſſerung erzwungen wird. Dieſe iſt aber bey magerem Lande nothwendig, denn vermöge derſelben kann man auch auf magern Feldern, ſie mögen dicht oder locker ſeyn, Wieſen anlegen. Die Lage des Wieſenlandes muß weder in einem Thale, noch auf einem Berge ſeyn, damit das Waſſer dort nicht zu lange ſtehen bleibe, hier nicht zu geſchwinde ablaufe. An einer kleinen Anhöhe kann man aber wohl eine Wieſe anlegen, wenn das Land fett oder naß iſt. Ein Wieſenplatz in der Ebene muß einen kleinen Fall haben, ſo daß der Regen und ſonſtiges Gewäſſer nicht auf ſelbigen ſtehen bleibt, ſondern langſam wegrieſelt. Macht aber das Waſſer irgendwo eine Lache, ſo muß es durch Gräben abgeleitet werden: denn Ueberfluß und Mangel an Waſſer iſt dem Graſe gleich ſchädlich.

Achtzehnter Abſchnitt.

Der Wieſewachs erfordert mehr Sorgfalt als Arbeit. Man duldet keine Büſche, Dornen

nen noch ſtarkwachſende Kräuter. Einige, als Dornen, Büſche, Binſen, rottet man im Herbſt aus; andere werden im Frühling ausgeriſſen, als Wegwart, und Wegedieſtel. Man läßt keine Schweine darauf weiden, weil ſie das Land aufwühlen, und die Raſen aufbrechen: eben ſo wenig großes Vieh, wenn der Boden nicht ſehr trocken iſt, weil ihr Huf tiefe Eindrücke macht, und die Wurzeln der Kräuter zerquetſchet oder ſpaltet. Magere und abhängige Oerter werden im Februar bey zunehmendem Mond gedünget: die Steine, und was ſonſt bey dem Mähen hinderlich ſeyn kann, ſucht man zuſammen, und ſchaft ſie weg; dann bewäſſert man das Land zeitiger oder ſpäter, ſo wie es die Beſchaffenheit des Feldes erfordert. Den Wieſen, welche durch die Länge der Zeit mit altem und dicken Moos bezogen werden, hilft man durch neue Beſaamung, oder durch Düngung: doch iſt beides nicht ſo vortheilhaft, als oft Aſche darauf zu ſtreuen, weil dieſe das Moos vertilget. Gleichwohl würken alle dieſe Mittel nur langſam: am geſchwindeſten hilft die neue Umpflügung des Landes. Dieſe findet bey Wieſen Statt, welche man ſchon vor ſich gefunden hat. Will man aber neue Wieſen anlegen, oder alte

verbeſſern, (denn oft verſchlimmern ſich die Wieſen durch Nachläßigkeit, und werden unfruchtbar, wie ich ſchon erinnert habe,) ſo pflügt man das Land mit Nutzen zur Kornſaat, denn dieſes wächſt nach ſo langer Ruhe vortrefflich darauf. Will man alſo ein Feld zur Wieſe machen, ſo breche man es um, pflüge es oft dem Sommer hindurch, beſäe es im Herbſt mit weiſſen oder andern Rüben, oder mit Bohnen, und im nächſten Jahre mit Korn. Im dritten Jahr wird es ſorgfältig gepflügt, die ſtarken Kräuter, Dörner und Bäume rottet man aus; man möchte denn etwa der tragbaren Bäume ſchonen wollen. Dann ſäet man Wicken mit Heuſaamen vermiſcht; ſchlägt die Erdſchollen in Stücken; ebnet das Land mit der Egge; wirft die Erdhaufen auseinander, welche die Erde bey dem Umkehren macht, damit die Heuſenſe nirgend anſtoſſen könne. Die Wicken mähet man nicht eher, als bis ſie überreif ſind, und zum Theil ſich ſelbſt geſäet haben. Denn wird die Wieſe geſchnitten, das Gras aufgebunden, und eingefahren.

Iſt das Erdreich dicht, ſo bewäſſert man es, wo möglich. Auf lockeres Land iſt es nicht vortheilhaft, viel Waſſer zu leiten, ehe

der

der Boden durch die Wurzeln der aufkeimen-
den Kräuter dichter geworden iſt, denn ſonſt
ſpület das Waſſer die Erde von den Wurzeln
los, und benimmt ihnen das Wachsthum.
Darum darf man auch kein Vieh auf die zar-
ten und ſchwammichten Wieſen treiben, ſon-
dern lieber das Gras abmähen, ſo oft es her-
vorkömmt. Denn das Vieh tritt, wie ſchon
erinnert iſt, zu tief in das weiche Erdreich,
und läßt die Wurzeln ſich nicht ausbreiten,
noch zur Feſtigkeit gelangen. Im zweyten
Jahre kann man aber wohl nach der Heuerndte
kleines Vieh auf die Wieſe jagen, wenn die
Trockenheit und Beſchaffenheit des Orts es
erlaubt. Im driten Jahr, wenn der Boden
feſter und härter geworden iſt, kann er auch
mit großem Vieh betrieben werden.

Man muß überhaupt beobachten, in der
Mitte des Februars, da der Weſtwind zu
wehen pflegt, das magere, insbeſondere aber
das hochliegende Land, zu düngen, und
Heuſamen unter den Dünger zu mengen: denn
die Düngung der bergichten Gegenden ver-
breitet ihren Nutzen auf das unten liegende
Land, weil Regen oder künſtliche Bäche einen
Theil der Fettigkeit des Düngers von oben
herab in die niedrigen Felder führen. Kluge
Land-

Landwirthe düngen daher auch auf dem Acker-lande hochliegende Gegenden ſtärker als niedrige, weil wie ſchon geſagt, der Regen die Fettigkeit herabſchwemmt.

Neunzehnter Abſchnitt.

Das Heu wird am Beſten gemähet, ehe es trocken wird: es bringet mehr, und das Vieh frißt es lieber. Man muß es weder allzutrocken noch ganz grün einbringen: denn wenn es allen Saft verlohren hat, iſt es nicht beſſer, als Stroh; hat es aber zu viel Feuchtigkeit in ſich, ſo verfault es auf dem Heuboden, und verurſacht leicht Feuersbrünſte, wenn es ſich erhitzt. Oft fällt ein Platzregen ein, wenn das Heu im Felde liegt: dann iſt es unnütz das Heu zu kehren, ſo lange es naß iſt; man laſſe lieber das, was oben liegt, an an der Sonne trocknen, kehre es hernach um, lege es in eine Reihe, wenn es an beiden Seiten trocken iſt, binde es auf, und ſäume nicht es einzufahren. Läßt es ſich aber nicht thun, es einzufahren oder aufzubinden, ſo ſetzet man das getrocknete Heu in Heuſchober, und macht dieſe oben ſo ſpitz als möglich; denn deſto ſicherer iſt das Heu vor dem Regen.

Auch

Auch wenn kein Regen fällt, iſt es doch nicht übel, ſolche Heuſchober zu machen, damit die Feuchtigkeit ausdünſten und austrocknen könne. Vorſichtige Landwirthe werfen daher das eingefahrne Heu einige Tage unordentlich auf einen Haufen, damit ſich die innerliche Hitze verlieren möge, ehe ſie es auf den Heuboden bringen.

Auf die Heuerndte folget die Kornerndte. Zur gründlichen Wiſſenſchaft von derſelben, wird zuerſt die Kenntniß der dazu gehörigen Werkzeuge erfordert.

Zwanzigſter Abſchnitt.

Die Tenne, wenn ſie von Erde iſt, damit ſie zum Ausdreſchen geſchickt ſey, wird zuerſt gereinigt, dann gräbt man die Erde auf, beſprenget ſie mit ungeſalzenem Oelſchaum mit Spreu vermiſcht, welches die Mäuſe und Ameiſen vom Korn abhält, tritt durch Beyhülfe des Waſſers wieder Spreu in den Boden, und läßt die Tenne an der Sonne trocknen. Andere nehmen ein nahes Bohnenfeld zur Dreſchtenne, machen das Land durch das Abmähen und Ausdreſchen der Bohnen eben, denn das Dreſchvieh zertritt, nebſt den Hülſenfrüchten, auch zu-

gleich

gleich das Gras; der Boden wird glatt, und zum Ausdreſchen des Korns geſchickt.

Ein und zwanzigſter Abſchnittt.

Das Korn muß gemähet werden, ſo bald es reif iſt, und ehe die Hitze, welche in den Hundestagen iſt, es ausdörret. Das Zaudern iſt ſchädlich: es wird von den Vögeln und anderen Thieren gefreſſen, und Körner und ganze Aehren fallen aus, wenn der Halm ſo trocken iſt: kömmt etwann ein ſtarker Wind oder Wirbelwind, ſo leget ſich das meiſte. Man zögere daher nicht, ſondern fange die Erndte an, wenn das Korn auf dem Halm durchgehends gelb iſt, ehe die Körner völlig hart ſind, ſondern eine röthliche Farbe haben. Man laſſe es lieber auf der Tenne, oder wenn es auf einem Haufen lieget, wachſen, als auf dem Halm: denn es iſt ſicher, daß das Korn, wenn es zeitig gemähet wird, hernach noch wächſet.

Man mähet auf verſchiedene Art. Viele hauen die Halme in der Mitte mit (89) Rüſt-ſen-

(89) In den Gegenden um Rom wird das Korn nur bis auf halben Mannes Länge abgeſchnitten, und die Stoppeln verbrannt, um das Feld zu düngen. (Neue Nachrichten von Italien S. 409.)

ſenſen ab, welche entweder Zähne haben, oder krum ſind. Andere nehmen die Aehren allein mit Korngabeln oder Riffeln ab, welches leicht angehet, wenn die Saat dünne ſtehet, ſonſt aber hält es ſehr ſchwer. Wenn die Aehren, nebſt einem Theil des Halms abgemähet ſind, wirft man ſie auf einen Haufen, oder bringt das Korn unter die Feldſchoppen, läßt es nach und nach bey Sonnenſchein trocknen, und driſcht es aus. Hat man die Kornähren nur allein abgeſchnitten, kann man ſie in die Scheune bringen, und im Winter durch Menſchen oder Vieh ausdreſchen laſſen. Geſchiehet dieſes auf einer Tenne, ſo ſind Pferde beſſer zu dieſer Arbeit, als Ochſen, und wenn man deren nicht viel hat, kann man die Dreſchwalze und Schlitten hinzuthun, wodurch die Halme am leichteſten klein gemacht werden. Die Aehren allein werden am bequemſten ausgeſchlagen und mit der Schwinge gereiniget. Iſt Spreu unter dem Korn, ſo lüfte man es. Der Weſtwind iſt hiezu am bequemſten, welcher in den Sommermonaten beſtändig und gelinde wehet: doch mit der Arbeit auf ihn zu warten, würde einen trägen Landwirth anzeigen, weil der rauhe Winter darüber einbrechen könnte. Das ausgedroſch-

droſchne Korn wird auf der Tenne ſo aufge-ſchüttet, daß der Wind von allen Seiten durchſtreichen kann. Wehet aber in langer Zeit kein Wind, ſo macht man das Korn mit Wurfſchaufeln rein, (90) es möchte ſonſt auf die lange Windſtille ein allzuſtarker Sturm folgen, und die Arbeit des ganzen Jahrs zu Grunde richten. Will man das Korn auf viele Jahre vorräthig behalten, ſo muß es zweymal rein gemacht werden, denn je reiner es iſt, je weniger wird es vom Kornwurm gefreſſen. Will man es aber ſogleich gebrau-chen, kann man die zwote Reinigung ſparen; es

(90) In neueren Zeiten hat man Maſchinen erfun-den, wodurch das Korn auf eine leichtere und ge-ſchwindere Art gereiniget wird. (Leipz. Samml. 11, 1064. Schwed. Abhandl. 12, 319.) Die Hol-länder haben zu dem Reinmachen des Korns ein Kunſtwerk, Wind zu erregen, der zu allen Zeiten einerley bleibt und allezeit wehet, wenn man es haben will, da denn leichte Körner herausflie-gen, gute Körner aber im Kaſten liegen bleiben. Die Beſchreibung dieſer Maſchine findet ſich in Mills vollſtändigem Lehrbegriff von der practiſchen Feldwirthſchaft. (3, 116.) Der Frey-herr Härlemann in ſeiner Reiſe durch einige ſchwediſche Provinzen (S. 88.) gedenket einer Maſchine, welche in China erfunden, und durch die Jeſuiten in Europa bekannt gemacht iſt, wo-durch ein Knabe mit Bequemlichkeit in einem Tage 68 Scheffel Getreide umwerfen und reini-gen kann.

es iſt genug, wenn es im Schatten gelüftet, und dann auf den Kornboden gebracht wird.

Für die Hülſenfrüchte ſorget man eben ſo, als für das übrige Korn: denn man verbraucht ſie entweder gleich, oder man verwahrt ſie, und in dieſem letzteren beſtehet der größte Vortheil des Landbaues.

Zwey und zwanzigſter Abſchnitt.

Unſere Vorfahren hielten ſowohl von ihren Ruhe- als Arbeitſtunden Rechnung. Ich will daher dem Landmann einige Regeln, wegen ſeiner Beſchäftigungen an den Feyertagen, geben. Denn **Virgil** ſagt:

> Recht und Gewiſſen erlaubt auch in den
> Tagen der Feyer
> Einige Arbeiten uns: man darf die Bäche
> ableiten,
> Und umzäunet das Feld, ſtellt Vögeln
> nach, tilget die Dornen
> Durch das Feuer, und wäſchet die Schafe
> in heilſamem Waſſer.

Doch halten die Prieſter für unerlaubt, das Feld an einem Feyertage zu bezäunen, oder die Schafe zu waſchen, wenn es nicht um ih-

rer Geſundheit willen nothwendig iſt. Virgil, der das Waſchen der Schafe an den Feyertagen erlaubt, ſetzt deswegen hinzu; ſie in heilſamem Waſſer zu waſchen. Denn dieſes Vieh hat Krankheiten, wogegen das Waſchen gut iſt. Auch folgende Arbeiten erlaubt das Herkommen an den Feyertagen: Korn mahlen, Hölzer zu Fackeln ſchneiden, Lichter ziehen, in einem gepachteten Weinberge arbeiten, Fiſchteiche, Teiche, alte Gräben aufräumen und ausbringen, Nachmatt machen, Miſt ſtreuen, Heu auf den Heuboden bringen, Oliven aus gepachteten Oelgärten abbrechen, Aepfel, Birnen und Feigen aufſchütten, Käſe machen, Bäume zum Verſetzen entweder zu Fuße, oder auf Saumroſſen, von einem Ort zum andern bringen. Hingegen iſt nicht erlaubt, Bäume zu verfahren, oder nach ihrer Ankunft zu verpflanzen, die Erde aufzugraben, und Bäume zu behauen. Die Prieſter verbieten ſogar, an Feyertagen zu ſäen, wenn man nicht vorher einen jungen Hund opfert; wie auch Heu zu mähen, aufzubinden und einzufahren. Auch darf man nicht Wein leſen, noch Schafe ſcheeren, ohne vorher einen jungen Hund zu opfern. Meet zu machen und

Wein einzukochen iſt erlaubt. Man darf Trauben und Oliven zum Einmachen ableſen. Die Schafe mit fremden Häuten zu benähen wird nicht verſtattet. In den Gärten darf man an den Feyertagen mit den Gartengewächſen nach Willkühr verfahren. Kein Todter darf an öffentlichen Feſttagen begraben werden. Für Mauleſel, Pferde und Eſel finden, nach des Porcius Cato Meinung, keine Feyertage Statt; auch erlaubt er, Ochſen vorzuſpannen, um Holz und Korn zu holen. Die Prieſter aber wollen, man dürfe an den Todtenfeſten (91) die Maulthiere nicht anſpannen, wohl aber an den übrigen Feſten. Ich bin überzeugt, viele werden auſſer dieſen Feſten noch eine Anzeige von den Verſöhnungen und Opfern der Alten für die Früchte erwarten. Ich bin auch willig dazu, verſchiebe es aber bis zu dem Buche, welches ich nach Vollendung der Ackerwiſſenſchaft ſchreiben will.

N 2 Hier

(91) Nach der Begleitung eines Todten zu ſeiner Grabſtäte wuſch man ſich mit Waſſer, und ſchritt über Feuer weg, welches man als eine Ausſöhnung anſahe, und dieſes war ein ſogenanntes Todtenfeſt. (Andr. Tiraquelli Annot. in Alex. ab Alex. Gen. dies p. 322.)

Hier ſchließe ich dieſe Materie, und will im nächſten Buche den Anfang mit den Lehren der Alten, und meiner eigenen Erfahrung, von Wein und Bäumen machen.

Drittes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Bis hieher war der Feldbau mein Lied,

ſagt Virgil; und warum ſollte ich, mein werther Silvin, nicht mit den Anfangsworten dieſes berühmten Gedichts, auch den Anfang meiner Abhandlung von einer ähnlichen Materie machen. Wir kommen auf die Baumzucht, einen der wichtigſten Gegenſtände des Landbaues.

Die Gattungen der Bäume ſind verſchieden und mancherley. Viele, wie eben dieſer Dichter ſagt,

Wachſen ohne den Zwang der Kunſt von ſich ſelbſt;

viele müſſen gepflanzt werden. Bäume, welche ungepflanzt von ſelbſt wachſen, ſind wild;

wild, und tragen wilde Früchte: welche aber gezogen werden, geben beſſere Früchte.

Ich will zuerſt von den Bäumen reden, welche eßbare Früchte tragen. Dieſe theilen ſich in drey Gattungen. Denn aus dem Reiſe wächſet entweder ein Baum, z. E. der Oelbaum; oder eine Staude, als die Feldpalmen; (92) oder ein drittes, welches eigentlich weder Baum noch Staude heiſſen kann, nehmlich der Weinſtock. Dieſen ziehen wir allen übrigen Bäumen mit Recht vor: ſeine Früchte ſind angenehm: er kömmt faſt in allen Gegenden unter jedem Himmelsſtrich leicht fort, nur nicht in den Beeiſten und ſehr heiſſen (93) Ländern: er wächſt ſo

 gut

(92) Die Ausleger ſind uneinig, ob man Palma oder Canna Campeſtris leſen müſſe. Da aber Plinius (13, 4.) Palmenarten anführet, welche die Größe einer Staude nicht überſteigen, und der kleine Palmbaum mit ſtachlichen Stielen ſelten über 4 bis 5 Fuß hoch wird, (Millers Gartenlexicon 2, 101.) ſo habe ich Feldpalmen überſetzt.

(93) Der Ausſpruch des Columella, daß in ſehr heiſſen Ländern kein Wein wachſe, wird durch die Erfahrung nicht beſtätiget. Peru, Chili, die Antilliſchen und Canariſchen Inſeln, das Vorgebürge der guten Hoffnung, und andere heiſſe Gegenden mehr, liefern Wein. Auch ſelbſt zu den

gut in der Ebene, als auf den Bergen, in dichtem und lockeren, oft auch magern Lande, in fettem, trocknen und ſumpfigen Erdreich: der Weinſtock allein kann alle Veränderungen der Witterung, Kälte, Hitze und Wind aushalten. Doch kömmt es darauf an, von was für Art der Wein ſey, und wie man ihn nach Beſchaffenheit der Landesart bauen müſſe: denn der Weinbau iſt nicht in jedem Lande und auf jedem Boden einerley, auch ſind die Stämme nicht gleich.

Man kann nicht leicht beſtimmen, welcher Wein der beſte ſey, da die Erfahrung zeiget, wie ſehr die Güte des Weins von der beſondern Beſchaffenheit eines jeden Himmelſtrichs abhängt. Ein vorſichtiger Landmann lernet daher die Natur der Weinſorten kennen: Reben, welche Nebel und Reif vertragen können, pflanzet er in der Ebene; Stöcke, welche Trockenheit und Wind aushalten können, gehören auf die Hügel; fettes und fruchtbares Land erfordert einen Stamm, der nicht ſtark treibt, noch allzufruchtbar iſt; mageres Land einen fruchtbaren; dichtes Erdreich einen

den Zeiten des Columella ward in den heiſſeſten Erdſtrich, welchen die Römer kannten, in Egypten nehmlich und Perſien, Wein gebauet.

einen Stock, der heftig treibt, und viel Holz macht; ein Weinſtock, der wenig ins Holz gehet, iſt für lockeres und gutes Land; an feuchten Orten bekömmt der Wein mit zarten und großen Trauben nicht ſo gut, als der mit kleinen und dickhäutigen Trauben, die voll Kerne ſind: für trockene Gegenden gehöret Wein von entgegengeſetzter Beſchaffenheit.

Weil der Gutsherr ferner wiſſen muß, daß auf die Witterung noch mehr ankömmt, als auf das Erdreich, wenn ſie nehmlich kalt oder warm, trocken oder naß iſt, wenn es hagelt, wenn es windig oder ſtill, heiter oder neblicht iſt, ſo hält er für kalte und benebelte Gegenden zwo Arten von Weinſtöcken in Bereitſchaft, entweder frühzeitige, welche vor dem Winter reif werden, oder eine andere Art mit ſtarken und harten Beeren, welche zwar im Sommer blühet, hernach aber bey Reif und Froſt eben ſo reifet, als andere von der Hitze. Unter einem windigen und ſtürmiſchen Himmelsſtriche kann man dieſe Weinart gleichfalls ohne Gefahr pflanzen: warme Gegenden erfordern Stöcke mit zarten und großen Trauben: für trockne Oerter gehören die, welche vom Regen und anhaltendem Thau zu verfaulen pflegen: Stöcke, welche

die Dürre nicht vertragen können, ſind für naſſe Gegenden: Himmelsſtriche, die dem Hagel unterworfen ſind, müſſen Stämme mit harten und breiten Blättern haben, damit die Trauben mehr Schutz finden: in einer ſtillen und heiteren Gegend wachſen aber alle Arten; doch die am beſten, deren Trauben oder Beeren geſchwinde abfallen.

Wenn man ſich nach ſeinem Wunſch eine Gegend und Himmelsſtrich zum Weinberge ausleſen kann, ſo iſt, nach des Celſus richtiger Bemerkung, das beſte Erdreich dazu, was weder zu dicht, noch zu locker, doch mehr locker als dicht iſt, was weder mager, noch allzu fruchtbar, doch mehr fruchtbar als mager iſt, weder auf ebenem Felde, noch auf einem Berge, ſondern auf einer kleinen Anhöhe liegt, nicht trocken, noch ſumpfig, aber doch etwas feucht iſt, das keine Quelle, aber doch Feuchtigkeit genug für die Wurzeln des Weinſtocks hat. Dieſe Feuchtigkeit muß aber nicht bitter, noch ſalzig ſeyn, ſonſt verderbt ſie den Geſchmack des Weins, und hält das Wachsthum der Reben durch ihre ſchädliche Wirkungen zurück, wenn anders Virgil Glauben verdient;

Salziges oder auch bitteres Land iſt den
Früchten nachtheilig:
Alles Pflügen verbeſſert es nicht: der Wein
und die Früchte
Arten auf ſelbigem aus.

Dem Weinſtock dient ferner, wie ich ſchon bemerkt habe, weder ſtrenge Kälte noch große Hitze: doch iſt Wärme beſſer als Kälte, Platzregen ſchädlicher als heiteres Wetter, und ein trockener Boden dem naſſen vorzuziehen: mäßiger und ſanfter Wind iſt ihm heilſam, Sturmwind ſchädlich. Dieſes wäre nun die vorzüglichſte Beſchaffenheit des Himmels und des Erdreichs.

Zweyter Abſchnitt.

Die Trauben beſtimmt man entweder zu eſſen oder zu keltern. Hat man nur die erſte Abſicht, ſo iſt es nicht vortheilhaft, Weinberge anzulegen, es möchte denn das Landgut ſo nahe bey der Stadt liegen, daß die Trauben daſelbſt friſch verkauft werden könnten. Wenn dieſes iſt, ſo muß man ſich vornehmlich auf (94) frühzeitige, harthäutige, pur-

(94) Es iſt itzt ſchwer, ja faſt unmöglich, mit Gewißheit zu beſtimmen, auf welche Traubenſorten die al-

purfärbigte, großbeerigte Zotteltrauben, Rhodiſer, Lybiſche und Horntrauben befleißigen. Hier kömmt auch nicht blos der Geſchmack, ſondern auch die äußerliche Geſtalt in Betrachtung, wie bey den Kronenähnlichen, drey Fuß langen, bey einer andern Art, deren Beeren ſo groß als Pflaumen ſind, und bey den Quittentrauben. Ferner muß man auf die Trauben ſein Augenmerk richten, die den Winter hindurch in Gefäßen aufbewahrt werden können, z. E. die Venuſiniſchen und Numiſtaniſchen, von welchen letztern man erſt neulich erfahren hat, daß ſie dauren können.

Will man von den Trauben Wein machen, ſo ſucht man ſolche Stöcke aus, welche ſtark tragen, und viel Holz haben. Jenes vermehrt die Einkünfte des Beſitzers; dieſes verſichert die Dauer des Weinſtocks. Der beſte Stamm iſt, der nicht allzugeſchwinde ausſchlägt und blühet, aber auch nicht allzuſpät reif wird, vom Reife, Hitze und Brande nicht

alten römiſchen Benennungen paſſen. Zwar giebt Dalechamp ſehr zuverſichtlich die itzigen Namen der römiſchen Bäume und Früchte an. Bey genauerer Unterſuchung bleibt alles aber noch in großer Ungewißheit. Ich ſchmeichle mir daher keinesweges, daß ich die wahren Benennungen getroffen habe.

nicht beſchädiget wird, vom Regen nicht verfault, bey trockner Witterung nicht verdorret. Auf ſolchen Stamm muß unſere Wahl fallen, ſollte er auch nur mittelmäßig fruchtbar ſeyn, wenn der Wein nur von edler und ſchätzbarer Art iſt. Solte der Wein aber von ſchlechter Sorte ſeyn, ſo ſetzt man fruchtbare Stöcke, um durch die Menge der Früchte die Einkünfte zu vermehren. Faſt in allen Gegenden geben die Ebenen mehr Wein, die Hügel aber beſſeren: und dieſe tragen beſſer zu, wenn ſie gegen Norden liegen; gegen Süden aber iſt der Wein von vorzüglicher Güte. Auch iſt kein Zweifel, das verſchiedene Weinreben nach Beſchaffenheit der Gegenden bald guten, bald ſchlechten Wein geben. Der Amineiſche Wein allein ſoll eine Ausnahme machen: denn wenn die Gegend nur nicht allzukalt iſt, ſo übertrifft er, auch wenn er ausartet, allen andern Wein an Geſchmack, ſo ſehr er auch unter ſich an Güte verſchieden iſt. Dieſer Wein hat zwar nur einen Namen, iſt aber von verſchiedener Gattung. Ich kenne zwo echte Arten. Die kleinere vrrblühet geſchwinder und beſſer, ſchlinget ſich ſowohl an Bäumen als am Weingeländer in die Höhe, nur muß ſie dort fettes und hier mittelmäßiges

Land

Land haben: ſie übertrifft die gröſſere Art weit, weil ſie dem Regen und Winde beſſer wiederſtehet. Die gröſſere Gattung verdirbt geſchwind in der Blüte, und dieſes noch mehr an Geländern, als an Bäumen: ſie iſt alſo nicht zu Weinbergen geſchickt; kaum kann man ſie an einen Baum hinaufziehen, wenn das Erdreich nicht fett und feucht iſt. Mittelmäßiges Land dienet ihr nicht, vielweniger ſchlechtes. Man kennet dieſe Art an der Menge des Holzes und der Blätter, und an der Größe der Trauben und der Kerne. Die kleinere Art treibt mehr Glieder, und trägt mehr Früchte, der Geſchmack davon iſt aber nicht beſſer, als von der gröſſeren Art. Dieſe beyden Arten ſind (echter) Amineiſcher Wein.

Zwo andere Arten davon nennet man Zwillingsweine, weil ſie zwo Trauben bey einander treiben. Dieſe geben einen zwar herben, aber eben ſo dauerhaften Wein, als die erſten zwo Gattungen. Die kleinere Sorte hievon iſt die bekannteſte: denn ſie wächſet auf dem Berühmten Veſuv (95) in Campanien, und auf

(95) Nach aller Wahrſcheinlichkeit iſt der Amineiſche Wein der itzt ſogenannte Vino greco, und die Lacrymæ Chriſti. (Jo. Bapt. Portæ Villæ Lib. VII. p. 500. 501.)

auf den Surrentiniſchen Bergen. Der Weſtwind iſt ihr im Sommer zuträglich, der Südwind ſchädlich. In den übrigen Italieniſchen Ländern iſt ſie nicht ſo bequem zum Weinberge, als an Bäumen gezogen zu werden: in obengedachten Gegenden aber ſteigt Holz und Frucht ſehr gut vom Geländer in die Höhe. Sie trägt Zwillingstrauben, wie die kleinere echte Amineiſche Art, und die Trauben der größeren Art ſind auch der größeren echten Amineiſchen Art ähnlich. Die Kleinere hat darin einen Vorzug weil ſie auch in mittelmäßigem Lande beſſer zuträgt, als die größere, welche, wie ſchon geſagt, fettes Erdreich haben muß. Einige geben den wollichten AmineiſchenTrauben einen beſonderen Vorzug. Sie haben dieſen Namen nicht daher, als ob ſie die einzigen unter den Amineiſchen Trauben wären, welche wollicht ſind, ſondern weil ſie es mehr ſind, als die übrigen. Der Wein davon iſt allerdings gut, aber leichter als von vorgedachten Orten. Der Stamm ſchießt ſehr ins Holz, und kann daher wegen der dicken Blätter oft nicht gehörig blühen, und wird der Wein auch gleich reif, ſo verfault er doch bald. Außer den ſchon angeführten Arten, hält man noch einen Amineiſchen

ſchen Wein in beſonderen Wehrt, welcher der gröſſeren Amineiſchen Zwillingsart nicht unähnlich iſt, wenn man die Blätter und den Stamm in Betrachtuug ziehet; am Geſchmack aber ſtehet er ihm nach, ob es es gleich ſonſt ein vortrefflicher Wein iſt, und wegen ſeiner Eigenſchaften die beſten Weine, auſſer den Amineiſchen, übertrifft: denn er iſt ſehr fruchtbar, blühet beſſer ab, trägt dichte und weißliche Trauben, und große Kerne, gehet auf ſchlechtem Lande nicht aus, und wird daher unter die ergiebigſten Weinarten gerechnet.

Auf den Amineiſchen Wein folgt an Güte der Nomentaniſche, an Fruchtbarkeit übertrifft er ihn noch, denn er trägt voll und bringt ſeine Trauben zur Reife. Auch hievon iſt die kleinere Gattung fruchtbarer, die Blätter ſind nicht ſo ſehr zerkerbt, und das Holz wird nicht ſo roth wie bey der Amineiſchen Art, welche daher die röthliche heißet. Man nennt die Nomentaniſchen Trauben auch Hefentrauben, weil ſie mehr Hefen machen, als andere Arten, welchen Fehler ſie aber durch die Menge der Trauben erſetzen. Sie wachſen an Geländern, aber noch beſſer an Bäumen: Wind und Regen können ſie gut aushalten: blühen geſchwinde ab, und werden

da:

daher zeitig reif. Ihnen ſchadet nichts, als die Hitze: denn weil ſie kleine Beeren haben, und harthäutig ſind, trocknen ſie von der Hitze zuſammen. Auf fettem Lande bekömmt dieſer Wein am beſten, und die Trauben wachſen gröſſer, welche ſonſt ihrer Natur nach klein zu ſeyn pflegen.

1 Der Gutedel hält ſich auf dem Albaniſchen Hügel bey kaltem und naſſen Erdreich und Witterung ſehr gut. Verpflanzt man ihn an andere Oerter, iſt er kaum mehr kenntlich. Eben ſo wie der Allobrogiſche, der mit der Verpflanzung ſeine Lieblichkeit verliert.

2 Man rühmt drey Sorten von ſo genannten Bientrauben, welche alle drey fruchtbar ſind, und an Geländern und Bäumen gezogen werden können: doch iſt die eine Art mit glatten Blättern die beſte: die beiden wollichten Arten ſind zwar nicht am äuſſerlichen Wuchs, aber durch die Beſchaffenheit des Weins verſchieden, indem der von der einen Sorte, den jungen Geſchmack verliert. Auf fetten Boden trägt dieſer Wein am ſtärkſten zu, auf mittelmäßigem Lande behält er doch noch ſeine Fruchtbarkeit, und wird frühzeitig reif. Für kalte Gegenden ſchickt er ſich daher am beſten. Der Wein iſt ſüß, aber dem Kopf, den Ner-

ven

ven und Adern nicht zuträglich. Wenn man die Trauben nicht zeitig ablieſet, werden ſie eine Beute des Regens, der Winde und der Bienen, von welchen ſie, wegen dieſer Verheerung, den Namen haben.

Dieſe ſind die berühmteſten Weine von vorzüglichem Geſchmack: man kann aber doch auch Weinſorten vom zweiten Range wegen ihrer Fruchtbarkeit anpreiſen, z. E. der Wein von Berry, die Königstraube, wovon die kleinere Art bey den Spaniern Cocolubis heißet. Dieſe beiden Weingattungen kommen den Weinen vom erſten Range am nächſten denn ſie werden alt, und durch das Alter ziemlich gut. An Fruchtbarkeit und Dauerhaftigkeit übertreffen aber dieſe Weinſorten alle vorher erzählte Gattungen: denn Wirbelwinde und Platzregen ſchaden ihnen nicht, ſie laſſen ſich gut keltern, und arten auf magerem Lande nicht aus, Kälte iſt ihnen beſſer, als Feuchtigkeit, dieſe doch zuträglicher als Dürre, doch thut ihnen auch die Hitze keinen Schaden.

Auf dieſe folget die Viſula urd kleine Argitis. Beide kommen am beſten auf mittelmäßigem Lande fort: in fettem Lande treiben ſie zu ſtark; in magerem Erdreich werden die

Trauben klein und leer: ſie wachſen beſſer am Geländer, als an Bäumen. Die Argitis trägt in der Höhe ſtarkes Holz und viele Trauben: die Viſula bleibt bey den unterſten Aeſten der Bäume, macht kurzes Holz und breite Blätter, welche die Trauben gegen den Hagel ſchützen: dieſe müſſen aber zeitig abgeleſen werden, ſonſt fallen ſie ab, und verfaulen durch die Näße.

Der gelbe Wein, welchen einige den Bunten nennen, iſt weder ganz roth, noch ſchwarz, und hat ſeinen Namen, wenn ich nicht irre, von der gelben Farbe. Die ſchwarze Gattung giebt mehr Wein; der von der rothen iſt aber von beſſerem Geſchmack. Die Farbe der Kerne iſt in beyden nicht gleich. Beyde geben ein Jahr um das andere mehr oder weniger weiſſen Moſt. An Bäumen wachſen ſie am beſten, doch auch ganz gut am Geländer, und ſind auch auf mittelmäßigem Lande Fruchtbar, ſo wie die groſſen und kleinen Frühtrauben. Dieſe Weine aber ſind beſſer, machen viel Holz, und werden zeitig reif.

Die weißliche Traube ſchickt ſich, nach des Celſus Meynung, beſſer auf einen Hügel, als in eine Fläche; beſſer an einen Baum, als zu einem Geländer; beſſer für einen hohen,

als niedrigen Baum: ſie iſt fruchtbar an Holz und Trauben.

Die griechiſchen Weine, der Mareotiſche, (96) Thaiſche, Sophortiſche und Roſinenwein, ſind zwar von gutem Geſchmack, haben aber in unſern Gegenden wenig Trauben und kleine Beeren, und geben daher wenig Wein.

Der ſchwache ſchwarze Wein, welchen einige Griechen den volbraunen nennen, kann zur zweiten Claſſe gerechnet werden, weil es ein guter und unſchädlicher Wein iſt, und nicht zu Kopfe ſteigt, wovon er auch den Namen hat, wiewohl ſein Geſchmack nicht ſchlecht iſt.

Den dritten Platz räumt Celſus den Weinen ein, deren Vorzüge blos in der Fruchtbarkeit beſtehen, als die drey Arten bleicher, wovon aber die beyden größeren Sorten mit der

(96) Der Mareotiſche Wein iſt unleugbar egyptiſch. Wenn man alſo nicht mit dem Cerda unſerm Columella einen Irrthum ſchuld geben will, ſo muß man annehmen, daß der Mareotiſche Wein aus Egypten nach Griechenland verpflanzt worden, und deswegen unter die griechiſchen Weine gerechnet werde. (Geſneri Not. ad h. l.)

der kleinern an Güte und Fruchtbarkeit nicht zu vergleichen ſind. Die eine, welche die Gallier Emarcum nennen, giebt einen mittelmäßigen Wein; die andere Art, welche ſie die Lange, und auch die Geizige nennen, giebt einen ſchlechten Wein, und die Weinleſe iſt nicht ſo reich, als man von der Anzahl der Trauben vermuthen ſollte. Die kleinſte und beſte Sorte von dieſen dreyen kennt man leicht an ihren ſehr runden Blättern: die Vorzüge dieſes Weins ſind folgende; er hält die Trockenheit ſehr gut aus; dauret auch in der Kälte, wenn dieſe nicht mit Platzregen vergeſellſchaftet iſt; an einigen Orten läßt man ihn alt werden, und er iſt endlich der einzige Wein, der auch auf dem magerſten Lande fruchtbar iſt.

Der reiche dornichte Weinſtock hat zwar viele, aber nicht große Trauben; ſo auch die Olivenſorte, der Murgentiniſche oder Pompejaniſche Wein, der Rumiſtaniſche der Venuſainiſche, welcher auch der Binſen- oder Hülſenwein heißt, der ſchwarze Fregellaniſche, der weinreiche, der Rhaetiſche, und der fruchtbarſte von allen, welche ich kenne, die größere Arcelaca, welche viele fälſchlich für die Argitis halten.

Von dem Werthe der Weinſorten, welche ich nur neulich habe kennen lernen, als von dem Pergoleſiſchen, der Irtiola und Fereola, kann ich kein zuverläßiges Urtheil fällen; denn ich kenne zwar ihre Fruchtbarkeit; die Güte des Weins aber habe ich noch nicht beurtheilen können.

Eine andre frühzeitige Weingattung, welche die Griechen Drakontion nennen, und uns vordem unbekannt war, kann an Fruchtbarkeit und Annehmlichkeit der Arcelaca, der Königstraube und dem Wein von Berry verglichen werden, an Stärke dem Amineiſchen.

Es giebt überdem noch viele Weinſorten, deren Zahl und Namen wir nicht zuverläßig angeben können. So ſingt Virgil:

Alle Weine zu zählen iſt eben ſo wenig uns möglich,
Als der Sandkörner Menge, die an den Lybiſchen Küſten
Von dem Brauſen des Zephyrs ſich hebt.

Denn alle Länder und Gegenden haben eigenthümliche Weine mit beſondern Namen: einige Stämme verändern ihre Benennung bey der Verpflanzung: andere auch ihre Beſchaffenheit, ſo daß man ſie nicht mehr kennen kann.

kann. (97) Schon in Italien ſelbſt, damit ich nicht von dem ganzen Erdkreiſe rede, belegen auch benachbarte Nationen einerley Weinſorten mit verſchiedenen Namen. Ein verſtändiger Lehrer der Landwirthſchaft hält daher die Lehrbegierigen mit dieſen unnützen Benennungen nicht auf, ſondern ſchärfet überhaupt ein, was ſchon Celſus, und vor ihm Cato, erinnert haben; man müſſe keinen Wein pflanzen, der nicht in einem guten Ruf ſtehet, und keinen lange beybehalten, wenn man ihn nicht durch die Erfahrung gut gefunden hat.

Wenn ein Land zu edlen Weinſorten aufgelegt iſt, muß man, nach des Julius Graecinus Vorſchrift, ſich nach den beſten umſehen. Sollte aber die Gegend der Güte des Weins nicht ſo recht zuträglich ſeyn, ſo ſieht man mehr auf fruchtbare Sorten, und die Menge er-

(97) Der Wein auf den Canariſchen Inſeln iſt von der Inſel Candia dahin verpflanzet worden, hat aber wenig Aehnlichkeit mit dem Candiatiſchen Wein. Der Rheiniſche Wein ſtammt vermuthlich aus Italien, und der Franzöſiſche eben daher und aus Griechenland, ja aller Europäiſche Wein hat ſeinen Urſprung aus Aſien, ſo wenig er auch itzt dem Aſiatiſchen Wein mehr ähnlich iſt.

erſetzet ſodann, was dem Werth des Weins abgehet.

Jedoch, ich will unten meine wahre Geſinnung von dieſer Meynung eröffnen, wiewol ich oben eben dieſes behauptet habe. Ich will nämlich zeigen, wie ein Weinberg müſſe angelegt werden, um ſowol vielen, als vortrefflichen Wein von ihm zu bekommen.

Dritter Abſchnitt.

Ehe ich von der Pflanzung der Weinſtöcke handele, ſehe ich für gut an, vor der weitern Abhandlung die Unterſuchung hergehen zu laſſen, ob der Weinbau einen Landmann reich mache? Iſt nicht vorher ausgemacht, ob der Weinbau anzurathen ſey, ſo iſt es überflüßig, von der Pflanzung zu reden. Sehr viele finden hiebey große Bedenklichkeiten, und wünſchen ſich kein zum Weinbau geſchicktes Land, ſondern ziehen Wieſen, Weiden und Holzung vor. In Anſehung des an Bäumen gezogenen Weins ſind die Schriftſteller nicht einig. Saſerna hält nichts davon, Tremellius aber ſehr viel. Doch auch dieſe Meynung wollen wir zu ſeiner Zeit beleuchten.

Ein

Ein Landwirth ſetze zuerſt zum Grunde: der Weinbau iſt ſehr einträglich. (98) Ich will hier nicht von der alten Fruchtbarkeit der Felder reden, da, nach des Marcus Cato und Terentius Varro Bericht, von jedem Morgen Weinland $256\frac{1}{2}$ Anker Wein gemacht worden ſind. Varro verſichert dieſes ausdrücklich im erſten Buche von der Landwirthſchaft, und zwar habe ſich dieſe Fruchtbarkeit nicht etwan auf eine beſoedere Gegend erſtrecket, ſondern ſie habe ſich in den (99) Faventini-

(98) Man hat durch Berechnungen auszumachen geſucht, daß eine franzöſiſche Meile Ackerland 1390 Menſchen ernähren könne, da hingegen von einer Meile Weinland 2604 Perſonen leben können. (Diſcours ſur les Vignes.) Folglich iſt der Weinbau in Frankreich faſt doppelt ſo einträglich, als der Kornbau. Man ſiehet aber leicht, daß bey ſtärkerer Anpflanzung des Weins und geringerem Anbau des Korns der Preis des Weins fallen, und der Werth des Korns ſteigen müſſe. Auch in Sachſen iſt der Weinbau einträglicher, als der Kornbau, jedoch in geringerer Maaße als in Frankreich. (Oecon. Nachr. II. 685. VI. 600.)

(99) Die ehemaligen Faventiniſchen Felder machen itzt die Gegend um Faenza in Romagna im Kirchenſtaat aus, von welcher Stadt das unächte Porcellan den Namen Favence hat.

Gallien dießeits der Alpen erſtreckte ſich bis an den itzigen Fluß Eſino in der Ancanitaniſchen Mark, welche das Picenum der Römer iſt.

tiniſchen, und den itzt zu Picenum gehörigen Galliſchen Feldern, wenigſtens in alten Zeiten, auf eine ähnliche Art gezeigt. Itzt iſt die Romentaniſche Gegend wegen ihrer Fruchtbarkeit vorzüglich berühmt; vor allen die Landgüter des einſichtsvollen und gelehrten Seneca, (100) denn es iſt gewiß, daß jeder Morgen Weinland ihm gemeiniglich 34 Ohm Wein giebt. Was im Ceretauiſchen (101) geſchehen iſt, war faſt ein Wunderwerk, da einer von denen Weinſtöcken über 2000 Trauben hatte, und 80 Stöcke, welche ich gepflanzet hatte, in zwey Jahren 20 Oxhöfte Wein gaben, und die erſten Weinberge auf jeden Morgen 85½ Anker, da ſonſt Wieſen, Weiden

(100) Lucius Annaeus Seneca war in Spanien geboren, aber zu Rom erzogen, gelangte zur Queſtur, ward auf Anſtiften der erſten Gemahlin des Kaiſers Claudius ins Elend verwieſen, durch ihre Nachfolgerin Agrippina aber zurückberufen und zum Lehrer ihres Sohnes, des nachmahligen Kaiſers Domitius Nero ernannt, und erhielt auch die Prätur. Er erwarb ſich unſägliche Reichthümer, wofür er ſich ohne Zweifel auch die von Columella angeführte Landgüter anſchafte. Zuletzt ward er dem Nero verdächtig und genöthiget, ſich ſelbſt hinzurichten.

(101) Die ehemalige etruriſche Stadt Caere iſt itzt ein unanſehnlicher Ort im Kirchenſtaat, mit Namen Cerveteri.

Weiden und Holzungen für ſehr einträglich gehalten werden, wenn ſie ihrem Herrn von jedem Morgen drey Thaler bringen. Man kann ſich aber kaum erinnern, daß in dem größten Theile Italiens das Kornland das vierzehnte Korn gebracht habe. (102)

Hat dieſes ſeine Richtigkeit, warum iſt doch der Weinbau ſo übel berüchtiget? Gewiß nicht durch ſeine, ſondern durch der Menſchen Schuld, wie Graecinus ſagt. Man wendet nicht die gehörige Aufmerkſamkeit auf die Kenntniß der Ableger, und pflanzt daher Weinberge von ſchlechter Art. Man ſorgt nicht ſo für die Pflanzen, daß ſie ſtark werden, und aufſchieſſen, ehe ſie trocken werden, und wenn ſie auch die Stärke erreichen, ſo wendet man doch überhaupt nicht Sorgfalt genug darauf. Man glaubt, es ſey gleichgültig,

 wo

(102) In dem Texte ſtehet nur, das vierte Korn. Da aber Italien von Virgilius, Strabo und andern wegen ſeiner Fruchtbarkeit gerühmt wird, und dieſen Ruhm noch itzt behauptet, und Varro ausdrücklich meldet, daß man an einigen Orten das Zehente, und in Etrurien und andern italieniſchen Gegenden das funfzehnte Korn erndte, (I. 44.) ſo bin ich, der Muthmaßung des Urſinus gefolget, und habe vierzehn an ſtat vier geſetzet.

wo man den Weinberg anlegt: man ſucht wol gar das ſchlechteſte Land aus, als wenn die Felder, auf welchen ſonſt nichts wächſt, zum Wein gut genug wären; Man hat keine rechte Kenntniß von der Anlegung eines Weinberges, oder bringt ſie wenigſtens nicht in Ausübung. Selten wird die gehörige Geräthſchaft zum Weinbau augeſchaft, welche Verabſäumung hernach mit vieler Arbeit und größern Koſten erſetzt werden muß. Man ſucht nur die Fruchtbarkeit des gegenwärtigen Jahrs zu befördern, lebt in den Tag hinein, ohne auf die Zukunft zu ſehen, übertreibt die Stöcke, und läßt ſie ſo viel Schößlinge treiben, daß für die Nachkommenſchaft nichts bleibt. Bey allen dieſen Fehlern will doch niemand Schuld haben, ſondern man klagt, daß die Weinberge nicht zutragen, ob ſie gleich bloß durch Geiz, Unwiſſenheit und Nachläßigkeit zu Grunde gerichtet ſind. Wer hingegen bey dem Weinbau Einſicht und Sorgfalt verbindet, kann von jedem Morgen zwar nicht, wie ich glaube, 35 oder 25 Anker, doch aber, nach der niedrigſten Berechnung des Graecinus, 17 Anker erhalten, welches ein weit größerer Gewinn iſt, als man von Wieſenwachs und Gartenkräutern haben kann. Die-

ſes

ſes hat ſeine Richtigkeit; denn bey einer genauen Berechnung offenbaret ſich der größere Vortheil dieſer Art des Feldbaues.

Zwar fodert der Weinbau große Koſten; doch iſt ein Winzer für ſieben Morgen zureichend. Gemeiniglich glaubt man, der erſte beſte Sclave, den man am wohlfeilſten kaufen kann, ſey hiezu geſchickt gnug. Ich bin aber anderer Meynung, und ein Winzer iſt viel Geld werth. Wenn man für ihn 200 bis 266 Thaler giebt, für jeden von den ſieben Morgen 33 Thaler, für die Weinberge mit ihrer Geräthſchaft, nemlich Pfalwerk und Reiſer, auf jeden Morgen 66 Thaler, ſo beträgt der ganze Aufwand auf 966 Thaler. Hiezu kommen die Zinſen dieſes Capitals von den erſten zwey Jahren, da der Wein noch nicht trägt, nemlich 116 Thaler. Capital und Zinſen betragen alſo 1082 Thaler. Siehet man dieſe Summe als eine Schuldforderung des Landwirths an ſeinen Weinberg an, und rechnet die Zinſen davon, ſo muß der jährliche Ertrag 65 Thaler ſeyn. (103) Legt man dieſe

(103) Die Zinſen waren im Römiſchen Gebiete erſtaunend hoch. Zu den Zeiten des Cicero waren ſie bis 34 von Hundert geſtiegen (Epiſt. de

dieſe Berechnung zum Grunde, ſo ſteigt, nach des Graecinus Meynung, der Ertrag der 7 Morgen Weinlandes weit höher, als die Zinſen von 1082 Thalern. Geſetzt, das Gewächs iſt von der ſchlechteſten Art, ſo bringt doch ein jeder Morgen, wenn er gehörig gebauet wird, 4¼ Ohm Wein. Siebzehn Anker koſten in den wohlfeilſten Zeiten 10 Thaler. Von ſieben Morgen bringet es folglich 70 Thl. welches die obenangeführten Zinſen überſteiget. Dieſes iſt die Berechnung des Graecinus.

Nach meiner Meynung muß man die Weinſtöcke ausrotten, ſobald jeder Morgen weniger als drey Schläuche, oder neuntehalb Oxhöft, bringt. Hiebey bringe ich die Fächſer, welche aus der Rebſchule verkauft werden, nicht in Anſchlag, welche allein die Koſten bezahlen: ich ſetze aber voraus, daß das Land ſo wie in Italien, nicht aber, wie in den Provinzen, iſt. Dieſes iſt unleugbar, wenn man meine und des Julius Atticus Berechnung anſieht.

Ich

ad Atticum V. 21.) Die Reichthümer, welche die Siege des Auguſtus nach Rom brachten, ſetzten ſie zwar herunter: doch blieben die Zinſen noch ſo hoch, daß man zu Columella Zeiten 16 von Hundert gab. Juſtinianus ſetzte endlich, einige Fälle ausgenommen, 6 von Hundert feſt.

Ich ſetze auf jeden Morgen zwiſchen den Reihen der Weinſtöcke 20000 Schnittlinge. Julius Atticus ſetzt zwar 4000 weniger. Wenn wir aber auch ſeine Berechnung annehmen, ſo iſt doch ſchon der Vortheil von dem ſchlechteſten Lande größer als die Koſten. Denn wenn durch Nachläßigkeit auch 6000 Schnittlinge zu Grunde gehen, ſo werden doch die übrigen 10000 gerne und mit Vortheil mit 100 Thalern bezahlt, (104) und bringen folglich ein Drittel mehr ein, als die 66 Thlr. welche oben als die Einkünfte eines Morgens Weinland angegeben wurden. Ich habe es ſchon ſo weit gebracht, daß die Bauren jedes Tauſend Setzreben gerne mit 20 Thalern bezahlen. Ein anderer würde dieſes nicht dahin bringen, und kaum wird jemanden der Ueberfluß des Weins glaublich ſcheinen, den ich auf meinen Ländereyen habe, wie dir, mein Silvin, bekannt iſt. Ich habe deswegen aber nur einen mäßigen und gewöhnlichen Preis

(104) Die Berechnung des Columella in Anſehung der Schnittlinge leidet große Abfälle; denn wenn aus jedem Morgen Weinland jährlich 10000 Schnittlinge verkauft werden, ſo müſte doch endlich jederman zureichend mit Weinpflanzen verſehen ſeyn, und der Vortheil aus dem Verkauf der Schnittlinge hörte folglich auf.

Preis der Setzreben geſetzt, damit ich deſto leichter und ohne Widerſpruch meinen Satz denen begreiflich mache, welche aus Unwiſſenheit ſich vor dem Weinbau ſcheuen. Die Einkünfte der Rebſchule, und die Hoffnung der künftigen Weinleſe muß uns daher zum Weinbau ermuntern. Ich habe bewieſen, wie nützlich die Anpflanzung der Weinberge ſey: nun will ich die Art und Weiſe zeigen, wie man ſie anlegen müſſe.

Vierter Abſchnitt.

Wer einen Weinberg anlegen will, muß ſich nicht ſo ſehr auf fremde Sorgfalt, als auf ſich ſelbſt verlaſſen, und keine Fächſer kaufen, ſondern ſelbſt Schößlinge von der beſten Art pflanzen, und eine Rebſchule anlegen, aus welcher er Pflanzen für ſein Land nehmen könne. Denn fremdes Weinholz aus andern Ländern ſchickt ſich nicht ſo gut für das Land, als einheimiſches, und bekommt auch nicht recht unter anderen Himmelsſtrichen und Gegenden. Auch kann man nicht gewiß ſeyn, ob fremde Pflanzen von der vorzüglichſten Art ſind, weil man nicht weiß, ob die Ableger von ſolchem Wein gemacht ſind, den man

durch

durch die Erfahrung für gut erkannt hat. Eine Zeit von zwey Jahren iſt nicht zu lang, um die Pflanzen wachſen zu laſſen, weil gar viel darauf ankommt, Ableger von auserleſenem Gewächſe zu haben. Sodann ſucht man mit Sorgfalt einen Platz zum Weinberge aus, läßt ihn mit großem Fleiße umhacken, pflanzt die Stöcke mit nicht geringerer Aufmerkſamkeit, und ſorgt auf das emſigſte für ihr Wachsthum. Dieſes ſind die haupſächlichſten Koſten. Es kommt hiebey darauf an, ob es beſſer ſey, wenn ein Landwirth ſein Geld in der Erde wuchern, oder ungebraucht liegen läßt.

Ich will das, was ich überhaupt angemerkt habe, weiter ausführen.

Fünfter Abſchnitt.

Das Land, wo man einen Weingarten anlegen will, muß nicht ganz ſchlecht, noch ſumpfig, aber doch ſaftig, und lieber mittelmäßig, als fett ſeyn. Zwar fodern die meiſten Schriftſteller das beſte Land zum Weingarten: ich halte ſolches aber nicht für rathſam. Denn legt man die Reben in ſtarkes Land, ſo faſſen ſie zwar ſchnell Wurzeln

zeln und wachſen hervor; wenn ſie aber nun Fächſer geworden ſind, und man verpflanzt ſie in ſchlechtes Land, ſo verdorren ſie und gelangen nicht zum Wachsthum. Ein kluger Haushälter verſetzt daher lieber aus ſchlechtem in gutes, als aus gutem in ſchlechtes Land. Man wähle alſo zum Weingarten mittelmäßiges Land, weil dieſes das Mittel zwiſchen dem guten und ſchlechten iſt. Siehet man ſich nachher genöthiget, die Setzreben in ſchlechtes Land zu verpflanzen, ſo merken ſie den Unterſchied kaum, weil ſie in mittelmäßigem Lande ſtanden; deſto ſchneller aber wachſen ſie, wenn ſie in gutes Land kommen.

Auf ganz ſchlechtem Lande muß man auch deswegen keinen Weinberg anlegen, weil die meiſten Schößlinge verlohren gehen, und die übrigbleibenden nur ſpät zur Verpflanzung geſchickt werden. Folglich iſt mittelmäßig gutes und mäßig trockenes Land das bequemſte zu einem Weingarten. Es muß mit einem Grabſcheid drittehald Fuß tief umgegraben werden. Zwiſchen jeder Reihe von Pflanzen läßt man drey Fuß Raum: jede Reihe hat 240 Fuß: in jede Reihe ſetzt man ~~600~~ 80 Schößlinge, welches auf den ganzen Morgen ~~24000~~ 3200 Pflanzen bringt.

Die

Die Unterſuchung und Wahl der Schnitt-linge muß aber noch vorher gehen: denn, wie ich ſchon erinnert habe, ſo iſt der Grund des Weinbaues, Setzreben von gutem Gewächſe zu machen.

Sechster Abſchnitt.

Bey der Wahl der Schnittlinge iſt zweyerley zu beobachten. Es iſt nicht gnug, wenn der Stamm, wovon man ſie nimmt, fruchtbar iſt, ſondern man muß die gröſste Aufmerkſamkeit darauf richten, daß die Schnittlinge von den Theilen des Stammes genommen werden, welche ſtark treiben, und vor andern fruchtbar ſind. Die Fruchtbarkeit eines Stammes, wovon man Art haben will, beſtimmet man nicht bloß durch die Vielheit der Trauben, denn dieſes kann ſeinen Grund in der Gröſse des Stammes und in der Menge der Reben haben: man kann auch einen Weinſtock nicht fruchtbar nennen, wenn an jeder Weinranke nur eine Traube hängt, ſondern wenn jeder Zweig viel Trauben hat; wenn aus jedem Auge viel Schöſslinge und Früchte hervorſprieſſen; wenn aus dem harten Holze Tragſchoſſen mit einigen Trauben her-

vordringen; wenn endlich auch die Neben‑ſchößlinge fruchtbar ſind: von einem Stamme von ſolcher Beſchaffenheit nimmt man die Schnittlinge. Ein Schnittling iſt ein neuer Zweig, welcher aus dem Schuſſe des vorigen Jahrs hervorwächſet, und eine Hammerrebe genannt wird, weil er mit dem, was von dem Zweige des vorigen Jahrs abgeſchnitten wird, die Figur eines Hammers hat. Dieſe Schnittlinge muß man an dem fruchtbarſten Stock ausſuchen, wenn man den Wein be‑ſchneidet: denn bedecket man ihn mit Erde an einem mäßig feuchten, aber nicht ſumpfigen Orte, ſo daß drey oder vier Augen auſſer der Erde bleiben. Hiebey beobachte man vor‑nehmlich, ob der Weinſtock, wovon der Ab‑leger genommen wird, gehörig blühet; ob die Beeren leicht groß werden; ob die Trauben zu zeitig oder zu ſpät reifen; im erſten Fall leiden ſie von den Vögeln, im andern aber von der Kälte.

Die Güte eines Weinſtocks lernet man nicht durch eine einzige Weinleſe kennen, weil ein ſonſt von Natur unfruchtbarer Stamm durch die beſondere Fruchtbarkeit eines Jahrs, oder aus andern Urſachen, einmal ſehr voll ſeyn kann. Hat man aber den reichen Ertrag

eines

eines Stocks durch mehrjährige Dienſte erkannt, ſo darf man an der Fruchtbarkeit nicht zweifeln. Vier Jahre ſind zu einer ſolchen Unterſuchung hinreichend: denn in dieſer Zeit zeigt ſich die Güte der Pflanzen; und die Sonne kommt wieder an den Ort, wo ſie ihren Lauf angefangen hatte, welchen Lauf von 1461 Tagen die Sternkündigen die Wiederherſtellung des vorigen Standes nennen. (105)

Siebender Abſchnitt.

Ich bin überzeugt, mein werther Silvin, daß du ſchon lange bey dir überdenkeſt, von welcher Art dieſer fruchtbare Weinſtock seyn möge, den ich ſo genau beſchrieben habe, und ob vielleicht einer gemeint ſey, der nicht für fruchtbar gehalten zu werden pflegt. Denn viele ziehen den Wein von Berry vor, andere den dornichten Weinſtock, einige die Königs-

(105) Man rechnet auf das Julianiſche Jahr nach gemeiner Rechnnng 365 Tage 6 Stunden, und ſchaltet dieſe 6 Stunden alle 4 Jahre ein, ſo daß 4 Jahre 1461 Tage in ſich halten. Dieſes iſt die Wiederherſtellung des vorigen Standes worauf Columella zielet, welche aber im Calender merklicher iſt als am Himmel,

traube, noch andere die Arcelaca. Ich will der Güte dieſer Weinſorten auch mein Zeugniß nicht verſagen, weil ſie wirklich viel Wein bringen. Ich zeige aber, wie man ſolchen Wein bauen ſoll, der eben ſo viel Wein giebt, als obige Arten, aber zugleich von vortrefflichem Geſchmack iſt, als wie der Amineiſche, und andere dieſem an Geſchmack ähnliche Weine. Ich weiß, daß die wenigſten Landwirthe dieſer meiner Meynung beyfallen werden: denn das alte Vorurtheil, der Amineiſche Wein ſey ſeiner Natur nach unfruchtbar, iſt viel zu ſtark eingewurzelt. Ich muß daher die Wahrheit des Gegentheils, welche durch Trägheit und Ungeſchicklichkeit der Landleute mit Finſterniß verdeckt geweſen iſt, durch verſchiedene weit hergeholte Beyſpiele beſtärken. Es wird folglich nicht undienlich ſeyn, dasjenige anzuführen, was dieſen gemeinen Irrthum wiederlegen kann.

Achter Abſchnitt.

Bey aufmerkſamer Beobachtung der Natur der Dinge, mein werther Silvin, finden wir, daß den Pflanzen, den Menſchen, und den übrigen Thieren gleiche Geſetze der Fruchtbarkeit

barkeit gegeben ſind. Hat gleich die Natur einigen Nationen und Ländern vorzügliche Güter geſchenkt, ſo ſind doch den übrigen ähnliche Vollkommenheiten nicht gänzlich verſagt worden. Einigen Völkern hat die Natur eine beſondere Zeugungskraft verliehen, als den Egyptern und Africanern, bey welchen Zwillinge häufig und faſt gewöhnlich ſind, (106) doch auch bey den Italienern haben die Albaniſchen Mütter von der Curiaziſchen Familie durch dreydoppelte Geburten Beweiſe einer großen Fruchtbarkeit gegeben. (107) Deutſchland pranget mit Leuten von ausnehmender

(106) Egypten und Africa gehorchten den Römern, vermuthlich hatte Columella daher richtige Nachrichten von dieſen Ländern. Woferne aber dieſer Bericht von den häufigen Zwillingsgeburten daſelbſt wahr iſt, ſo muß ſich durch verſchiedene uns unbekannte Umſtände die phyſikaliſche Beſchaffenheit des Landes und der Einwohner geändert haben: denn die neueren Reiſebeſchreibungen gedenken nichts von dieſer großen Fruchtbarkeit: doch kann auch dieſer Umſtand der oft nachläßigen Aufmerkſamkeit der Reiſenden entwiſchet ſeyn.

(107) Der Kampf der drey Horaziſchen und drey Curiaziſchen Brüder, wovon jene für Rom, dieſe für Alba fochten, iſt bekannt. Beyder Mütter ſollen Schweſtern aus Albaniſchem Geblüte geweſen ſeyn.

Länge; (108) aber auch bey andern Völkern finden ſich Menſchen von großer Statur. Marcus Tullius Cicero berichtet, Nacvius Pollio ſey einen Fuß länger geweſen, als die größten Leute: und neulich erſchien bey dem Aufzuge der Circenſiſchen Spiele ein Jude, welcher größer war, als der längſte Deutſche.

Ich komme auf das Vieh. Um Mevanien iſt das Rindvieh überhaupt groß, in Ligurien klein. (109) Es giebt aber auch in Mevanien bisweilen kleine, und in Ligurien große Rinder. Indien iſt wegen ſeiner ungeheuren wilden Thiere berühmt: wären aber die hieſigen Gegenden eben ſo wüſte, ſo würden dieſe wilden Thiere hier eben ſo wohl gezeugt werden, da man

(108) Die alten Geſchichtſchreiber ſchreiben den Deutſchen durchgehends eine gleichförmige Geſtalt, und große Statur zu. Der Augenſchein zeigt itzt das Gegentheil. Vermuthlich haben die Deutſchen durch ſo viele fremde Colonien, und Verheyrathungen mit Weibern von andern Nationen ihre alte Leibesbeſchaffenheit, ſo wie einen Theil ihrer Denkungsart und Characters, geändert.

(109) Mevanien iſt itzt ein kleiner Ort im Kirchenſtaat, Bavagana genannt. Ligurien begriff das itzige Genueſiſche und einen Theil des Piemonteſiſchen und Meyländiſchen.

man weiß, daß in unſern Mauren Elephanten gebohren werden.

Nun kehre ich zu den Früchten zurück. Myſien und Lybien rühmet man wegen ſeines reichen Kornbaues; aber auch die Apuliſchen und Calabriſchen Felder haben daran einen Ueberfluß. Die Berge Tmolus und Corycus geben viel Safran; (110) das jüdiſche Land und Arabien vortreffliches Rauchwerk; aber hieran mangelt es doch auch ſelbſt in unſerer Stadt nicht. In unſern Gärten ſiehet man die grünende Caßia, die Weihrauchpflanze, blühende Myrrhen und Safran. (111) Dieſe Beyſpiele zeigen, daß Italien ein ſehr biegſames Clima habe, weil durch den Fleiß ſeiner Bewohner faſt die Früchte der ganzen Welt darin wachſen. Deſto weniger Zweifel bleibt in

(110) Myſien iſt ein Theil von dem itzigen Natolien: Lybien bezeichnet das oberſte Africa. Der Berg Tmolus heiſſet itzt Tomalize, und liegt in Natolien. Corycus war gleichfalls ein Berg in klein Aſien.

(111) Der Abt Mazens hat zu unſern Zeiten zu Rom die Staude entdecket, von welcher die Araber den Balſam ſamlen, und welche der Kayſer Hadrian in ſeine Gärten zu Tivoli bringen laſſen (Neue Nachrichten von Italien S. 461.)

in Anſehung des urſprünglich einheimiſchen und dieſem Boden eigenthümlichen Weins übrig. Es iſt aber auſſer Streit, daß die Weinſtöcke der Maßiſchen, Surrentiniſchen, Albaniſchen und Caecubiſchen Felder den vortrefflichſten Wein in der ganzen Welt geben. (112)

Neunter Abſchnitt.

Man möchte dieſe Weine vielleicht nicht für fruchtbar genug halten: doch auch dieſen Fehler kann der Fleiß des Weingärtners abhelfen. Denn, wenn, nach meiner obigen Bemerkung, die gütige Mutter aller Dinge, die Natur, allen

(112) Wo die Maſſiſchen Felder waren, liegt itzt das Städtgen Carinola im Neapolitaniſchen, wo man noch itzt guten Wein macht. Sorento, eine kleine Stadt am Meer im Neapolitaniſchen, hat noch faſt ſeinen alten Namen. Tiberius und Caligula fanden den Surretiniſchen Wein ſchlecht: auch ward er erſt nach dem 25ſten Jahre trinkbar. Zu Albano wird noch itzo Wein gemacht, der zu Rom beliebt iſt. Die Caecubiſchen Felder waren in der Gegend der Neapolitaniſchen Stadt Fondi. Nero richtete dieſe Weinfelder zu Grunde, indem er einen Graben dadurch führte. (Io. Bapt. Portæ Vellæ. Lib. VII. p. 502.)

allen Völkern und Ländern zwar eigenthümliche Geſchenke gegeben, die übrigen Völker und Länder aber doch nicht ganz leer an eben dieſen Gütern gelaſſen hat, warum ſollte ſie bey den Weinſtöcken nicht eben dieſes Geſetz beobachtet haben. Hat ſie alſo gleich einigen Weingattungen eine beſondere Fruchtbarkeit verliehen, z. E. dem von Berry und der Königstraube, ſo hat ſie doch den Amineiſchen Wein nicht ſo gänzlich unfruchtbar gemacht, daß unter ſo viel tauſend Stöcken nicht einige fruchtbar ſeyn ſollten, ſo wie unter den Italiänerinnen jene albaniſche Schweſtern.

Dieſes iſt wahrſcheinlich: daß es aber auch wahr ſey, weiß ich durch die Erfahrung. Auf dem Ardeatiſchen (113) Landgut, welches ich vordem lange Zeit beſeſſen habe, wie auch auf dem Carſeolaniſchen und Albaniſchen, habe ich Amineiſche Weinſtöcke von der Art gehabt, zwar wenige an der Zahl, aber ſo fruchtbar, daß jeder Weinſtock am Geländer fünf viertel Anker gab, an der Weinlaube aber neuntehalb Anker. (114) Dieſe Frucht-

(113) Ardea iſt itzt ein Flecken, und behält noch ſeinen alten Namen. Carſeoli heißt itzt Arſuli.

(114) Wegen der gar zu großen Ungleichheit des Ertrags am Geländer und an der Weinlaube hält

barkeit des Amineiſchen Weins darf niemanden unglaublich ſcheinen: wie könnte ſonſt Terentius Varro, und vor ihm Marcus Cato, verſichern, daß jeder Morgen Weinland in alten Zeiten ſeinen Beſitzern 64 Ohm Wein gegeben habe, wenn es dem Amineiſchen Wein an Fruchtbarkeit fehlte; denn die Alten kannten faſt keinen andern; und wir werden doch wohl nicht glauben, daß ſie Wein von Berry und die Königstraube gebauet haben, welche beyde Sorten neulich aus entlegenen Gegenden hieher verpflanzet, und uns bekannt geworden ſind, dahingegen alle alte Weinberge für Amineiſch gehalten werden. Wenn alſo jemand ſolche Amineiſche Weinſtöcke, als ich beſeſſen habe, in verſchiedenen Weinleſen ausprobiret, und davon die fruchtbarſten Schößlinge nimmt, ſo kann er Weinberge von vorzüglicher Güte und reichem Ertrage erhalten. Denn daß die jungen Weinſtöcke dem alten Stamme gleich ſeyn werden, leidet keinen Zweifel. Weßfalls der Hirte bey dem Virgil ſagt;

Junge

hält Gesner die Zahlen für verfälſchet, welches auch wahrſcheinlich iſt. Es fehlet uns aber an Hülfsmitteln, die wahre Leſeart hier herzuſtellen.

Junge Hunde gleichen den alten,
Die Zicklein den Ziegen.

Wer an dem feyerlichen Wettrennen Theil nimmt, behält die geſchwindeſten Pferde ſorgfältig zur Zucht, und gründet die Hoffnung künftiger Siege auf die Fortpflanzung guter Pferdearten. So wie man dort ſeine Hoffnung auf die Zucht von Pferden, welche geſiegt haben, ſetzt, ſo machen wir, durch ausgeſuchte Fächſer von fruchtbaren Amineiſchen Stämmen, uns Rechnung auf eine reiche Weinleſe.

Niemand laſſe ſich abſchrecken, als ob zu viel Zeit darauf gehen werde. Nur bloß auf die Unterſuchung des Stammes wird Zeit verwandt. Hat es mit der Fruchtbarkeit deſſelben ſeine Richtigkeit, ſo kann man in Geſchwindigkeit eine große Menge Weinpflanzen erhalten. Du kannſt hier'n mein Zeuge ſeyn, mein Silvin, denn du wirſt dich erinnern, daß ich auf deinem Ceretaniſchen Landgut von einem frühzeitigen Weinſtock in zwey Jahren zween Morgen mit Weinſtöcken bepflanzet habe. Da nun zween Morgen von einem Weinſtock bepflanzt ſind, ſo ſtelle dir vor, wie viel durch die Schößlinge von zween Morgen

gen müſſe bepflanzt werden können. Man wende daher, wie ich ſchon geſagt habe, nur Mühe und Sorge an, ſo wird man, auf obgedachte Art, den Amineiſchen Wein leicht eben ſo fruchtbar machen können, als den von Berry, oder die Königstraube.

Bey der Umpflanzung muß auf die gleiche Lage des Himmels, des Orts und des Weinſtocks geſehen werden. Dieſes iſt von Wichtigkeit: denn der Weinſtock ſchlägt gemeiniglich aus der Art, wenn die Lage und die Beſchaffenheit des Erdreichs und der Luft verändert wird, oder wenn man ihn von einem Baume an ein Geländer ſetzt. Haben alſo die Weinſtöcke an kalten oder warmen Oertern, oder in einem Weinberge geſtanden, ſo müſſen die Schößlinge auch an kalte oder warme Oerter, oder in einen Weinberg gepflanzt werden. Doch läßt ſich der Amineiſche Wein beſſer aus der Kälte in die Wärme, als aus der Wärme in die Kälte verſetzen. Denn allem Wein überhaupt, insbeſondere aber dem Amineiſchen, dient von Natur die Wärme mehr als die Kälte.

Auch auf die Beſchaffenheit des Bodens kommt vieles an, wenn die Stöcke von magerem oder mittelmäßigem Lande auf beſſeres

ver⸗

verpflanzet werden. Denn was einmal fettes Land gewohnt iſt, kann kein mageres Land vertragen, wofern es nicht oft gedünget wird.

Dieſes betrift die ſorgfältige Auswahl der Schößlinge überhaupt: nun iſt noch insbeſondere hinzuzuſetzen, daß man ſelbige nicht allein von dem fruchtbarſten Stamm, ſondern auch von dem fruchtbarſten Theile deſſelben nehmen müſſe.

Zehnter Abſchnitt.

Die fruchtbarſten Schößlinge ſind nicht, wie die alten Schriftſteller angeben, der äuſſerſte Theil der Rebe, welchen man die Spitze des Weinſtocks nennt, d. i. das letzte und längſte Ende des Schoſſes. Hierin irren die Landwirthe; und die Urſache des Irrthums liegt in der Geſtalt und der Anzahl der Trauben, welche man gemeiniglich an dem äuſſerſten Schößlinge ſiehet. Hiedurch laſſe man ſich aber nicht verführen: denn der Grund davon liegt nicht in der angebohrnen Fruchtbarkeit der Rebe, ſondern in ihrer Lage, weil alle Feuchtigkeiten und Nahrungsſäfte, welche aus der Erde kommen, alle Theile des Stammes durchlaufen, bis ſie an das äuſſerſte

Ende

Ende kommen. Denn aller Nahrungsſaft der Pflanzen dringt gleichſam mit belebender Kraft von ſelbſt durch das Mark des Stammes, als durch eine Sprütze, welche in der Mechanik eine Springröhre heiſſet, in die Höhe, woſelbſt es ſtehen bleibt und ſich verzehrt. Deswegen findet man die ſtärkſten Schößlinge entweder an dem äuſſerſten Ende des Weinſtocks, oder an den Schenkeln nahe bey der Wurzel. Auch die Schoſſen, welche aus dem harten Stamm wachſen, ſind aus zwo Urſachen gut, weil ſie nicht tragen, und weil ſie den friſchen und reinſten Saft aus der nahen Erde an ſich ziehen. Die äuſſerſten Schößlinge ſind fruchtbar und ſtark, weil ſie aus den zarten Theilen des Weinſtocks hervorbrechen, und weil ſich der Nahrungsſaft nicht weiter vertheilen kann. Die Schößlinge, welche aus der Mitte des Stammes hervorſchieſſen, ſind die magerſten, weil die oberſten und unterſten Reben ihnen den Saft entziehen. Wenn die äuſſerſten Reben auch noch ſo viel tragen, ſo kommen ſie doch wegen dieſer Fruchtbarkeit in keine Betrachtung, weil ihr Stand am Weinſtock die Urſache dieſer Früchte iſt; ſondern man ſehe auf die Schößlinge in der Mitte des Weinſtocks, wenn ſelbige dennoch

noch tragen, obgleich der mittelſte Theil des Stocks ſonſt der unfruchtbarſte iſt, und durch zahlreiche Trauben einen Beweis ihrer Fruchtbarkeit geben. Ein Schnittling hievon ſchlägt ſelten aus der Art, wenn er aus einem ſchlechteren Zuſtande in einen beſſeren kommt. Denn man mag ihn in die Erde ſetzen, oder in einen Stamm pfropfen, ſo bekommt er beſſere Nahrungsſäfte, als vorher. Man beobachte alſo die Pflanzen von obgedachten Oertern zu nehmen, welche die Landleute breitſchultrig nennen: doch muß man ſich vorher von ihrer Fruchtbarkeit überzeugt haben: denn ſind ſie nicht fruchtbar, ſo hilft es nichts, wenn ſie gleich von dem beſten Theile des Weinſtocks genommen ſind. Die Landwirthe fehlen alſo ſehr, denen es gleichgültig iſt, wie viel Trauben der Fächſer gehabt hat, wenn er nur von einem fruchtbaren Weinſtock, und nicht aus dem harten Stamm, oder ein Rebenſchoß mit bloßem Laube iſt. Dieſe Meynung iſt aus der Unwiſſenheit, die Pflanzen auszuſuchen, entſtanden: folgt man ihr, ſo bekommt man Weinberge, welche zuerſt zwar von mäßiger Fruchtbarkeit ſind, hernach aber ganz unfruchtbar werden. Wer hat aber wol ſeit vielen Jahren dem Landmann obgedachte

Re=

Regeln von der Wahl der Tragſchoſſen bekannt gemacht? und pflegt nicht jedermann den Weinbau den unfähigſten und ungeſchickteſten Leuten anzuvertrauen. Wegen dieſer Gewohnheit iſt die nothwendigſte Arbeit in den Händen untauglicher und ſchwacher Leute, da man oberwehntermaaßen nur ſolche Leute dazu gebraucht, die ſonſt zu keiner andern Arbeit geſchickt ſind. Geſetzt aber auch, ein ſolcher Winzer beſäße die Geſchicklichkeit, die Schnittlinge auszuſuchen, ſo wird er ſich doch wegen ſeiner geſchwächten Kräfte dieſelbe nicht merken laſſen; er wird nichts mit Sorgfalt und Treue behandeln: gnug, wenn er die von dem Verwalter ihm vorgeſchriebene Arbeit vollendet und zu Ende bringet: dieſes iſt ſeine einzige Abſicht. Seine ganze Wiſſenſchaft, welche er in Ausübung bringt, beſtehet nur darin, keine Schößlinge aus dem harten Stamm zu nehmen, alle übrige aber ohne Unterſchied zu pflanzen. Ich hingegen folge den Ausſprüchen der Vernunft und einer langen Erfahrung, und wähle keine Schößlinge, oder halte ſie für fruchtbar, wenn ſie nicht ſchon wirklich getragen haben. Ein Weinholz, welches an einem unfruchtbaren Theile des Stocks ſchön und ſtark aufſchießt, hat

doch

doch nur ein betrügliches Anſehen der Frucht=barkeit, und beſitzt keine Kräfte zur Fort=pflanzung. Die Wahrheit hievon zeigt uns die Vernunft: denn ſo wie an dem menſchlichen Körper jedes Glied ſeine beſonderen Verrich=tungen hat, ſo hat auch jeder Theil der frucht=baren Bäume ſein eigenthümliches Amt. Die Seele iſt dem Menſchen eingeflößet, um die Glieder zu regieren und zu führen: die Sin=nen ſind ihm gegeben, um das zu unterſcheiden, was wir durch das Gefühl, die Naſe, Ohren und Augen erkennen: die Füße dienen zum Gehen: die Hände zum Anfaſſen: und damit ich mich nicht unnöthig bey den verſchiedenen Dienſten aller Glieder aufhalte, ſo füge ich nur dieſes hinzu; die Ohren können die Stelle der Augen nicht vertreten; die Augen nicht die Stelle der Ohren; Hände und Füße haben keine Zeugungskraft, ſondern was der Schöpfer dem Menſchen hat unbekannt bleiben laſſen wollen, iſt durch den Unterleib verdeckt, und in dieſem geheimen und verborgenen Sitz hat der ewige Werkmeiſter der Dinge aus weiſer Abſicht den heiligen Grundſtoff der Seele mit irdiſchen Theilen verbunden, und daraus dieſe lebendige menſchliche Maſchine gebildet. Die=ſem Geſetze ſind Vieh und Pflanzen unter=

worfen, und auch der Weinſtock richtet ſich nach demſelben. Die mütterliche Natur hat dieſem die Wurzeln zur Grundlage, und anſtatt der Füße gegeben: darauf folgt der Stamm, welcher gleichſam den Leib vorſtellet: die Zweige ſind die Arme: die Schoſſen und Reben ſind die Hände; davon haben einige Früchte, andere aber nur Blätter, um die Früchte zu bedecken und zu beſchützen. Suchen wir alſo zur Verpflanzung nicht die Schößlinge aus, welche fruchtbar ſind, und wirklich tragen, ſo pflanzen wir für den Schatten, nicht aber für die Weinleſe. Man möchte ſagen, wenn ein Schößling nicht aus dem harten Holze, ſondern aus den zärtern Theilen des Weinſtocks iſt, warum ſollte er denn auf immer als unfruchtbar verworfen werden, ob er gleich itzt nicht trägt: denn da ich eben ſelbſt behauptet habe, daß ein jeder Theil ſeine ihm eigenthümliche Verrichtungen habe, ſo müſſe auch ein Schößling, der an einem fruchtbaren Orte des Weinſtocks aufgeſchoſſen iſt, den Saamen der Fruchtbarkeit in ſich halten, wenn er gleich zur Zeit der Verpflanzung noch nicht getragen habe. Ich gehe noch nicht von meinem vorigen Beweiſe ab: allein ich behaupte, ein Zweig, der zwar

aus

aus einem fruchtbaren Theile des Stocks her- vorgeſproſſen iſt, ſelbſt aber noch nicht getra- gen hat, habe keine Kraft zur Fruchtbarkeit in ſich. Dieſes ſtreitet nicht mit meiner vori- gen Meynung, denn ſo wie bekanntermaßen ein Menſch zwar alle ſeine Glieder haben, und doch zur Zeugung ungeſchickt ſeyn kann, ſo iſt auch wahrſcheinlich, daß ein Schößling, der an dem Ort, wo er gewachſen iſt, nicht ge- tragen hat, auch inskünftige nicht tragen werde. Die Landleute ſind daher gewohnt, die Reben, welche nicht tragen, verſchnitten zu nennen, welches ſie nicht thun würden, wenn ſie ſelbige nicht ungeſchickt zur Frucht hielten. Dieſe Benennung hat auch mich be- wogen, keine Schoſſen zu verpflanzen, wenn ſie nicht getragen haben, ob ſie gleich an dem beſten Orte des Weinſtocks ſtehen. Ich weiß zwar wohl, daß dergleichen Schößlinge nicht ganz unfruchtbar ſind, denn auch Reben, welche aus dem harten Stamm aufgeſchoſſen ſind, bringen im nächſten Jahr Früchte, und können zu Ablegern gebraucht werden, da ſie dann tragen. Dieſe Fruchtbarkeit kommt aber nicht ſowol von dem Ableger, als von dem Hauptſtamm her: denn in den Ablegern findet ſich noch die befruchtende Kraft des mit

ihm verbundenen Hauptſtammes, hiedurch, und durch die ernährende Fruchtbarkeit der Erde lernet er allmählig Früchte tragen. Nimmt man aber eine unreife und unzeitige Rebe, ehe ſie ihre natürliche Reife erlanget hat, und pflanzet ſie in einen Stamm, oder in die Erde, oder in einen abgeſchnittenen Zweig, ſo gehet die Fruchtbarkeit entweder überall verloren, oder wird doch vermindert, ſo wie das kindliche Alter zur Zeugung unfähig iſt. Man muß alſo vornehmlich Sorge tragen, nur ſolche Schößlinge an den fruchtbaren Theilen des Weinſtocks auszuſuchen, welche den Beweis ihrer Fruchtbarkeit ſchon durch wirkliche Früchte gegeben haben. Man begnüge ſich aber nicht mit einer Traube, ſondern wähle diejenigen, an welchen die meiſten ſitzen. Wenn ein Schäfer die Schafe zur Zucht behält, welche Zwillinge gebracht haben, und ein Ziegenhirt die Ziegen, welche drey geworfen haben, ſo billigen wir es, in der Hoffnung, daß die Jungen die Fruchtbarkeit der Mütter erben werden. Laſſet uns bey den Weinſtöcken doch ein gleiches beobachten; um ſo mehr, weil wir wiſſen, daß durch eine natürliche Unvollkommenheit die beſten Pflanzen

aus

aus der Art ſchlagen. Virgil prägt uns dieſe Wahrheit ein,

Saamen mit Sorgfalt und Mühe zur
Ausſaat geleſen, ſchlägt öfters
aus der Art, wenn nicht jährlich die
größten Körner aufs neue
ausgeſucht werden: denn ſo ſtürzen
des Schickſals Geſetze
alle Dinge von der Vollkommenheit
Höhe herunter.

Dieſes gilt nicht bloß von Hülſenfrüchten, ſondern beziehet ſich auf den ganzen Laudbau. Wir wiſſen durch eine vieljährige Erfahrung, daß Tragſchoſſen, welche vier Trauben gehabt, wenn ſie beſchnitten und verpflanzt ſind, von der Fruchtbarkeit ihres Hauptſtammes ſo viel verlieren, daß ſie eine, zwo oder noch weniger Trauben tragen. Da alſo die Verpflanzung oft auch den fruchtbarſten nachtheilig iſt, wie groß muß nun die Abnahme nicht bey denen seyn;, welche an dem Stocke nur eine oder zwo Trauben gehabt haben.

Ich bekenne gerne, daß ich dieſe Wahrheit nicht erfunden, ſondern nur bewieſen habe, damit ſich niemand einbilde, ich wolle unſere Vorfahren ihres verdienten Lobes berauben.

Denn es iſt gewiß, daß ſie gleiche Meynungen gehegt haben, ob man es gleich bey keinem Schriftſteller findet, wenn man die angeführten Verſe des Virgils ausnimmt, welcher ſich aber nur auf die Hülſenfrüchte einſchränket. Denn warum hätten ſie einen Schößling aus dem harten Holz, oder eine abgeſchnittene Pfeilrebe von dem beſten Schnittlinge verworfen, wenn es gleichgültig war, wo man die Pflanzen hernahm. Weil ſie aber wußten, daß nur einige Theile des Stocks fruchtbar ſind, ſo verwerfen ſie ſehr weislich die Thauwurzeln und Pfeilreben, als unnütz zum Ablegen. Bey dieſen Umſtänden iſt es deſto wenigerem Zweifel unterworfen, ſie werden die Schößlinge, welche nicht trugen, verworfen haben, wenn ſie gleich an einem fruchtbaren Ort gewachſen waren. Denn da ſie die Spitze des Schößlings für unbrauchbar anſahen, ob ſie gleich ein Theil des unfruchtbaren Schößlings iſt, ſo ergiebt ſich von ſelbſt, daß ſie eine unfruchtbare Rebe als unnütz werden betrachtet haben, geſetzt ſie wäre auch aus dem beſten Theil des Weinſtocks aufgeſchoſſen: ſie möchten dann geglaubt haben, welches aber ungereimt ſeyn würde, ein Schößling, der an dem Stock unfruchtbar war, werde

nach

nach ſeiner Trennung und Verpflanzung frucht⸗bar werden, wenn er von dem Hauptſtamme keinen Saft mehr erhält.

Ich habe mich für einen Theil meiner Leſer weitläuftiger hiebey aufgehalten, als die Sache erfoderte, für andere aber noch nicht ſo weitläuftig, als es die fälſchlich verdrehete und eingewurzelte Meynung der Landwirthe erheiſchte.

Eilfter Abſchnitt.

Ich komme nun auf die übrigen Materien meiner Abhandlung.

Auf die Wahl der Schößlinge folgt das umgraben. Vorher muß man aber die Be⸗ſchaffenheit des Erdreichs kennen, weil dieſe unleugbar die Güte und den Ueberfluß der Früchte ſehr befördert. Ehe wir uns auf die Eigenſchaften deſſelben einlaſſen, iſt als eine Hauptregel zu beobachten, daß ungebaueter Land beſſer zum Weinbau ſey, als Kornfelder oder Buſch. Weinberge, die für Alter aus⸗gegangen ſind, wieder beflanzen zu wollen, widerrathen alle Schriftſteller, als nachtheilig, weil die Erde noch voll von den in einander geſchlungenen Wurzeln ſey, und das Gift und

den Moder des Alters in ſich habe, wodurch das Land entkräftet und unfruchtbar geworden iſt.

Man nehme alſo vornehmlich ein ungebauetes Feld. Die auf ſelbigen etwann befindlichen Gebüſche und Bäume werden leicht ausgerottet, weil alles, was von ſelbſt wächſt, keine große noch tiefe Wurzeln hat, ſondern ſelbige nur in der Oberfläche der Erde verbreitet. Schneidet man dieſe ab, und rottet ſie aus, ſo kann das, was davon tiefer in der Erde übrig bleibt, mit Hacken ausgegraben, und unter dem Dünger geworfen werden.

Hat man kein unbeſtelltes Land, ſo wähle man ein Feld ohne Bäume: Fehlet *es* auch daran, ſo nehme man zum Weinberg ein dünn bewachſenes Buſchholz, oder einen Obſtgarten, in welchem noch kein Wein gezogen iſt. Der ſchlechteſte Platz zum Weingarten iſt, angeführter maaſſen, wo ſchon ein Weinberg geweſen iſt. Muß man ſolchen aus Noth wählen, ſo rotte man aus, was von den vorigen Weinſtöcken noch übrig iſt, dünge den ganzen Boden mit trocknen, oder in Ermangelung deſſen mit ganz friſchem Miſt. Dann wird das Land umgebrochen, die ausgegrabenen Wurzeln geſammlet und verbrannt,

woraus

worauf man das ungehackte Land entweder mit altem Miſt, welcher kein Unkraut aufkommen läßt, oder mit Erde aus den Dornbüſchen, ſehr dick bedeckt.

Wenn das Land nicht mit Bäumen bewachſen iſt, ſo giebt man vor dem Umbrechen Acht, ob die Erde zu Schoßreiſern geſchickt iſt, oder nicht. Dieſes bemerkt man am beſten an den Stauden, welche von ſelbſt wachſen. Kein wildliegendes Land iſt nemlich ſo leer an Buſchwerk, daß es nicht etliche Reiſer hervorbringen ſollte, als wilde Birnen, Schleedornen, oder wenigſtens Brombeerſtauden. Denn ob dieſe gleich zum Dorngeſchlechte gehören, ſo pflegen ſie doch ſtark, ſchön, und voll von Früchten zu wachſen. Stehen dieſe wilden Gewächſe nicht verdorret und verbuttet, ſondern glatt, ſchön und fruchtbar, ſo folget daraus, daß das Land zu Schoßreiſern geſchickt ſey.

Ueberhaupt kommt bey dem Weinbau in Betrachtung, ob die Erde leicht und etwas locker ſey, welche man ſonſt die ſchwarzgraue nennet. Nicht, als wenn dieſes die einzige Weinerde wäre, ſondern weil es die beſte iſt. Denn auch Landwirthe von mäßiger Einſicht wiſſen, daß der härteſte Tufſtein oder Ortſtein, wenn er zerſchlagen und oben auf den Acker

gelegt wird, durch die Witterung, Froſt und Hitze locker wird, ſich aufloͤſet, und ſodann die Wurzeln der Weinſtoͤcke ſehr gut erfriſchet und den Saft in ſich behaͤlt, welches alles zum Wachsthum des Weinholzes ſehr vortheilhaft iſt. Eben ſo kann man aufgeloͤſeten Kies, Aecker mit Sandſteinen oder andern nicht allzugroßen Steinen nutzen: nur muͤſſen dieſe alle mit fetter Erde vermiſcht ſeyn, denn fuͤr ſich allein ſind ſie nicht brauchbar. Nach meiner Meynung iſt auch der Kieſelſtein zum Weinberge tauglich, wenn nur etwas Erde daruͤber liegt. Er iſt kalt, und haͤlt den Saft zuruͤck, ſo daß die Wurzeln bey der Hitze nicht duͤrſten duͤrfen. Hyginus folgt zwar dem Tremellius, und haͤlt den Fuß der Berge vornehmlich zum Weingarten geſchickt, zu welchen die Feuchtigkeit von der Spitze herabfließt; oder auch die Thaͤler, welche durch den Schlamm und die Ueberſchwemmung der Fluͤſſe zugenommen haben: wogegen ich auch nichts zu erinnern habe. Kreidigtes Land iſt dem Weinſtock zutraͤglich: die Kreide ſelbſt aber, welche die Toͤpfer gebrauchen, und welche man den Thon nennet, iſt hoͤchſt ſchaͤdlich, und, wie Julius Atticus ſagt, wovon die Pflanzen zuſammenſchrumpfen.

Die-

Dieſes thut aber jeder Boden, der entweder ſumpfig, oder ſalzig, oder bitter, oder dürre und allzutrocken iſt. Schwarzen und rothen Sand mit naſſer Erde vermiſcht, haben die Alten gut gefunden, hingegen behaupten ſie, brandige Erde gebe magere Weinleſen, wenn ihr nicht mit Dünger nachgeholfen würde. Der ſogenannte Röthelſtein iſt nachtheilig, und die Pflanzen können darin nicht wohl bewurzeln. Hat aber der Weinſtock einmal darin gefaßt, ſo findet er ſattſame Nahrung, nur iſt dieſe Erde ſchwer zu bearbeiten; denn man kann ſie nicht umgraben, wenn ſie naß iſt, weil ſie allzuklebrig iſt; noch wenn ſie allzutrocken iſt, denn ſodann wird ſie ſehr hart.

Zwölfter Abſchnitt.

Damit ich nicht durch Herrechnung der unzähligen Erdarten zu weitläuftig werde, ſo wird es nicht undienlich ſeyn, des Julius Graecinus Vorſchrift, wie ein Weinland beſchaffen ſeyn müſſe, anzuführen. So ſchreibt aber dieſer Schriftſteller; Das Land iſt entweder warm oder kalt, naß oder trocken, locker oder dicht, leicht oder ſchwer, fett oder mager. Der Wein leidet kein zu heiſſes

Erd-

Erdreich, weil er darin verbrennet: noch ein zu kaltes, denn die Wurzeln erſtarren und erfrieren darin, und ſind keiner Bewegung fähig: eben ſo wenig muß der Boden feucht ſeyn, denn wenn die Weinſtöcke hervorkommen, ſo ziehen ſie durch eine mäßige Wärme allzuviel Feuchtigkeit an ſich, wodurch die Wurzeln verfaulen: im allzutrocknen Lande fehlet es den Pflanzen entweder an der gehörigen Nahrung, oder ſie gehen ganz aus, oder werden verbuttet und ſchrumpfen ein: allzudichtes Erdreich läßt den Regen und Wind nicht durch, bekommt aber leicht Spalten und Ritzen, durch welche die Sonne bis an die Wurzeln durchdringt; der Saame liegt darin eingeſchloſſen und beenget, und wird erdrückt und erſticket: bey allzulockerem Lande ſchlägt der Platzregen durch, als durch einen Trichter; Sonne und Wind trocknen es ganz aus, und machen es dürre: ſchweres Land iſt unendlich ſchwer zu bearbeiten: leichtes Land kann man faſt durch keine Bearbeitung zur Conſiſtenz bringen: auf fettem und allzufruchtbarem Erdreich wächſet es zu geil; auf magerem und ſchlechtem Lande zu ſchlecht. Zwiſchen ſo vielen Verſchiedenheiten muß man das Mittel treffen, wie ſolches auch bey unſern

ſern Körpern erfodert wird, deren Geſundheit auf eine gewiſſe und genau abgewogene Vermiſchung der Kälte und Wärme des naſſen und trocknen, des dichten und dünnen ankommt. Graecinus verlangt aber kein genaues Gleichgewicht bey der Vermiſchung der entgegengeſetzten Eigenſchaften des Weinlandes; ſondern das Land ſoll mehr warm als kalt, mehr trocken als naß, mehr locker als thonigt ſeyn u. ſ. w. worauf man bey der Anlegung eines Weinberges ſein Augenmerk zu richten hat.

Alles dieſes hat meines Bedünkens einen noch größern Nutzen, wenn die Lage der Himmelsgegend damit übereinſtimmt. Es iſt ein alter Streit, gegen welche Himmelsgegend ein Weinberg liegen müſſe: Saſerna ziehet den Morgen vor, nächſtdem läßt er den Mittag folgen, und auf dieſen den Abend. Tremellius Scrofa hält am meiſten von der Lage gegen den Mittag. Virgilius verwirft ausdrücklich die Lage gegen Abend;

Laſſe deine Weingärten nicht gegen Abend
ſich ſtrecken.

Demokritus und Mago erheben die nördliche Lage, und glauben, daß ſelbige den

Wein=

Weinbergen eine gröſsre Fruchtbarkeit, und dem Wein einen noch beſſern Geſchmack verleihe. Ich halte überhaupt für die beſte Regel, in kalten Gegenden die Weinberge gegen Mittag, in warmen gegen Morgen anzulegen; doch müſſen ſie dem Süd- und Oſtwind nicht unterworfen ſeyn, wie die Meerküſte des ſüdlichſten Spaniens. Sind die Oerter vorbeſagten Winden ausgeſetzt, ſo iſt es beſſer, die Weingärten gegen Norden oder Weſten anzulegen. In heiſſen Gegenden, als in Egypten und Numidien, allein gegen Mitternacht.

Nach ſorgfältiger Erkundigung alles deſſen, ſchreitet man zum Umgraben.

Dreyzehnter Abſchnitt.

Ich will die rechte Manier des Umgrabens ſowol den italieniſchen als ausländiſchen Landwirthen eröffnen, weil dieſe Art den Acker zu bereiten, in entfernten und entlegenen Ländern nicht gebräuchlich iſt, ſondern die Weinſtöcke in Gruben oder Furchen gepflanzet werden. In Gruben geſchiehet es auf folgende Art; man gräbt die Erde aus, in der Breite des Grabſcheids, drey Fuſs in die

die Länge, und zween Fuß tief: an beyden Seiten der Grube legt man die Fächſer, ſo daß ſie an beyden Enden der Grube ſich in die Höhe krümmen: Zwey Augen läßt man über der Erde hervorſtehen, das übrige wird mit Erde beſchüttet, und dem andern Lande gleich gemacht: darauf läßt man eben ſo viel, nemlich drey Fuß, Platz, und macht in gerader Linie eine andere Grube, und ſo ferner die Reihe hinunter. Das Land zwiſchen den Gruben läßt man, wie es jeder Weingärtner gewohnt iſt, umpflügen oder umgraben, und macht ſodann eine neue Grubenreihe. Wird die Erde bloß umgegraben, ſo muß der Platz zwiſchen beyden Reihen zum wenigſten fünf Fuß, und aufs höchſte ſieben Fuß halten: wird er aber gepflügt, ſo iſt der geringſte Zwiſchenraum von ſieben, und der gröſte von zehn Fuß. Einige richten den ganzen Weinberg als ein geſchobenes Quadrat (Quincunx) ein, ſo daß ſie immer zehn Fuß Platz laſſen, und ziehen, ſo wie auf Brachäckern, Furchen in die Länge und die Breite. Ein ſolcher Weingarten bringt aber dem Beſitzer keinen Vortheil, wenn das Erdreich nicht vortrefflich iſt, und der Wein ſehr gut geräth.

Wer

Wer die Koſten des Umgrabens ſcheuet, und daſſelbe doch einigermaſſen nachzuahmen ſucht, läßt wechſelsweiſe ſechs Fuß Zwiſchenraum, und ziehet Furchen ſechs Fuß breit, und drey Fuß tief, in welche man die Fächſer und Schnittlinge legt. Wer noch geitziger auf die Arbeit iſt, macht eine Furche zween Fuß und eine Spanne tief, und fünf Fuß breit, läßt darauf dreymal ſo viel Land ungebauet liegen, und ziehet ſodann wieder einen Graben: wenn dieſes durch den ganzen Weinberg geſchehen iſt, pflanzt man die Fächſer oder ganz friſch abgeſchnittene Tragſchoſſen in die Furchen: Zwiſchen dieſe rechte Pflanzen ſetzt man viele Schnittlinge, welche hernach, wenn ſie aufgeſchoſſen ſind, auf dem unbearbeitet gebliebenem Lande in Queergruben fortgepflanzt werden, ſo daß der Weingarten gleich weite Zwiſchenräume erhält.

Dieſe Weinpflanzungen müſſen nach Beſchaffenheit und Fruchtbarkeit einer jeden Gegend entweder befolget oder verworfen werden. Nun will ich meine Art, das Weinfeld umzugraben, zeigen. Zuerſt müſſen aus dem Felde, das zum Weinbau beſtimmt iſt, wenn es buſchicht oder waldigt iſt, alle Stauden und Bäume ausgerottet und weggeräumet

werden,

werden, damit ſie bey dem Graben keine Hinderniß machen, noch der umgegrabene Boden von der darauf liegenbleibenden Laſt eingedruckt, oder wieder eingetreten werde, wenn man etwann hernach erſt die Zweige und Stämme wegbringt. Daran iſt nemlich viel gelegen, daß das umgegrabene Land ſehr locker liege, und, wo möglich, nicht zertreten werde: denn die Erde muß an allen Orten gleich los ſeyn, den jungen Wurzeln an allen Seiten, wohin ſie ſich ausdehnen, willig weichen, und nicht durch ihre Härte die wachſenden Pflanzen erſticken, ſondern ſelbige in ihren zarten mütterlichen Schooß aufnehmen, den Regen durchlaſſen, ihn zur Nahrung der Pflanzen gehörig vertheilen, und auf alle Art das ihrige zur Aufbringung der jungen Frucht beytragen.

Ein ebenes Feld muß drittehalb Fuß tief aufgegraben werden; ein Feld auf einer Anhöhe drey Fuß; ein ſteilerer Hügel vier Fuß tief: denn da die Erde ſich in der Höhe losgiebt, und herunter ſtürzt, ſo bleibt nicht Erde gnug übrig, wenn man ſie nicht viel höher aufwirft, als in der Ebene.

In niedrigen Thälern legt man das Weinholz doch wenigſtens zween Fuß tief ein, weil

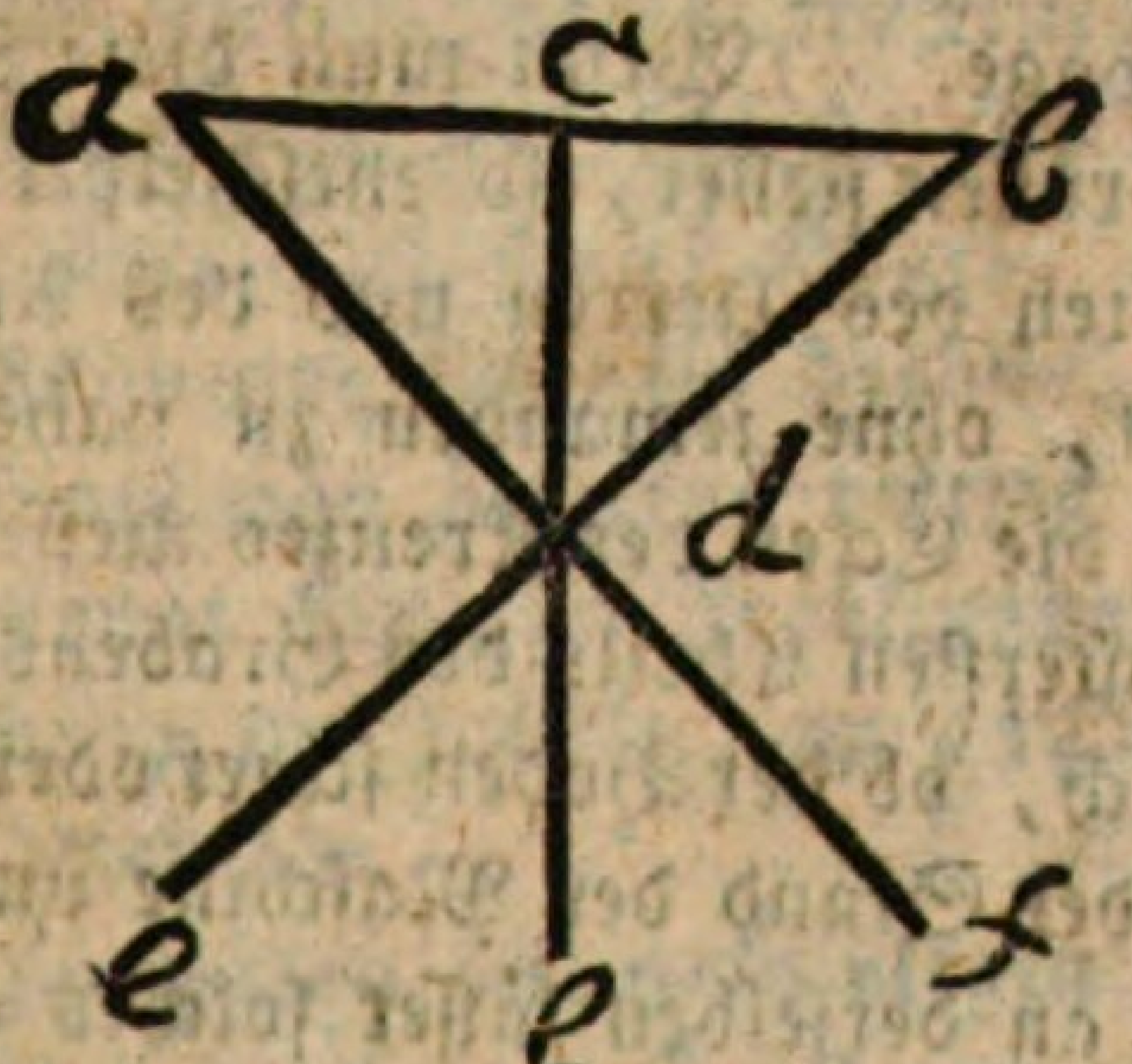
es beſſer iſt, das Pflanzen überall zu unter⸗laſſen, als die Weinſtöcke oben in der Erde gleichſam aufzuhängen; es möchte denn eine ſumpfige Gegend, wie die um Ravenna, nicht verſtatten, über anderthalb Fuß tief einzu⸗graben.

Die Hauptſache bey dem Aufgraben kommt darauf an, daß man nicht, wie itzt die Land⸗wirthe zu thun pflegen, einen ſchräge herab⸗gehenden Graben ziehet, und mit dem zweyten oder dritten Abſatz ſo tief kommt, als nöthig iſt; ſondern man ziehet eine gerade Linie, und macht an derſelben her einen Graben mit ſenk⸗rechten Seiten, legt die ausgeworfene Erde hinter ſich, und macht den Graben ſo tief, als vorgeſchrieben iſt. Darauf mißt man den Graben unten überall, und macht, daß er in der Tiefe gleiche Breite habe, als in der Höhe. Man braucht hiezu einen erfahrnen und geſchickten Aufſeher, der den Graben füh⸗ren, die Erde ausbringen und ſodann auf das ungebauete Land bringen läßt, wie ich im vo⸗rigen Buche gezeigt habe, da ich von der Art zu pflügen handelte, daß man nemlich keine Balken ſoll liegen laſſen, und daß das harte Land oben mit Erdſchollen bedeckt werden ſoll.

Um

Um dieſes auszumeſſen, haben die Alten eine Maſchine erdacht. (115) Sie machten ein Richtmaaß, in deſſen Mitte eine Stange von gleicher Länge mit der Tiefe des Grabens iſt, und welche den Rand des Grabens berührt: die Landleute nennen dieſes Maaß einen Storch. Aber hiebey kann Betrug vor-

(115) Gesner hat ſeiner Ausgabe des Columella eine Abbildung dieſer Maſchine beygefüget, welche ich mit einer kleinen Veränderung hieher ſetzen will.



a f und b e ſind die ins Creuz zuſammengeſetzten Stangen. Wo ſie ſich in d ſchneiden, läßt man die Stange c e des ſogenannten Storch hindurch gehen, ſo daß deſſen Queerſtange a c b auf die Enden der Creuzſtangen ſchlieſſet.

gehen, weil ſehr viel darauf ankommt, ob die Maſchine ſchief oder gerade geſtellet wird. Ich habe deswegen dieſe Maſchine mit einigen Stücken vermehrt, welche zur Entſcheidung der entſtehenden Streitigkeiten dienen können. Ich ſetze zwo Stangen ins Kreuz zuſammen, ſo daß der Abſtand ihrer Schenkel der Breite des Grabens gleich iſt. In der Mitte, wo ſie ſich ſchneiden, wird der ſogenannte Storch befeſtiget, ſo daß er ſenkrecht auf derſelben ruhet. An der Stange, welche in der Mitte des Storchs herunter gehet, hänge ich eine Bleywage. Wenn man dieſe Maſchine in den Graben ſtellet, ſo entſcheidet ſie die Zwiſtigkeiten des Herren und des Aufſehers der Arbeit, ohne jemanden zu nahe zu treten. Denn die Ecken des Kreuzes meſſen die Breite des unterſten Theils des Grabens, und zeigen zugleich, ob der Boden ſchief oder gerade ſey, denn der Stand der Maſchine und das Bleymaaß an derſelben läſſet ſolches gleich wahrnehmen, ſo daß der Herr der Arbeit nicht betrogen werden kann.

Bey dieſem Ausmeſſen und Abwägen des Landes fährt man immer fort, das Land nach Art eines Brachfeldes zu behandeln, und ſchlägt die gezogene Linie ſo viel weiter fort,

als

als der Graben in der Länge und Breite hat.

Dieſes iſt die bewährteſte Art, das Weinland zu bereiten.

Vierzehnter Abſchnitt.

Wir kommen nun auf die Einpflanzung der Weinſtöcke ſelbſt. Die rechte Zeit dazu iſt der Frühling oder Herbſt. Iſt es regnigt, oder kalt, iſt das Land fett, oder iſt es eine ebne und ſumpfige Fläche, ſo iſt det Frühling die bequemſte Zeit. Iſt es trockenes und warmes Wetter, das Feld ſchlecht und dürre, oder ein magerer und ſteiler Hügel, ſo geſchiehet die Pflanzung beſſer im Herbſte. Im Frühlinge kann man beynahe vierzig Tage vom 13 Februar bis zur Frühlingsgleiche, Reben einlegen; im Herbſte vom 15 October bis zum 1 December.

Man hat zwo Arten, Wein einzulegen: man pflanzt nemlich entwede Schnittlinge oder Fächſer. Beyde Arten ſind bey den Weingärtnern gewöhnlich: in den Provinzen werden doch die Schnittlinge mehr gebraucht, weil ſie ſich dort nicht auf Rebſchulen legen, und keine Erfahrung haben, Ableger zu machen.

Die meiſten italieniſchen Landwirthe aber verwerfen dieſe Art zu pflanzen, weil die Fächſer große Vorzüge haben. Sie gehen nicht ſo leicht aus, weil ſie, wegen ihrer Stärke, Hitze, Froſt und alle übrige Witterung leichter ausſtehen können, früher in die Höhe ſchieſſen, und folglich auch eher Früchte bringen. Es iſt auch kein Zweifel, wenn ſie oft verpflanzet werden (116) — Doch kann ein Schnittling, anſtatt eines Ablegers, in lockeres und leichtes Land gepflanzt werden: in dichtes und ſchweres Land aber gehöret ein Weinſtock.

Funfzehnter Abſchnitt.

Iſt das umgegrabene Land nun gereiniget, geeget und geebnet, ſo pflanzet man. Bey magerem Lande läßt man zwiſchen den Reihen fünf Fuß; bey mittelmäßigem ſechs; bey fettem ſieben: damit deſto mehr Platz zur Ausbreitung der häufigen und langen Wurzeln übrig ſey.

Will man den Weinberg in ein geſchobenes Quadrat abtheilen, ſo iſt dieſes die leichteſte Art. Man beſtimme das Maaß, wie weit die

(116) Im Text fehlet hier etwas.

die Reihen von einander ſeyn ſollen, und theile es an einem Stricke ab, indem man die jedesmalige Weite des Zwiſchenraums mit roth, oder einer andern in die Augen fallenden Farbe benähet. Iſt der Strick ſo gezeichnet, ſo zieht man ihn über das umgegrabene Land; bey jedem rothen Lappen ſteckt man einen Stab in die Erde, wodurch die Reihen gleich weit von einander kommen. Einen Zwiſchenraum um den andern läßt man liegen, in dem andern macht man Gruben von Stabe zu Stabe, an ebenen Orten zum wenigſten drittehalb Fuß tief, auf Anhöhen zween Fuß und eine Spanne, an ſteilen Orten bis zu drey Fuß. In die Mitte dieſer Gruben legt man die Fächſer mit den Wurzeln gegen einander, ſo daß die Spitzen auf den entgegengeſetzten Seiten der Grube auf die Stäbe hinaufgehen. Der Pflanzer muß dafür ſorgen, daß das Weinholz friſch ſey, und, wo möglich, in eben dem Augenblick, da es eingelegt werden ſoll, aus der Rebſchule ſorgfältig und unbeſchädigt herausgenommen werde. Dann muß man es, gleich einem alten Weinſtock, ſcharf beſchneiden, und nur einen ſtarken Stamm übrig laſſen: die Knoten und Narben macht man eben: wenn einige Wurzeln beſchädiget ſind,

welches bey dem Ausnehmen vornehmlich verhindert werden muß, werden ſie weggeſchnitten: dann krümmt man die Pflanzen etwas, und legt ſie ein, doch ſo, daß die Wurzeln zweener Weinſtöcke ſich nicht in einander verwickeln, welches man leicht vermeiden kann, wenn man unten in die Mitte des Grabens zwiſchen beyde Pflanzen einige wenige Steine legt, wovon keiner über fünf Pfund wägen darf. Nach des Mago Meynung ſollen dieſe im Winter die Näſſe, und im Sommer die Hitze von den Wurzeln abhalten. Virgil folgt ihm, und giebt folgende Regel zur Beſchützung der Pflanzen;

Sandſtein und ſchuppigte Schnecken im
Acker untergegraben,
laſſen dem Regen den Durchgang, dem
ſanften Hauche des Windes,
und das Gepflanzete wächſet mit Macht.
Noch andere pflegen
Steine und Scherben in Menge auf ihre
Aecker zu fahren,
theils zum Schutz bey des Platzregens Wuth,
theils gegen den Hundsſtern,
wenn derſelbe durch dörrende Glut die Felder zerſpaltet.

Vor=

Vorgedachter Carthaginenſiſcher Schriftſteller behauptet, Weinhülſen mit Dünger vermiſcht geben den Ablegern in der Grube neue Kräfte: denn jene locken neue Kräfte heraus; dieſer aber giebt bey naſſem und kaltem Winter den Pflanzen die gehörige Wärme, und im Sommer Nahrung und Näſſe. Iſt aber das Land, in welches der Weinſtock geſetzt wird, ſchlecht, ſo räth er, von andern Orten fette Erde zu holen, und in die Gruben zu ſchütten. Ob hiebey Vortheil ſey, kommt auf die Preiſe des Landes und der Dienſte an.

Sechzehnter Abſchnitt.

Umgegrabenes Land iſt zur Bepflanzung am geſchickteſten, wenn es ein wenig feucht iſt: doch iſt ganz dürres Erdreich beſſer als kothiges. Wenn die Pflanzen viele Augen über der Grube getrieben haben, ſo ſchneidet man die Spitze ab, daß nur zwey Augen über der Erde ſtehen bleiben, und füllet die Grube mit Erde. Hat man darauf das umgegrabene Land geebnet, ſo ſetzt man Schnittlinge zwiſchen die rechten Weinſtöcke. Es iſt gnug, nur eine Reihe davon zwiſchen ſelbige zu ſetzen, weil ſie ſodann ſelbſt beſſer wachſen, und die

rechten Stöcke einen zureichenden Raum be⸗halten. Sie haben alſo ihren Platz in einer Reihe mit den Wurzelreben, gleichſam zum Hinterhalt, damit aus ihnen die Stelle eines ausgegangenen Weinſtocks erſetzt werden könne. Auf einen Fuß Landes kommen fünf Schnittlinge, und dieſen Fuß nimmt man aus der Mitte des Zwiſchenraums, daß gleich viel Platz an beyden Seiten bleibt. Julius Atticus hält für gnugſam, 16000 Schnittlinge zu ſetzen: ich ſetze aber doch noch 4000 mehr, weil ein großer Theil davon durch Nachläßig⸗keit der Weingärtner verlohren geht; und überdem läßt die Menge der Pflanzen das Unkraut nicht aufkommen.

Siebzehnter Abſchnitt.

Die Schriftſteller ſind uneinig, was für Weinholz eingelegt werden müſſe. Einige wollen die ganze Rebe, ſo wie ſie von dem Hauptſtamm gekommen iſt, eingepflanzt wiſ⸗ſen, theilen ſie deswegen in viel Theile, wo⸗von jeder fünf oder ſechs Augen hat, und ſtecken ſie ſo in die Erde. Dieſes billige ich aber gar nicht, und falle vielmehr den Schrift⸗ſtellern bey, welche den oberſten Theil der

Rebe

Rebe für unfruchtbar halten, und nur das als brauchbar anſehen, was mit dem alten Holz verbunden iſt, die ganze Spitze aber als unnütz verwerfen. Die Landleute pflegen den äuſſerſten Theil eines Zweiges einen Pfeil zu nennen, weil er weit von dem Hauptſtamm entfernet iſt, und gleichſam hervorſchießt, weil er forn ſpitzig zugehet, und einem Pfeile ähnlich ſiehet. Dieſen zu pflanzen, haben kluge Landwirthe niemals gut gefunden. Sie haben uns die Urſache davon nicht angegeben, allein ihnen war dieſelbe bey ihrer Wiſſenſchaft des Weinbaues geläufig, und fiel faſt in die Augen. Ein jeder fruchtbarer Zweig trägt ſeine meiſten Früchte zwiſchen dem fünften und ſechſten Auge. Der übrige Theil, wenn er auch noch ſo lang iſt, hat entweder gar keine Früchte oder doch ſehr kleine Trauben. Die Alten haben daher die Spitzen der Trauben mit Recht für unfruchtbar gehalten. Die Schnittlinge pflanzten ſie ſo ein, daß ein Theil von dem alten Holze daran blieb, welches man aber hernach durch die Erfahrung ſchädlich befunden hat. Denn das, was vom alten Holze daran geblieben iſt, verfault ſehr bald durch die Näſſe, wenn es in die Erde kommt, und ſteckt die zarten Wurzeln an,

an, welche ihm nahe ſind, worauf dann der oberſte Theil der Pflanze verdorret. Deswegen ſind Julius Atticus und Cornelius Celſus, die berühmteſten Schriftſteller unſerer Zeit, dem Beyſpiel der Saſeräer, Vaters und Sohns, gefolgt, und haben, was vom alten Stamm übrig war, an dem Orte ſelbſt, wo der neue Zweig herausgewachſen war, weggeſchnitten, und nur die gerade Schoßrebe gepflanzet.

Achtzehnter Abſchnitt.

Julius Atticus krümmt den Fuß des Weinſtocks bey dem Einpflanzen und beugt ihn über, damit die Weinhacke ihn faſſen könne. Eine Weinhacke nennen die Landleute ein eiſernes Inſtrument mit zwo Zacken, womit man die Pflanzen einſetzet. Man hieß deswegen ehedem alte Weinberge, welche aufs neue beſtellet wurden, wiederaufgehackte Weingärten, und war dieſes die eigentliche Benennung eines wiederbeſtellten Weinlandes: itzt verläßt man aber den alten Sprachgebrauch, und iſt gewohnt alles Land neuaufgehackt zu nennen, was zum Weinbau nur aufgerührt wird. Laßt uns aber wieder zur

Haupt-

Hauptſache kommen. Nach meinem Begriff iſt die Pflanzart des Julius Atticus verwerflich, da man die Schößlinge eingebogen pflanzt, und es iſt mehr als eine Urſache davon. Kein Stamm, der vor der Einpflanzung gebogen und gebrochen iſt, wächſt ſo gut, als wenn er ganz und unverletzt in die Erde kommt. Ferner, was krumm und im Bogen in die Erde gelegt wird, widerſtehet dem Gräber als ein Wiederhake, wenn er es ausnehmen will, es häckelt ſich feſt in einander an. und bricht ab, ehe es ſich herausziehen läßt. Denn der Weinſtock iſt da zerbrechlich, wo er bey dem Einlegen gekrümmt und eingebogen iſt, und deswegen bricht der größte Theil der Wurzeln ab. Wenn ich auch dieſer Unbequemlichkeiten nicht gedenken wollte, ſo kann ich doch den ſchädlichſten Umſtand nicht vorbey laſſen. Oben, da ich von den Wipfeln der Zweige redete, zeigte ich, daß die Früchte zwiſchen dem fünften und ſechſten Auge, von dem alten Stamm an zu rechnen, wachſen. Dieſen fruchtbaren Theil zernichtet man bey dem Zuſammenbiegen des Tragſchoſſen: denn an dem Theil, der gekrümmet wird, ſitzen drey oder vier Augen, und die übrigen zwey oder drey fruchtbringende Augen werden ganz

mit

mit Erde bedeckt, und zeugen keine Reben, ſondern Wurzeln: ſollten wir aber wol an dem Weinſtock geſchehen laſſen, was wir ſogar bey einer Weidenpflanzung vermeiden würden? Will man den Schößling gekrümmt in die Erde legen, ſo muß er um ſo viel länger ſeyn: es bleiben folglich Augen an ihm, welche nahe an dem Wipfel ſitzen: dieſe ſind unfruchtbar, und bringen Zweige, welche entweder überall nicht, oder doch ſehr wenig tragen, und Nebenſchoſſen genannt werden. Ja was noch mehr, der Schnittling, welcher eingelegt wird, muß die Wunde, da er abgeſchnitten iſt, wieder ſchlieſſen und verwachſen: dieſes iſt weſentlich nöthig. Geſchiehet es nicht, ſo ziehet der Weinſtock durch dieſe Oefnung ſeines Marks, gleichſam als durch eine Röhre, allzuviel Feuchtigkeit an ſich, welche den Stamm hohl, und zum Aufenthalt der Ameiſen und andrer Thiere macht, welche den Weinſtock zernagen. Werden aber die Schößlinge umgebogen, ſo erfolget dieſes: die unterſten Theile brechen bey dem Ausnehmen, die inneren Theile ſtehen alſo offen, und werden in dem Zuſtande in die Erde gelegt: Waſſer und vorgedachte Thiere finden einen Zugang, und der Weinſtock kommt bald ins Abnehmen.

Die

Die beſte Art zu pflanzen iſt demnach, wenn man dem Schößling eine gerade Stellung giebt, deſſen unterſter Theil, wenn er mit der Weinhacke eingelegt iſt, durch die engen Haken leicht gefaſſet werden kann. Bey dieſer Art der Einpflanzung iſt das Wachsthum ſchneller; denn unten aus dem Stamm, wo die Rebe abgeſchnitten iſt, ſchieſſen Wurzeln hervor, und die Oeffnung verwächſet. Dieſe ſaugt auch nicht ſo viel Feuchtigkeit in dieſer Stellung ein, als wenn die Rebe nach obenangeführter Art überrücks gebogen iſt, und, gleichſam als durch einen Trichter, den Regen in das innere Mark des Stocks durchläßt.

Neunzehnter Abſchnitt.

Die Länge der Setzreben kann man nicht gewiß beſtimmen: haben ſie viele Augen, ſo ſchneidet man ſie kürzer; haben ſie wenige, ſo giebt man ihnen eine größere Länge. Doch müſſen ſie nicht über einen Fuß lang, noch kürzer als eine Spanne ſeyn. Sollten ſie noch kürzer ſeyn, würden ſie im Sommer nicht Saft gnug haben, weil ſie nur in der oberſten Fläche der Erde liegen. Sind ſie aber

länger,

länger, ſo liegen ſie allzutief, und können bey ſtarkem Wachsthum nicht leicht ausgenommen werden. Dieſes gilt nur von ebenem Lande, denn in bergichten Gegenden, wo die Erde ſich losgiebt, kann der Schnittling einen Schuh und eine Hand breit haben. In Thälern und naſſen Feldern pflanzt man Schnittlinge mit drey Augen, wenn ſie auch ein wenig kleiner als eine Spanne, oder länger als ein halber Fuß ſind. Man ſchreibt einem ſolchen Tragſchoſſen drey Augen zu, nicht als wenn er überall nicht mehr hätte, denn um die Gegend, da er von dem Hauptſtamme abgeſchnitten wird, iſt er gemeiniglich voll von Augen, ſondern weil er, auſſer dieſen häufigen Augen an dem dickſten Ende, drey Abſätze und eben ſo viel Augen hat.

Man mag übrigens Schnittlinge oder Fächſer pflanzen, ſo dient dieſe Erinnerung, daß man die Pflanzen nicht verdorren laſſe, und übermäßigen Wind und Sonne meide. Beyde kann man zwar ſo ziemlich mit vorgehangenen Kleidern oder dicken Decken abhalten: doch iſt es beſſer, einen Tag zum Pflanzen zu wählen, da der Wind entweder gar nicht, oder doch nur gelinde wehet. Die Sonne kann leicht mit Schirmen abgehalten werden.

Ehe

Ehe ich dieſe Abhandlung ſchlieſſe, muß ich auf eine noch nicht berührte Frage kommen: ob man nemlich verſchiedene Weinſorten bauen müſſe; und auf den Bejahungsfall, ob jede Sorte beſonders, oder alle unter einander gepflanzt werden müſſen?

Ich will zuerſt die erſte Frage abhandeln.

Zwanzigſter Abſchnitt.

Ein Landwirth von Einſicht ſetzt die Weinſtöcke von der beſten Art, ohne Vermiſchung mit andern Gattungen, und vermehrt ſie ſo ſtark als möglich. Die Vorſicht will doch aber, daß man verſchiedene Weinſorten pflanzt, weil kein Jahr ſo gelinde und gemäßigt iſt, daß nicht eine Weinſorte Schaden leiden ſollte. Iſt das Jahr trocken, ſo leidet der Wein, der Näſſe braucht; regnigtes Wetter gereicht dem Wein zum Nachtheil, der trockenes Wetter erfordert; bey Kälte und Reif gehet der Wein zu Grunde, der den Brand nicht vertragen kann; ein heiſſer Sommer ſchadet den Sorten, die die Hitze nicht ausſtehen können.

Ich will mich nicht mit Erzählung des mannigfaltigen Schadens, den die Witterung

anrichtet, aufhalten: gnug, daß allezeit et⸗
was iſt, welches dem Wein Nachtheil bringt.
Hat man alſo nur eine Art Wein gepflanzet,
und es fällt eine ihm nachtheilige Witterung
ein, ſo iſt die ganze Weinleſe verlohren, und
wer ſodann nicht verſchiedene Weinſorten hat,
weiß ſich auf keine Art zu helfen. Hat man
hingegen in ſeinen Weingärten verſchiedene
Gattungen von Wein, ſo möchte doch wohl
eine Art unbeſchädigt bleiben, und Früchte
bringen. Dieſes ſoll aber für uns kein Grund
ſeyn, eine allzugroße Mannigfaltigkeit der
Weinſtöcke zu ſuchen, ſondern von der Art,
welche die beſte ſcheint, ſetzt man ſo viel als
moglich: dann pflanzt man Wein, der ihm
an Güte am nächſten kommt: und endlich auch
Wein vom dritten und vierten Range. Mit
vier Arten von auserleſenem Wein kann man
zufrieden ſeyn, und mit vier oder fünf Gat⸗
tungen kann man füglich das Glück der Wein⸗
leſe erwarten.

In Anſehung der zwoten Frage, welche ich
vorgetragen habe, findet gar kein Bedenken
Statt, daß man jeder Weinſorte ihren beſon⸗
deren Platz anweiſen, und ſie durch Steige
und große Gänge unterſcheiden müſſe, wiewol
weder ich ſelbſt, noch ſonſt jemand, der vor
mir

mir eben dieſe Meynung gehabt, ſolches von unſern Leuten haben erhalten können. Denn von allen Arbeiten bey dem Weinbau iſt dieſe die ſchwerſte, weil die Auswahl der Pflanzen die gröſte Aufmerkſamkeit erfordert; auch gehöret einige darzu, ſie von einander zu unterſcheiden, denn hiebey kommt es auf Glück und Klugheit an. Allein, wie der göttliche Schriftſteller Plato ſagt, bisweilen laſſen wir uns von der Schönheit der Sache hinreiſſen, nach Dingen zu trachten, welche wir wegen der Schwäche unſerer ſterblichen Natur nicht erreichen können. Wenn wir aber in die Jahre kommen, und unſere Wiſſenſchaft und Fähigkeit unſerem Willen gleich iſt, ſo werden wir ohne ſehr groſe Mühe, jedoch mit Anwendung einer nicht kleinen Zeit unſers Lebens ſo viel erhalten, daß wir in einigen Jahren eine groſe Anzahl unterſcheiden lernen. Nicht jede Zeit iſt nemlich zu dieſer Beurtheilung geſchickt, und die Weinſtöcke, welche man wegen der Aehnlichkeit der Farbe, des Stammes, oder der Zweige nicht unterſcheiden kann, muß man an der reifen Frucht und den Blättern kennen lernen. Dieſe Unterſuchung muß, nach meinem Bedünken, der Hausvater ſelbſt anſtellen: ſich darin auf den Verwalter oder

Winzer zu verlaſſen, würde thörigt ſeyn, da die wenigſten Landwirthe auch nur den Stamm des ſchwarzen Weins kennen, und die Farbe der Trauben auch den unerfahrenſten Menſchen bemerklich iſt.

Ein und zwanzigſter Abſchnitt.

Die einzige Art, welche ich weiß, den vorbeſagten Zweck geſchwinde zu erreichen, iſt, wenn die Weinſtöcke alt ſind, mit den Pflanzen einer jeden Sorte einen beſondern Weingarten zu bepflanzen: in wenig Jahren wird man davon viel tauſend Schößlinge haben, und ſo kann jede Weinſorte beſonders verpflanzet werden. Der Nutzen, welchen die beſondere Pflanzung hat, kann uns dazu aus vielen Urſachen antreiben. Damit ich zuerſt das geringere berühre, ſo iſt gewiß, daß ſowol bey der Landwirthſchaft, als bey allen übrigen Gegenſtänden, ein Vernünftiger an dem, was in ſeine Gattungen abgetheilt iſt, ein größeres Vergnügen findet, als an einer unordentlichen durch einander geworfenen Menge. Führet ferner einen Menſchen auf ein gehörig beſtelltes Weinland: wenn er gleich

gleich nicht den geringſten Geſchmack am Land-leben hat, ſo wird er doch mit großem Ver-gnügen den Reichthum der Natur bewundern, wenn er hier die vollen Trauben von Berry, dort den eben ſo fruchtbaren Bleicher ſiehet, hier die Arcelliſchen, an einem andern Orte die dornichte und Königstraube, welche die fruchtbare und ewig gebährende Erde alle Jahre zum Nutzen der Menſchen aus ihrem mit Moſt erfüllten Brüſten tränket.

Der von vielfarbigen Früchten ſchwangere Herbſt pranget durch die Gunſt des Bacchus mit weißen, gelben, hell- und dunkelrothen Wein. Dieſes iſt zwar überaus angenehm, doch überſteigt der Nutzen dieſer Einrichtung noch das Vergnügen. Je beſſer nemlich der Weinberg (durch die verſchiedenen Abtheilun-gen in die Augen fällt, deſto lieber wird ihn der Gutsherr beſuchen, und wie der Dichter von dem Gott ſagt;

Und wohin nur der Gott ſein ſchönes Ant-litz gewendet,

ſo wird die öftere Gegenwart des Herrn eine größere Fruchtbarkeit bewirken. Da dieſes aber auch bey unabgetheilten Stöcken geſche-hen könnte, ſo halte ich mich dabey nicht auf,

ſondern romme auf das, was hier vornehmlich in Betrachtung kommt. Stämme von verſchiedener Gattung blühen nicht zugleich, und werden auch nicht zu gleicher Zeit reif. Sind nun die Weingärten nicht nach den verſchiednen Gattungen abgetheilt, ſo iſt eine von dieſen beyden nachtheiligen Folgen unvermeidlich. Man muß entweder die unreife Frucht der ſpätern Trauben mit den frühzeitigen zugleich ableſen: dadurch wird aber der Wein bald ſauer. Oder will man die Reife des ſpäteren Weins erwarten, ſo gehet die Weinleſe der frühzeitigen Trauben verlohren, welche von den Vögeln verzehrt, oder durch Regen und Wind zu Grunde gerichtet werden. Wollte etwann jemand die Trauben zu verſchiedenen Zeiten (nach Beſchaffenheit ihrer Reife) ableſen laſſen, ſo muß er nothwendig alles auf die Weinleſer ankommen laſſen: denn er kann einem jeden Arbeiter keinen beſondern Aufſeher geben, der ihn beobachte und anhalte, keine ſaure Trauben mit den reifen abzuleſen, oder ihm zeige, welche Trauben die gehörige Reife haben, da ſo verſchiedene Weinſorten unter einander ſtehen. Der Geſchmack des guten Weins wird aber von den ſchlechteren verdorben, und wenn verſchiedene Sorten

vermiſchet werden, ſo hält ſich der Wein nicht, ſondern die Noth zwinget den Landmann, ihn als Moſt zu verkaufen, da man ihn doch weit höher ausbringt, wenn man ihn ein Jahr, oder wenigſtens bis in den Sommer liegen laſſen kann.

Die Abſonderung der verſchiedenen Weinſorten hat auch die große Bequemlichkeit, daß der Winzer mit dem Beſchneiden leichter fertig wird, wenn er weiß, was für Wein in dem ganzen Revier wächſet, welches er beſchneidet; da ſich hingegen in Weingärten von allerhand Gewächs ſolches nicht wohl beobachten läßt, weil der größte Theil des Beſchneidens zu der Zeit geſchiehet, da der Stock keine Blätter hat.

Es iſt ein Hauptumſtand, ob der Winzer viel oder wenig Schoſſen, nach Beſchaffenheit des Weinſtocks ſtehen läßt, und ihn hochſchenklich ziehet, oder den Weinſtock tief beſchneidet. Auch iſt viel daran gelegen, gegen welche Himmelsgegend eine jede Weinſorte gerichtet iſt: einige können die Hitze, und andere die Kälte nicht vertragen. Alles kommt hier auf die Beſchaffenheit der Pflanzen an: einige wachſen ſtark in warmer Luft, und der Froſt thut ihnen Schaden; andere gera=

then in der Lage gegen Norden am beſten, weil ihnen die Wärme nachtheilig iſt: noch andere kommen gegen Morgen oder Abend am beſten fort. Dieſer Unterſchied muß, ſo viel die Lage der Oerter erlaubt, beobachtet werden, wenn man die Weinſorten beſonders in ihre Felder pflanzt.

Die beſondere Abtheilung der Weinſorten hat auch den Nutzen, daß die Weinleſe weniger Mühe und Koſten erfordert. Die reifen Trauben lieſet man zu rechter Zeit ab, und die noch nicht reif ſind, läßt man ohne Schaden ſitzen: überreife und zeitige Früchte verurſachen ſodann keine übereilte Weinleſe, und nöthigen uns, viel Arbeitsleute um den theuerſten Preis anzunehmen.

Kein geringer Vorzug beſtehet endlich darin, daß man Weine von einerley und reinem Geſchmack erhält, und verwahrlich beylegen kann, er mag von Berry, von der Königstraube oder der dornichten Art ſeyn. Denn ziehet man dieſe Weine ab, ohne Vermiſchung eines fremden und widrigen Weins, ſo werden ſie durch das Alter gut, und nach funfzehn oder mehr Jahren ſpüret man an ihnen keinen ſchlechten Geſchmack, wie denn faſt alle Weine durch das Alter gut zu werden pflegen.

Es

Es iſt alſo bewieſen, daß die Abtheilung der Weingärten in verſchiedene Weingattungen ſehr nützlich iſt. Sollte dieſe nicht zu erhalten ſtehen, ſo iſt der beſte Rath, nur ſolche Weinſorten zuſammen zu pflanzen, welche einen ähnlichen Geſchmack haben, und zugleich reif werden.

Wer ein Liebhaber vom Obſt iſt, kann in der letzten Reihe des Weingartens, (doch aber gegen Mitternacht, damit ſie nicht bey mehrem Wachsthum durch ihren Schatten die Sonne hindern,) die Reiſer von Feigen, Birnen und Aepfeln einpflanzen, welche man nach zwey Jahren einpfropfen, oder, wenn ſie guter Art ſind, bey mehrerm Wachsthum verſetzen kann.

So viel von Anlegung der Weinberge. Der wichtigſte Theil iſt übrig, nemlich der Weinbau an ſich ſelbſt, wovon wir im folgenden Buche ausführlich reden wollen.

Viertes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Nach deinem Bericht, mein wehrter Silvin, haſt du mein Buch von Anlegung der Weinberge vielen Landwirthſchaftskundigen vorgeleſen, von welchen einige zwar meine übrigen Grundſätze gebilliget, doch aber eines und das andere getadelt haben. Ich ſoll nemlich die Gruben zu den Weinpflanzen allzutief gemacht haben, da ich zu den zween Füßen des Celſus und Atticus noch eine Spanne hinzugeſetzt habe: auch ſey es nicht haushälteriſch, bey jedem Ableger einen Pfahl zu ſetzen, da gedachte Schriftſteller erlaubt haben, mit wenigeren Koſten zween Zweige des Fächſers an zween Pfähle zu binden.

Beyde Einwürfe gründen ſich mehr auf einen betrüglichen Schein, als auf Wahrheit. Denn, damit ich den erſten Einwurf zuerſt wiederlege, wenn man ſich mit einer zween Fuß tiefen Grube begnügen will, warum bringt man die Erde ſo tief herauf, da der Weinſtock ſo nahe an der Oberfläche der Erde gepflanzt werden ſoll? Man möchte ſagen; es

es geſchiehet, um die tiefer liegende Erde locker zu machen, damit die jungen Wurzeln kein Hinderniß finden, noch durch die Härte des Erdreichs zurück gehalten werden. Dieſes kann aber auch geſchehen, wenn die Erde nur zween Fuß tief geſtochen wird, denn wenn die Pflanzen in die aufgeworfne Erde geſetzt werden, ſo quillt ſelbige mehr als drittehalb Fuß auf, indem eine Schaufel ausgebrachte Erde immer mehr Platz einnimmt, als ſo viel rohes Erdreich. Die Pflanzen haben auch kein tiefes Lager nöthig: es iſt gnug, wenn die Weinſtöcke einen halben Fuß lockere Erde unter ſich behalten, welche die zarten Gewächſe in ihren freundſchaftlichen und mütterlichen Schooß aufnimmt. Wir können ein Beyſpiel an den Bäumen nehmen, an welchen Wein gezogen wird: denn wenn wir da Gruben machen, laſſen wir dem Weinholz nur wenig Erde. Die wahre Urſache, tiefer zu graben, iſt aber, weil der Wein an den Geländern beſſer in die Höhe ſchießt, wenn er tief gelegt iſt. Gruben von zwey Fuß können kaum den Landwirthen in den Provinzen zureichend ſcheinen, ob ſie gleich die Weinſtöcke gemeiniglich niedrig und nahe an der Erde ziehen, da hingegen Wein an Geländern

ein

ein tieferes Fundament erfordert, und deſto mehr Unterſtützung und Erde haben muß, je höher er wächſet. Wenn man daher den Wein an Bäumen ziehet, ſo macht man die Gruben niemals unter drey Fuß tief. Die Vortheile, welche Julius Atticus aus der Einpflanzung nahe an der Oberfläche herleitet, nützen dem Landmann wenig. Die Pflanzen ſollen nemlich geſchwinder wachſen, wenn kein großes Gewicht Erde auf ihnen liegt, und beſſer tragen, wenn ſie nur gleichſam in der Oberfläche der Erde hangen. Beyde Gründe des Julius Atticus werden durch den Wein, der an Bäumen gezogen wird, wiederlegt. Dieſe Lage macht den Stamm weit ſtärker und fruchtbarer, welches nicht geſchehen würde, wenn es ſchädlich wäre, tiefer zu pflanzen. Was noch mehr iſt, die aufgegrabene Erde iſt locker und los, ſo lange ſie friſch iſt, und quillt auf. In einer nicht gar langen Zeit aber wird ſie dichter, und ſenket ſich, und die darin gleichſam ſchwimmenden Weinwurzeln werden oben von Erde entblößet. Bey meiner Pflanzart findet dieſes nicht ſo leicht Statt, weil die Weinſtöcke tiefer liegen. Man ſagt zwar auch, in der Tiefe thue der Froſt den Wurzeln Schaden: ich will dieſes nicht

nicht läugnen; allein bey einer Tiefe von zwey Fuß und einer Spanne iſt dieſes nicht zu befürchten, da man vornemlich, wie ich eben erinnert habe, die Weinſtöcke, welche an Bäumen gezogen werden, tiefer einlegt, und ſie doch dieſer Unbequemlichkeit nicht unterworfen ſind.

Zweyter Abſchnitt.

Der andere Einwurf, daß man mit geringeren Koſten die Zweige eines Weinſtocks an zween Pfähle binden könne, iſt falſch. Denn wenn der Hauptſtamm ausgehet, ſo werden zween Pfähle auf einmal ledig, und man muß wieder zween Fächſer an ſelbige ſchaffen, welches die Koſten vermehret. Bekommt aber der Weinſtock, und iſt, wie ſich oft zuträgt, von ſchwarzer oder nicht ſonderlich fruchtbarer Art, ſo mißräth die Frucht nicht bloß an einem, ſondern an zween Pfählen. Ueberdem halten kluge Landwirthe dafür, daß ein guter Wein, der an zween Pfähle gezogen wird, nicht ſo fruchtbar ſey, weil der Saft nicht gerade in die Höhe ſteigen kann, ſondern ſich auf beyden Seiten ausbreiten muß. Darum will ſelbſt Atticus, daß alte Weinſtöcke

ſtöcke lieber durch Rebengeſenke fortgepflanzt werden ſollen, als wenn man ſie ganz in die Erde legt: denn die Rebengeſenke faſſen bald Wurzeln, ſo daß ein jeder Weinſtock in ſeiner ganzen Länge ausgeſtreckt liegt, und den Boden durchkreuzet und beſtricket, ſo treibt er den Saft auf viele Seiten, viele Wurzeln verwickeln ſich in einander, und er gehet aus, als wenn er mit allzuviel Tragſchoſſen beſchweret wäre. Ich ziehe alſo durchgehends vor, lieber mit zwo Pflanzen, als mit einer, den Verſuch zu machen, und keinen Vortheil zu ſuchen, der auf alle Art größern Schaden bringen kann.

Jedoch, meine Abhandlung im vorigen Buche erinnert mich, mit dieſem Buch einen Anfang zu machen.

Dritter Abſchnitt.

Bey aller Art des Aufwandes bezeuget man, wie Graecinus ſagt, größeren Eifer, etwas neues anzufangen, als es im Stande zu erhalten. Man bauet neue Häuſer; ſind ſie aber fertig, ſo bekümmert man ſich nicht um die inwendige Auszierung deſſelben. Andere ſind emſig bey dem Schiffbau, ſorgen aber

nicht

nicht, ſelbige mit Geräth und Leuten zu beſetzen. Einige treibt die Kaufſucht Vieh, andere aber, Sklaven zu kaufen, die Erhaltung derſelben aber iſt ihr geringſter Kummer. Viele vernichten durch ihre Leichtſinnigkeit die Verdienſte, welche ſie um ihre Freunde haben. Doch dieſes darf uns noch nicht ſo viel Wunder nehmen, mein wehrter Silvin, ſind doch einige ſo gar bey Erziehung ihrer Kinder geitzig, welche zu erhalten, ſie doch geheyrathet haben, und geben ihnen weder in Wiſſenſchaften, noch in Leibesübungen Unterricht.

Was folget aus dieſem allen? Die Wahrheit; die Landwirthe verfallen in gleiche Fehler. Sie legen die ſchönſten Weinberge an: ehe ſie aber tragbar werden, vernachläßigen ſie ſolche aus verſchiedenen Urſachen. Einige fürchten die jährlichen Koſten, und halten für ihre gewiſſeſte Einnahme, gar nichts auszugeben: gleich als wenn ſie nöthig gehabt hätten, überall Weinberge anzulegen, um ſie ſogleich aus Geitz wieder zu verlaſſen. Einige ſuchen einen größern Ruhm darin, große, als wohlgebauete Weinberge zu beſitzen. Andere habe ich gekannt, welche für willkührlich hielten, ob das Land gut oder ſchlecht behandelt werde. Ich behaupte aber,

kein

kein Feld könne fruchtbar ſeyn, wenn es nicht mit Sorgfalt und Einſicht beſtellet wird: noch weniger aber ein Weinberg. Der Wein iſt zart, ſchwach, kann wenig vertragen, leidet durch allzugroße Fruchtbarkeit, und richtet ſich dadurch zu Grunde, wenn man derſelben kein Maaß ſetzt. Wenn er ſchon Kräfte hat, und gleichſam die jugendliche Stärke beſitzet, kann er zwar einige Nachläßigkeit aushalten. So lange er aber jung und im erſten Wachsthume iſt, und es fehlet ihm an der gehörigen Wartung, ſo kommt er ganz von Kräften, und verdorret, ſo, daß man ihn hernach mit keinen Koſten wieder zurechte bringen kann. Man muß alſo den Grund mit der äußerſten Sorgfalt legen, und die Stöcke gleichſam wie die Glieder der Kinder, von dem erſten Tage der Pflanzung an, bilden. Geſchiehet dieſes nicht, ſo ſind alle Koſten vergeblich, und die vorbeygelaſſene rechte Zeit der Wartung kann nicht wieder erſetzet werden.

Glaube meiner Erfahrung, mein Silvin; iſt ein Weinberg gut angelegt, iſt er von guter Art, und wird gut gewartet, ſo bezahlt er die Mühe mit großem Wucher. **Graecinus**, in ſeinem Buche vom Weinbau, zeiget dieſes mit Gründen und durch ein Beyſpiel. Er

er:

erzählet aus dem Munde ſeines Vaters; Paridius Veterenſis, ſein Nachbar, hatte zwo Töchter, und ein mit Weinbergen beſetztes Feld. Hievon gab er der älteſten Tochter ein Drittel zum Brautſchatz: die übrigen zwey Drittel brachten aber eben ſo viel ein, als vorher das Ganze. Die jüngſte Tochter bekam darauf das andere Drittel, und die Einkünfte blieben, wie zuvor. Er ſchlieſſet hieraus, der noch übrige dritte Theil ſey ſorgfältiger beſtellt worden, als vorher das Ganze.

Vierter Abſchnitt.

Laßt uns daher, mein Silvin, mit friſchem Muth Weinberge pflanzen, ſelbige aber auch hernach mit großem Fleiße beſtellen.

Die beſte Art, Weinberge anzulegen, habe ich im vorigen Buche angegeben. Man macht Gruben in dem umgegrabenen Lande, legt das Weinholz in der Mitte derſelben nieder, am Ende der Grube richtet man den vorderſten Theil der Rebe gerade in die Höhe, und bindet ſie an den Stab. Man beobachte hauptſächlich, die Grube unten nicht ſchmäler als oben zu machen, ſondern die Seiten müſſen

mit ſcharfen Winkeln nach der Bleyſchnur abgemeſſen ſeyn. Denn wenn der Weinſtock gebogen und gekrümmt in einer unebenen Grube liegt, kann er leicht beſchädiget werden, wenn nachher die unnützen Wurzeln weggeräumet werden, weil der Gräber, wenn er tief räumet, gemeiniglich den ſchief liegenden Weinſtock beſchädiget, und ihn bisweilen gar abſchneidet. Man muß folglich die Setzrebe von dem Boden der Grube gerade an den Pfahl binden, und ſo in die Höhe führen: im übrigen verfährt man ſo, als ich im vorigen Buche gezeigt habe. Denn läßt man zwey Augen über der Erde ſtehen, und macht die Erde wieder eben. Setzt man demnächſt Schößlinge zwiſchen die Reihen, ſo läßt man die Erde ſo oft umgraben, bis ſie in Staub verwandelt wird. Denn ſo wachſen Schnittlinge, Fächſer, und die übrigen Pflanzen, wenn eine weiche, zarte und vom Unkraut freye Erde ihnen Nahrung giebt, und die zarten Pflanzen nicht durch ihre Härte zuſammen preßt.

Fünfter Abſchnitt.

Wie oft das Land umgehackt werden müſſe, kann nicht mit Gewißheit beſtimmet werden: je

je öfter es geſchiehet, je vortheilhafter iſt es. Weil aber doch wegen der Koſten ein gewiſſes Maaß feſtgeſtellet werden muß, ſo halten die meiſten für gnugſam, vom erſten März an, bis zum erſten October, die neuen Weingärten alle dreyßig Tage umzuhacken, alle Kräuter, und vornehmlich das Gras, auszureiſſen: thut man dieſes nicht mit der Hand, und wirft ſie auf einen Haufen, ſo ſchlagen ſie von neuem aus, wenn ſie auch noch ſo wenig Erde über ſich haben, und verbrennen die Weinſtöcke ſo ſehr, daß ſie verdorren und zuſammen ſchrumpfen.

Sechſter Abſchnitt.

Man mag Schnittlinge oder Fächſer ſetzen, ſo iſt es am beſten, vom Anfang an durch öfteres Abblaten ihnen das Ueberflüßige zu entziehen, und nicht zu geſtatten, daß ſie ihre Kraft und Nahrung auf mehr als einen Schößling verwenden. Doch kann man zuerſt zwo Reben ſtehen laſſen, daß doch noch eine vorhanden ſey, wenn die andere Schaden nehmen ſollte. Wenn die Schoſſen etwas hart geworden ſind, ſo nimmt man die ſchlechteſten ſämmtlich weg. Damit der Wind die übrig

gelaſſenen nicht abbrechen möge, wenn ſie in die Höhe wachſen, bindet man ſie ſanft und los an, bis ſie mit ihren Gäbelein gleichſam als mit Händen ſich um die Pfähle winden. Solte der Mangel an Arbeitern nicht zulaſſen, ſolches bey den Schnittlingen zu thun, wiewol die Breche, meiner Meynung nach, auch ihnen nöthig iſt; ſo muß es doch bey rechten Weinſtöcken nothwendig geſchehen, damit ſie nicht durch allzuviele Schoſſen ausgeſogen werden (man möchte ſie denn zur Fortpflazung ſtehen laſſen wollen). Man läßt alſo nur einen Schößling übrig, zur Beförderung ſeines Wachsthums giebt man ihm eine höhere Stütze, woran er ſo in die Höhe ſchießt, daß er im folgenden Jahr über das Geländer wächſet, und tragbar gemacht werden kann. Haben ſie dieſe Höhe erreicht, ſo bricht man die Spitzen ab, damit ſie in die Dicke wachſen, und nicht durch eine überflüßige Höhe geſchwächet werden. Der Schößling, den man zum Holz beſtimmet, wird von unten auf bis zur Höhe von viertehalb Fuß abgeblatet, und alle Nebenſchoſſen, welche in dieſem Raume wachſen, müſſen ſtets abgebrochen werden. Was weiter in der Höhe ausſchlägt, läßt man unverletzt, weil es beſſer iſt, den ober=

oberſten Theil des Weinſtocks im nächſten Herbſt mit dem Rebmeſſer zu beſchneiden, als im Sommer die Breche vorzunehmen: denn aus demſelben Ort, wo man einen Reben-ſchößling wegnimmt, ſchießt alſobald ein anderer auf, und endlich bleibt an dem Stamm kein Fruchtauge, woraus im künftigen Jahre ein tragbarer Zweig wachſen könnte.

Siebender Abſchnitt.

Die rechte Zeit zur Breche iſt, wenn die Schoſſen noch ſo zart ſind, daß man ſie ohne Mühe mit dem Finger wegnehmen kann. Wenn ſie ſchon härter geworden ſind, müſſen ſie entweder mit gröſſerer Mühe abgebrochen, oder mit der Sichel abgeſchnitten werden. Beydes aber iſt zu vermeiden: der Hauptſtamm wird dabey entweder zerriſſen oder verwundet, welches einem jungen und unreifen Stocke nachtheilig iſt. Denn der Schade erſtrecket ſich weiter, als die Oeffnung iſt, welche mit dem Weinmeſſer gemacht worden. Die Sonnenhitze dringt tiefer hinein, und trocknet den Hauptſtamm ſo ſehr aus, daß nicht ein kleiner Theil davon abſtirbt. Erfordert es daher die Noth, bey den harten

Hölzern das Meſſer zu gebrauchen, ſo ſchneide man ſie nicht dicht an dem Stock ab, ſondern da, wo die Nebenſchößlinge an ihnen ausſchlagen, und laſſe die Stummel ſtehen; damit die Sonne in ſelbige hineindringen könne, denn tiefer äuſſert ſelbige ihre Kraft nicht.

Bey dem Schnittlinge verfährt man auf gleiche Weiſe mit der Breche und Beförderung des Wachsthums, wenn man ihn, wie ich oft gethan habe, ſchon im erſten Jahre nutzen will. Will man ihn aber ſo beſchneiden, daß er erſt im zweyten Jahr genutzt werden kann, ſo läßt man nur eine Rebe aufſchieſſen: iſt dieſe länger als ein Fuß, ſo nimmt man ihr die Spitze, daß ſie mehr in die Dicke wachſen und ſtärker werden möge.

Dieſes wäre nun die erſte Arbeit bey den gepflanzten Weinſtöcken.

Achter Abſchnitt.

Die folgende Zeit erfordert, nach dem Ausſpruch des Celſus und Atticus, der beliebteſten Schriftſteller vom Ackerbau zu unſerer Zeit, größere Sorgfalt. Nach dem 15 October, ehe der Froſt einfällt, wird um den Weinſtock geräumt. Dadurch werden die ver:

verſtockten kleinen Thauwurzeln offenbar, und die Klugheit heiſchet, ſolche abzuſchneiden. Läßt man ſie wachſen, ſo gehet das tiefer liegende Geräme aus, und der Weinſtock treibt hernach ſeine Wurzeln oben an der Oberfläche der Erden. Dieſe leiden von Froſt und Hitze, und der Hauptſtamm findet im heiſſen Sommer keinen Saft. Was alſo anderhalb Fuß vom Weinſtock gewachſen iſt, wird bey der Räume weggeſchitten. Oben an dem Weinſtock verfährt man aber bey dem Wegſchneiden anders. Man ſchneidet nicht am Saft, und kommt mit dem Meſſer dem Hauptſtamm nicht zu nahe. Schneidet man die Wurzeln am Stamme weg, ſo wachſen aus der Wunde mehr wieder, oder das Regenwaſſer, welches ſich in den geräumten Gruben ſetzt, wird, wenn es frieret, die friſchen Wunden angreifen, und bis in das Mark durchdringen. Um dieſes zu vermeiden, ſchneidet man die Wurzeln etwa einen Daumen breit vom Stamme ab; denn ſo ſchlagen ſie nicht wieder aus, und halten die übrigen ſchädlichen Zufälle vom Stamme ab. Iſt man hiemit fertig, und der Winter iſt in der Gegend gelinde, ſo kann man den Weinſtock ohne Bedeckung laſſen. Sollte dieſes

aber wegen eines gewöhnlichen harten Winters nicht rathſam ſeyn, ſo werden alle Räume-gruben zugezogen. Fürchtet man einen ſehr ſtarken Froſt, ſo ſchüttet man auf die Wurzeln, ehe man ſie mit Erde behäuft, etwas Miſt, oder, wenn er eher zur Hand iſt, Tauben-miſt, oder vier Quartier zubereiteten alten Urins. In den erſten fünf Jahren, ehe der Weinſtock ſeine Stärke erhalten hat, muß jeden Herbſt geräumet werden: wenn der Stamm aber ſchon ſtark iſt, kann man dieſe Arbeit nur ungefehr alle drey Jahre verrichten, damit die Stämme nicht ſo ſehr durch das Rebmeſſer verletzt werden; auch wachſen bey alten Stöcken die kleinen Wurzeln nicht ſo häufig.

Neunter Abſchnitt.

Auf das Räumen folgt das Beſchneiden, da man, nach Vorſchrift der alten Schrift-ſteller, der Setzrebe nur einen Schößling läßt, und den Schnitt ſo führt, daß nur zwey Augen über der Erde ſtehen bleiben. Man ſchneidet nicht dicht an den Knoten, damit das Auge nicht ſtocket, ſondern der Schnitt gehet ſchief, etwa durch die Mitte der Rebe,

weil

weil der Regen eindringen würde, wenn der Schnitt gerade geführt würde. Man ſchneidet auch nicht nach der Seite hin, wo das Auge ſitzt, ſondern nach der andern Seite, ſo blutet der Wein mehr auf die Erde, als auf das Gewächs, da ſonſt die herabflieſſende Feuchtigkeit das Auge erſäuft, und es verhindert, ſich zu entwickeln.

Zehnter Abſchnitt.

Man hat zwo Zeiten, den Wein zu beſchneiden. Mago hält die Frühlingszeit für die beſte, ehe der Wein ausſchlägt: weil er ſodann voll Saft iſt, ſey der Schnitt leicht, gelinde, eben, und das Weinmeſſer finde keinen Widerſtand: dieſer Meynung ſind auch Celſus und Atticus. Ich glaube aber nicht, daß man die Pflanzen gar zu ſcharf beſchneiden müſſe, ſie möchten denn ſehr ſchwach ſeyn, und halte überhaupt nichts vom Frühlingsſchnitt. Allein, im erſten Jahre, da ſie gepflanzt ſind, muß man ihnen durch öfteres Behacken in allen Monaten, ſo lange ſie grünen, und durch die Breche zu Hülfe kommen, damit ſie Stärke erhalten, und nicht mehr als eine Schoßrebe treiben. Iſt dieſe in die

Höhe gewachſen, ſo muß man ſie im Herbſte, oder, wenn ſichs beſſer ſchicken will, im Frühlinge, ſäubern, von dem Nebengeſpröſſe, welches bey der Breche am oberen Theile des Weinſtocks gelaſſen worden, reinigen, und an das Geländer ſetzen. Das iſt ein raſcher und guter Weinſtock, der ohne Beſchneiden die Schoßrebe des erſten Jahrs über das Geländer treibt, welches aber ſelten, und bey den wenigſten Landwirthen geſchiehet. Darum aber haben vorgedachte Schriftſteller die Erſtlinge des Weins wegzuſchneiden gerathen.

Im Frühlinge zu beſchneiden iſt wenigſtens nicht für alle Länder am vortheilhafteſten: denn wo heiſſe Gegenden und gelinde Winter ſind, iſt es am natürlichſten und beſten, im Herbſt zu beſchneiden, weil, durch ein ewiges göttliches Geſetz, die Stämme zu dieſer Zeit ihre Früchte und Blätter abwerfen.

Eilfter Abſchnitt.

Dieſes kann, nach meiner Meynung, geſchehen, man mag Wurzelreben oder Schnittlinge ſetzen: denn die alte Meynung iſt längſt durch die Erfahrung widerlegt worden, daß einjährige Schößlinge mit keinem Eiſen be-

rührt werden müßten. Virgilius, Saſerna, die Stolonen und Cetonen haben dieſes fälſchlich gefürchtet: ſie irreten nicht allein darin, daß ſie im erſten Jahre die Faſern an den Pflanzen unbeſchädigt lieſſen, ſondern auch, wenn nach zwey Jahren die Fächſer beſchnitten werden mußten, alles bis auf dem Boden, und hart an dem Knoten ſelbſt abſchnitten, damit der Wein aus dem harten Holze ausſchlagen möchte. Mich hat aber die Meiſterin der Künſte, die Erfahrung, gelehrt, das Wachsthum der Schößlinge im erſten Jahre in Aufſicht zu halten, und nicht zu leiden, daß der Weinſtock überflüßige Zweige anſetze, aber ihn auch nicht ſo ſehr im Zwange zu halten, als die Alten, welche alles über der Erde wegſchnitten. Dieſes iſt ſehr nachtheilig: die meiſten Pflanzen werden hiebey allzuſtark beſchädiget und gehen aus: kommen ja einige Schößlinge fort, ſo ſind ſie doch weniger fruchtbar; das harte Holz zeugt, nach jedermanns Bekenntniß, eine Rebenſchoſſe mit bloſſem Laube, welche ſelten Früchte tragen. Man halte alſo die Mittelſtraße, und beſchneide den Schößling nicht dicht an der Erde, laſſe ihn aber auch nicht zu hoch aufſchieſſen, ſondern ſchneide das Knotholz

des

des vorigen Jahrs über den Schuß der alten Rebe weg, und laſſe ein oder zwey Augen zum Fruchttragen ſtehen.

Zwölfter Abſchnitt.

Nach dem Schnitt muß man für die Bepfählung des Weinberges ſorgen. Doch erfordert das erſte Jahr noch keine ſtarke runde oder eckigte Pfähle, weil der zarte Wein, wie ich bemerkt habe, an einer mäßigen Stütze beſſer, als an einem großen Pfahl, fortkommt. Man ſtecke alſo bey jedem Weinſtock zween trockne Rohrſtäbe, friſche möchten Wurzeln bekommen, oder, wenn ſie zu haben ſind, ſtecke man alte Spießſtangen in die Erde, binde ganz unten eine Stange queer über, welche Art des Geländers die Landleute Weinſparren nennen. Für die jungen Ranken iſt dieſes nöthig; ſo wie ſie aus dem Kopf hervorſchieſſen, können ſie ſich hieran halten, und mehr zur Seite als in die Höhe wachſen, auch dem Winde leichter widerſtehen, weil ſie auf der Weinſparre ruhen. Dieſes Geländer kann bis auf vier Fuß erhöhet werden, ſo lange, bis der Weinſtock ſeine Stärke erhält.

Dreyzehnter Abſchnitt.

Auf die Bepfählung des Weins folgt das Heften, wodurch der Weinſtock an dem Geländer gerade in die Höhe gezogen wird. Stehet der Weinſtock dicht an dem Pfahl, wie einigen Schriftſtellern gefällt, ſo muß man ſich bey dem Anbinden nicht nach den etwanigen Krümmen des Pfahls richten, weil der Weinſtock ſelbſt dadurch krumm werden würde. Iſt aber Platz zwiſchen dem Weinſtock und dem Pfahl, (wie Atticus und einige andere Landwirthe haben wollen, und auch mir nicht mißfällt,) ſo muß man einen geraden Rohrſtab an den Stamm binden, und ihn ſo durch verſchiedene Gebände an das Geländer führen.

Es kommt viel darauf an, womit die Pflanzen angebunden werden. So lange der Weinberg noch jung iſt, müſſen die Bände ſo weich ſeyn, als möglich: denn nimmt man Ruthen von Weiden oder Ulmbäumen, ſo ſchneiden ſie ſich bey dem Wachsthum des Weinſtocks in ſelbigen ein. Am beſten nimmt man alſo Ginſt, oder Binſen und Schilf aus den Moräſten. Doch ſind auch Rohrblätter, im Schatten getrocknet, zu dieſer Abſicht nicht übel.

Vierzehnter Abſchnitt.

Für die Schnittlinge muß man gleiche Sorge tragen, daß ſie im Herbſt oder Frühling bis auf ein oder zwey Augen beſchnitten, und ehe ſie ausſchlagen, geheftet werden. Die Queerlatte aber muß hier noch näher an der Erde ſeyn, als bey den gewöhnlichen Weinſtöcken, und nicht über einen Fuß davon entfernet, damit die zarten Zweige ſich mit ihren Gäbelein daran befeſtigen können, und nicht vom Winde losgeriſſen werden.

Dann muß die oberſte Erde fleißig umgehackt, und an allen Orten gleich klein gemacht werden. Dieſe Art, den Erdboden auf eine gleichförmige Art aufzulockern, gefällt mir am beſten: die ſpaniſche ſogenannte Winterhacke, da man den Weinſtöcken die Erde nimmt, und ſie in die Zwiſchenräume zwiſchen den Reihen wirft, ſcheint mir überflüßig, weil das Räumen im Herbſt ſchon vorhergegangen iſt. Dieſes hat die oberſten Wurzeln ſchon entblößet, iſt auch zu den unterſten kleinen Wurzeln gekommen, und hat dem Winterregen einen Durchgang gemacht. Das Behacken muß eben ſo oft, oder einmal weniger, als im erſten Jahre, geſchehen, denn

der Boden muß fleißig durchgearbeitet werden, bis die Weinſtöcke ihn beſchatten, und dem Aufkommen des Unkrauts wehren können. Die Breche geſchiehet ſo, wie in den vorigen Jahren: Die jungen Pflanzen müſſen im Zwange gehalten, und nur das Wachsthum eines Schößlings verſtattet werden; um ſo mehr, weil der noch zarte Wein nicht zu gleicher Zeit zu Wein und Holz getrieben werden muß.

Funfzehnter Abſchnitt.

Wenn der junge Weinberg nach einem Alter von anderthalb Jahren zur Weinleſe gebracht iſt, ſo muß man, nach Vollendung derſelben, die weitere Beſetzung deſſelben vornehmen, und die vorräthigen Schnittlinge fortpflanzen, welche zu dem Behuf eingelegt waren. Sollten auch dieſe nicht vorhanden ſeyn, ſo zieht man von einem gewöhnlichen Weinſtock einen Ableger an einen andern Pfahl: denn es iſt viel daran gelegen, daß das ganze Weingeländer bekleidet werde, da der Weinberg noch jung iſt, und man nicht erſt dann nachpflanze, wenn er ſchon Früchte tragen ſoll. Ein Ableger heißt, wenn ein Weinſtock über der Erde

an einen Pfahl gekrümmt, in eine Grube geſenket, und ferner bis zu einem ledigen Pfahl geführt wird. Aus dieſem Bogen entſtehet ein ſtarker Schoß, welcher gleich an das Geſtelle befeſtiget, und am Geländer in die Höhe geführet wird. Im folgenden Jahr wird der obere Theil des Bogens bis an das Mark eingeſchnitten, damit das Geſenke nicht alle Kräfte des Mutterſtocks an ſich ziehe, ſondern allmählig anfange, durch ſeine eigne Wurzeln Nahrung zu bekommen. Im zweyten Jahre wird er, nahe bey dem Rebenſchoß, der aus dem Bogen gewachſen iſt, abgeſchnitten.

Was man von dem Hauptſtamme friſch abſchneidet, wird in eine tief umgegrabene kleine Grube geſetzt, tief an dem Boden abgeſchnitten, und mit Erde behäuft, damit es die Wurzeln unterwärts treiben, und nicht oben ausſchlagen möge. Die beſte Zeit, die Ableger zu beſchneiden, iſt vom 15 October, bis zum 13 November; ſo können die Wurzeln den Winter hindurch Stärke bekommen. Thut man es im Frühlinge, da die Zweige Augen ſetzen, ſo fehlet ihnen bald die Nahrung des Mutterſtockes, und ſie werden kraftlos.

Sechs:

Sechszehnter Abſchnitt.

Eben ſo verfährt man bey Verpflanzung der Schnittlinge: denn im zweyten Herbſt iſt es am rathſamſten, ſie nach dem 15 October auszunehmen und zu verpflanzen, wenn es die Beſchaffenheit der Witterung und des Orts erlaubt. Solten aber dieſe beyde ſodann nicht günſtig ſeyn, ſo verſchiebt man es bis auf den nächſten Frühling. Länger müſſen ſie in dem Weinberge nicht ſtehen bleiben, damit ſie die Kräfte des Erdreichs nicht auszehren, und den rechten Pflanzen Nachtheil bringen: denn dieſe werden viel leichter ſtark, wenn ſie bald von der Geſellſchaft der Wurzelreben befreyet werden. In einem Pflanzgarten kann man aber einen abgeſchnittenen oder ſcharf beſchnittenen Weinſtock zwey oder drey Jahre aufbehalten, weil man daſelbſt ſeine Abſicht nicht auf die Weinleſe richtet.

Wenn der Weinberg dreißig Monate alt iſt, das iſt im dritten Herbſt, muß man ihm ſtärkere Stützen geben, und dieſes zwar nicht nach Willkühr, oder blindlings. Man ſchlage die Pfähle in einer ſolchen Entfernung von den Weinſtöcken ein, daß ein Fußbreit Raum bleibt, damit die Stöcke nicht abge-

ſtreift, oder die Wurzeln verletzt werden, und damit man mit der Hacke dem Stock an allen Seiten beykommen könne. Die Pfähle müſſen ſo geſetzt werden, daß ſie den Weinſtock gegen den Froſt und Nordwind decken. Setzt man die Pfähle in die Mitte des Zwiſchenraums zwiſchen den Reihen der Weinſtöcke, ſo muß man ſie eingraben, oder erſt ein Loch in die Erde machen, und die Pfähle tief hinein treiben, damit das Geländer und der Weinſtock beſſere Haltung haben. Iſt aber der Pahl dem Stamme näher, ſo ſtehet er feſt, wenn er auch nicht tief in die Erde gehet, weil er den Weinſtock berühret, und eines das andere hält. An die Grundpfähle muß man ſodann ſtarke Queerhölzer binden, entweder von zuſammengebundenen Weidenſtangen, oder von vielen zuſammengedreheten Rohrſeilen, damit ſie eine Stärke haben, und ſich unter der Laſt der Früchte nicht biegen. Denn nun muß man von jedem Stocke zween Zweige aufſchießen laſſen: es möchte denn ein Weinſtock ſo ſchwach ſeyn, daß er eine ſchärfere Beſchneidung nöthig hätte, da man ihm denn einen Schoſſen mit wenig Augen laſſen muß.

Sieb=

Siebzehnter Abſchnitt.

Ein Geländer von Stangen iſt ſtärker, und nicht ſo mühſam, weil das Rohr an vielen Orten zuſammengeknüpft wird, und viel Hände erfordert. Man bindet die Stangen ſo an einander, daß die Spitzen nicht zuſammen kommen, ſondern das Geländer durchgehends eine gleiche Dicke erhält. Stößet nemlich Spitze an Spitze, ſo iſt dieſer Theil zu ſchwach, und weicht unter der Laſt der reifen Früchte, läßt ſie auf die Erde fallen, und von Hunden und wilden Thieren vernichtet werden. (117) Ein Geländer von Rohrſeilen, in welchen die dünnen Enden auch nicht an einander liegen müſſen, dauert etwan fünf Jahre. In dieſer Zeit verfährt man mit dem Beſchneiden und der übrigen Beſtellung, wie in den erſten zwey Jahren. Im Herbſte räumet man mit Emßigkeit; an

(117) Da die Hunde keine Weintrauben zu freſſen pflegen, ſo beſtehet der Schade, welchen ſie in dem Weinberge anrichten, darin, daß ſie die Trauben zertreten, und die niedrigſitzenden Schoſſen abſtreifen. Gesner wünſchet ein anderes Wort anſtatt canibus ſetzen zu können.

die ledigen Pfähle wird junges Weinholz geſetzt, welches kein Jahr unterlaſſen werden darf. Denn was wir pflanzen, kann nicht unſterblich ſeyn: wir verſchaffen aber der Pflanzung die Ewigkeit, wenn wir an die Stelle der ausgegangenen Pflanzen andere ſetzen, und nicht, durch die Nachläßigkeit verſchiedener Jahre, das ganze Weingelege zu Grunde gehen laſſen.

Das Umgraben wird gleichfalls oft wiederholt, doch darf es einmal weniger, als im vorigen Jahre geſchehen. An die Breche legt man oft die Hand: denn es iſt nicht genug, im ganzen Sommer ein oder zweymal das überflüßige Laub wegzunehmen. Insbeſondere muß alles, was unten am Fuß des Stammes ausgeſchlagen iſt, weggenommen werden: wenn am Geländer aus einem Auge zween Schoſſen gewachſen ſind, ſo muß der eine weggeſchnitten werden, wenn er auch überflüßige Früchte verſprechen ſollte: der andere wächſet deſto friſcher, und die übrige Frucht geräth beſſer.

Nach dem 42ten Monat, wenn die Weinleſe geendiget iſt, läßt man bey dem Beſchneiden mehr Schoſſen ſtehen, und giebt dem

dem Weinſtock durch ſeine verbreiteten Zweige die Figur eines Sterns. Der Weingärtner muß den Wein, etwa einen Fuß tief unter dem Geländer, ſcharf unter dem Schnitt halten, damit die zarten Schößlinge aus dem Kopfe des Stocks einen deſto ſtärkeren Trieb erhalten. Dieſe werden auf der andern Seite des Geländers übergebeugt und herunter gezogen, doch nicht ſo tief, daß ſie die Erde berühren. Man richtet ſich aber nach den Kräften des Stammes, und läſſet nicht mehr Schößlinge wachſen, als er tragen kann. Wenn das Erdreich und der Stamm gut iſt, kann jeder Wurzelſtock drey, ſelten vier Schößlinge haben, wovon jeder beſonders angebunden werden muß. Denn es kann nichts helfen, daß man dem Geländer die Geſtalt eines Sterns giebt, wenn die Zweige nicht daran gebunden werden. Nicht allen Landwirthen gefällt dieſe Art des Geländers, und viele ſind zufrieden, wenn nur eine Seite davon mit Wein bekleidet iſt. Allein der Weinſtock iſt mehr im Stande, die Zweige und Früchte zu tragen, wenn er an beyden Seiten angebunden iſt, und gleichſam durch Anker im Gleichgewicht gehalten wird. Da der Stock an allen Orten Haltung hat,

ſo breitet er auch ſeine Ranken mehr und leichter aus, als wenn ſo viel Zweige auf einer Stange ruhen.

Wenn der Weinberg nicht weitläuftig, oder nicht ſehr fruchtbar iſt, und die Witterung des Orts nicht ſtürmiſch oder windig zu ſeyn pflegt, ſo kann man mit der einfachen Bekleidung des Geländers zufrieden ſeyn. Wo aber gewöhnlicher Weiſe ſtarker Regen und Wind iſt, und häufiges Waſſer den Weinſtock losſpühlt, oder die Lage deſſelben an ſteilen Bergen nothwendige Unterſtützung fodert, da muß man ihn an allen Seiten befeſtigen. An heißen und trocknen Orten muß das Geländer nach allen Seiten fortgeführt werden, an welchen die herausſchieſſenden Ranken fortlaufen, und durch ihre Dicke die dürre Erde, als ein Gewölbe, beſchatten. An kalten und naſſen Orten macht man nur ein einfaches Geländer: denn ſo wird die Erde beſſer durchgeſonnet, die Frucht kocht leichter, und hat einen geſundern Wind: auch könntn die Gräber freyer und beſſer behacken, dem Aufſeher iſt die Beobachtung der Früchte leichter, und die Weinleſe geſchiehet mit größerer Bequemlichkeit.

vitis camerata.

Acht-

Achtzehnter Abſchnitt.

Bey Anlegung eines Weingartens ſondert man in jedem Revier allezeit hundert Stöcke durch Steige von einander ab, oder theilt, wie andere wollen, das ganze Land in halbe Morgen. Dieſe Abtheilung hat die Bequemlichkeit, daß die Weinſtöcke mehr Sonne und Wind haben, und der Herr, zu großem Vortheil des Landes, ſie bequemer beſehen und beſuchen, und die Arbeit zuverläßiger vertheilen kann, weil man darin nicht fehlen kann, wenn das Land in gleiche Theile getheilet iſt. Je kleiner ferner die Abtheilungen der Weinplätze ſind, deſto weniger wird man dadurch ermüdet, vielmehr werden die Arbeiter zum Eilen bewogen, da hingegen die unabſehliche Größe der bevorſtehenden Arbeit das Gemüth muthloß macht. Auch hat es einigen Nutzen, wenn man die Kräfte und den Ertrag eines jeden Theils des Weinberges kennet, indem man dadurch beſtimmen kann, was weniger oder mehr beſtellet werden muß.

Die Wege zwiſchen den kleineren Abtheilungen der Weingärten laſſen bey der Weinleſe, und bey der Ausbeſſerung der Geländer und

Pfähle, die gehörige Breite, die Früchte und das Holzwerk zu tragen.

Neunzehnter Abſchnitt.

Die Höhe des Geländers von der Erde iſt folgende. Das niedrigſte Geländer hat vier Fuß, das höchſte ſieben. Bey jungen Stöcken findet aber dieſe letztere Höhe keinen Platz: denn die erſte Anlage der Weinberge muß nicht ſo hoch ſeyn, ſondern der Weinſtock wird erſt durch eine lange Reihe von Jahren zu dieſer Höhe gebracht. Je näſſer übrigens der Boden und die Witterung iſt, und je weniger der Wind wehet, deſto höher muß das Geländer ſeyn, weil die Reben ſtärker aufſchieſſen, und die Trauben nicht ſo leicht verfaulen, wenn ſie weiter von der Erde ſind. Auf dieſe Art allein kann der Wein vom Winde durchgewehet werden, welcher den Nebel und ſchädlichen Thau geſchwinde trocknet, und vieles zum Abblühen und zur Güte des Weins beyträgt. Iſt das Land hingegen ſchlecht, bergig, dürre, oder heftigen Sturmwinden unterworfen, ſo muß das Geländer niedriger ſeyn. Gehet alles nach Wunſch, ſo iſt die rechte Höhe eines Weinberges fünf Fuß, doch

iſt

iſt nicht zu läugnen, daß der Moſt vom hohen Geländer von ſo viel beſſerem Geſchmack iſt.

Zwanzigſter Abſchnitt.

Iſt der Wein mit Pfählen und Geländern verſehen, ſo folget das Heften. Die vornehmſte Sorgfalt hiebey iſt, den Stamm gerade zu erhalten, und ſich nicht nach den Krümmen der Pfähle zu richten, damit nicht durch die Schiefe des Pfahls der Weinſtock eben ſo werden möge. Dieſes trägt nicht allein viel zum äuſſerlichen Anſehen bey, ſondern auch zur Fruchtbarkeit, Stärke und Dauer. In einem geraden Stamm iſt das Mark auch gerade, und läſſet die Nahrungsſäfte der mütterlichen Erde durch einen geraden und ungehinderten Weg in die Höhe gehen. Sind aber die Weinſtöcke krumm und ſchief, ſo haben die Säfte keinen gleichförmigen Fluß; die krummen Abſätze halten ſie auf, und die unebenen Beugungen hindern ihren Durchgang. Hat man nun den Weinſtock gerade an den Pfahl in die Höhe gezogen, ſo wird er angeheftet, damit er nicht unter der Frucht ſinken und ſich krümmen könne. Von dem Orte an, wo er an das Geländer gebun-

den iſt, lenket man die Hauptzweige nach verſchiedenen Seiten, und die höheren Schoſſen werden mit einem Bande hinunterwärts umgebogen. So wird alles, was an dem Geländer hänget, mit Früchten erfüllet, und aus der durch das Herunterbinden entſtandenen Krümmung ſchießt eine neue Rebe auf. Einige laſſen die Schoſſen, welche wir erdwärts umbiegen, in die Höhe über das Geländer gehen, und befeſtigen ſie mit vielen Winden, welchen ich aber keinesweges Beyfall gebe. Denn wenn die Zweige herunter hängen, kann ihnen Regen, Reif und Hagel nicht ſo viel ſchaden, als wenn ſie in die Höhe gebunden, und dem Gewitter gleichſam entgegen geſetzt ſind. Man bindet die Zweige auf, ehe die Früchte reif werden, wenn die Trauben ſich erſt färben, und noch ſauer ſind, damit ſie vom Thau nicht verfaulen, und vom Winde und wilden Thieren nicht zu Grunde gerichtet werden. An den Haupt- und Nebenwegen heftet man die Reben einwärts, damit die Vorbeygehenden ihnen keinen Schaden thun.

Auf dieſe Art wird ein Weinſtock von gehöriger Beſchaffenheit an das Geländer gezogen. Die ſo noch ſchwach oder klein ſind,

werden bis auf zwey Augen abgeſchnitten, da ſie denn ſtark treiben, und bald das Geländer erreichen.

Ein und zwanzigſter Abſchnitt.

Ein fünfjähriger Weinſtock wird nicht anders beſchnitten, als um ihm die Figur zu geben, wie ich oben geſagt habe, und damit er nicht zu hoch wachſe, ſondern der Kopf des Stammes muß einen Fuß niedriger ſeyn, als das Geländer, und durch vier Zweige oder Schenkel in eben ſo viel Theile getheilet werden. Von jedem dieſer Schenkel braucht man nur einen Schößling zur Frucht ſtehen zu laſſen, bis der Stock die gehörige Stärke hat. Wie viel Schoßreben man aber einige Jahre hernach dem Stock laſſen müſſe, wenn er gleichſam ſein jugendliches Alter erreicht hat, iſt ungewiß. Auf fruchtbarem Lande können es mehr, auf ſchlechtem Lande weniger ſeyn. Denn, läßt man einen übermäßig fruchtbaren Weinſtock nicht völlige Früchte tragen, ſo blühet er ſchlecht, und macht ſo viel mehr Holz und Blätter. Hat aber ein ſchwacher Stock zu viel Früchte, ſo leidet er Schaden. Auf fettem Lande laſſe man alſo jedem Schen-

kel

kel zween Schößlinge, und mit mehr als acht Schößlingen überhaupt darf kein Weinſtock beſchweret werden, woferne nicht eine übergroße Fruchtbarkeit mehr erheiſcht: mehr Schoßreben würden mehr eine Weinlaube, als einen Weinberg ausmachen. Man muß nicht zugeben, daß die Aeſte ſtärker werden, als der Stamm, ſondern, ſo wie aus den Seiten neue Schößlinge wachſen, ſo kürzet man die oberſten Zweige, daß ſie nicht höher werden, als das Geländer, und erneuert den Weinſtock beſtändig durch neue Schoſſen, welche nach erlangter gehöriger Größe über das Geländer gezogen werden. Sollte eines von dieſen Hölzern zerbrochen werden, oder nicht gerade genug ſeyn, aber doch an einem Orte ſitzen, wo der Weinſtock im folgenden Jahre einen neuen Zweig haben muß, ſo
Tab. II fig 3 ſchneide man es zum Knotholz, welches einige
f (custos) eine Sparrebe, noch andere Zapfen oder Hinterzäpflein nennen, worunter man einen Rebenſchoß von zwey oder drey Augen verſtehet. Wenn dieſe neue Zweige getrieben haben, ſo wird das höher ſtehende alte Knotholz weggeſchnitten, und die neue Rebe wird tragbar.

Dieſe Methode muß man bey wohleingerichteten Weinbergen beſtändig beobachten.

Zwey

Zwey und zwanzigſter Abſchnitt.

Findet man den Weinberg, wenn man ihn in Beſitz nimmt, ſchon in anderen Umſtänden, und iſt der Wein über das Geländer gewachſen, ſo gebe man Achtung, wie hoch die Zweige über daſſelbe hervorragen. Iſt die Höhe von zween Fuß, oder nicht viel mehr, ſo kann der Stock noch an die andere Seite des Geländers herunter gezogen werden, wenn ein Pfahl an dem Stamme ſtehet. Dieſen rückt man vom Weinſtock weg, ſetzt ihn gerade zwiſchen zween Zweige, leitet darauf den Weinſtock von der Seite an ihn, und von ihm an die andere Seite des Geländers. Haben ſich die Ranken aber ſchon um den vierten oder fünften Pfahl geſchlungen, ſo wird der Weinberg durch die Senke, jedoch mit größern Koſten, wieder in den Stand geſetzt, denn was mir hiebey am beſten gefällt, iſt das ſchnelle Wachsthum. Iſt die oberſte Rinde des Stammes alt und wurmſtichig, ſo koſtet es mehr Mühe; hingegen weniger, wenn der Stamm noch ſtark und unverletzt iſt. Im Winter wird nemlich geräumet, ſtark gedünget, und ſcharf beſchnitten: zwiſchen dem dritten und vierten Fuß von der Erde durchritzt

ritzt man die Rinde, wo ſie am grünſten iſt, mit einem ſcharfen Meſſer: ſodann wird die Erde oft umgegraben, damit der Weinſtock gereizt werde, da auszuſchlagen, wo man ihn verwundet hat. Gemeiniglich ſchießt aus der Narbe ein Zweig auf; iſt dieſer lang, ſo läßt man eine Rebenranke daraus werden, iſt er kürzer, ſo macht man ein Knotholz daraus, iſt er aber gar klein, ſo bleibe er ein Räuber, dieſer kann aus der kleinſten Rebe werden. Denn wenn auch nur ein Zweiglein von einem oder zwey Blättern aus dem harten Holz wächſet, und nur zur Reife kommt, nicht aber abgeſtoßen oder abgebrochen wird, ſo treibt er im nächſten Frühling einen ſtarken Schößling. Wenn dieſer die Stärke erlangt hat, und ein Aſt geworden iſt, ſo kann man die allzulang gewachſenen Reben abſchneiden, und den übrigen Weinſtock über das Geländer biegen, viele ſchneiden, um Zeit zu gewinnen, ſolche Weinberge vier Fuß hoch über der Erde ab, ohne bey einem ſolchen Schnitt furchtſam zu ſeyn, weil die meiſten Stämme bey der Narbe wieder auszuſchlagen pflegen. Allein dieſe Methode mißfällt mir: denn wenn in dem Stamm nicht ſo viel Saft iſt, daß dadurch die Wunde verharſchen kann, ſo wird er durch

die Sonne ausgetrocknet, und gehet durch Thau und Regen in die Fäulung. Soll aber ja der Weinberg beſchnitten werden, ſo räume man zuerſt: dann ſchneide man ihn hart über der Erde ab, damit die ihn bedeckende Erde die Sonnenhitze abhalte, und die aus den Wurzeln hervorkommenden Schoſſen durchlaſſe, welche an ihren Stützen in die Höhe laufen, oder auch mit ihren Senken die in der Nähe ledig ſtehenden Pfähle bekleiden können. Nur ſodann aber kann dieſes geſchehen, wenn der Wein tiefe Wurzeln hat, und ſolche nicht bloß in der Oberfläche der Erde liegen, und wenn der Wein von guter Art iſt: ſonſt iſt die Mühe vergeblich. Schlechter Wein, wenn er gleich verjüngt wird, behält doch allezeit die vorige Art an ſich; und wenn er kaum in die Oberfläche der Erde feſte ſitzt, ſo gehet er aus, ehe er zu Kräften kommen kann. Iſt der Wein nicht feſt bewurzelt, ſo bepflanze man ihn lieber mit neuen fruchtbaren Schößlingen: iſt er aber ſchlecht, ſo reiſſe man ihn ganz aus, und lege einen neuen Weinberg an, wenn das Land dazu tauglich iſt. Hat die ſchlechte Beſchaffenheit des Weinberges ihren Grund in der Natur des Erdreichs, ſo lege man daſelbſt keinen neuen an.

Die

Die Fehler des Erdreichs, welche den Weingärten gemeiniglich den Untergang bringen, ſind, wenn es mager und unfruchtbar, ſalzig, bitter oder ſumpfig iſt, eine gähe und ſteile Lage hat, zu viel Schatten und keine Sonne, ſandige Thäler und Tofſtein, und allzumagerer Staubſand, wie auch bloßer und mit Erde unvermiſchter Kies, und wenn ſonſt noch Eigenſchaften ſind, die dem Wein nicht zuträglich ſind. Iſt aber das Erdreich von dieſen und andern ählichen Unbequemlichkeiten frey, ſo kann der Wein auf die Art angeleget werden, wie ich im vorigen Buche gezeigt habe. Weinberge von ſchlechter Beſchaffenheit, welche zwar ſtark, aber unfruchtbar ſind, werden durch das Pelzen verbeſſert, wie ich an ſeinem Orte zeigen will, wenn ich auf dieſe Materie kommen werde.

Drey und zwanzigſter Abſchnitt.

Ich habe nur wenig von dem Schnitt geſagt, da dieſes aber ein nothwendiges Stück des Weinbaues iſt, ſo will ich ausführlicher davon handeln. Iſt die Witterung in der Gegend, wo man wohnt, gelinde und gemäßigt, ſo kann man nach der Weinleſe, et-

wann den 15ten October, den Anfang mit dem Schnitt machen, doch muß der Herbſtregen vorhergegangen ſeyn, und das Holz ſeine gehörige Reife erlangt haben: denn bey trocknem Wetter ſchneidet man ſpäter. Kündigt aber Kälte und Reif einen harten Winter an, ſo verſchiebe man den Schnitt bis in die Mitte des Februars. Dieſes findet nur Statt, wenn man wenig Weinland hat: wo aber die weite Ausdehnung des Feldes uns die Wahl der Zeit nicht verſtattet, beſchneidet man den beſten Theil der Weingärten im Winter, den ſchlechteſten im Frühling oder Herbſt. Auch bey den Weinſtöcken, welche eine mittägige Lage haben, kann der Schnitt mitten im Winter geſchehen, bey denen gegen Norden aber im Frühling oder Herbſt.

Ueberhaupt iſt dieſe Eigenſchaft des Weins unleugbar, daß ein früher Schnitt mehr Holz, ein ſpäter Schnitt mehr Früchte bringt.

Vier und zwanzigſter Abſchnitt.

Der Weingärtner muß bey dem Beſchneiden dreyerley beobachten. Er ſorget für die Frucht; ſucht ſchon izt die beſten Reben für das künftige Jahr aus; und bemühet ſich,

dem Stock eine lange Dauer zu verſchaffen. Von allen dieſen kann, ohne großen Schaden des Herrn, nichts aus der Acht gelaſſen werden.

Der Weinſtock iſt in vier Theile getheilet, welche gegen eben ſo viel Himmelsgegenden gerichtet ſind. Da die Himmelsgegenden entgegengeſetzte Eigenſchaften haben, ſo müſſen ſich die Weinſtöcke in ihrer Lage darnach richten. Die Aeſte, welche gegen Mitternacht ſitzen, müſſen wenig beſchnitten werden, zumal wenn der Schnitt bey der Kälte geſchiehet, welche die Oeffnungen angreift. Man läßt alſo nur einen Schoſſen nahe am Geländer ſtehen, und etwas niedriger ein Wachsholz, das im folgenden Jahr junges Holz treiben ſoll. Gegen Mittag läßt man mehr Zweige wachſen, um dadurch dem Hauptſtamm Schatten gegen die Sonnenhitze zu geben, und die Trauben nicht vor der Reife verdorren zu laſſen. Zwiſchen denen, welche gegen Morgen oder Abend liegen, iſt der Unterſcheid im Beſchneiden nicht groß, weil ſie die Sonne gleich viel Stunden haben. Die Anzahl der Schößlinge kommt alſo hier auf die Beſchaffenheit des Bodens und des Stammes an.

Die-

Dieſes gehet den ganzen Weinſtock überhaupt an: bey jedwedem Theile aber iſt folgendes zu beobachten. Ich will von dem unterſten Theile, als der Grundlage des Weinſtocks, den Anfang machen. Man nimmt um den Fuß des Stocks mit einem kleinen Beil die Erde weg; finden ſich an den Wurzeln kleines Geſpröſſe, welches die Landleute Thauwurzeln nennen, ſo werden ſelbige ſorgfältig ausgeriſſen, und die Stelle mit dem Eiſen eben gemacht, damit das Waſſer im Winter keinen Eingang findet: denn es iſt beſſer, den Zweig, wenn er wieder ausſchlägt, aus dem Auge herauszureiſſen, als eine knorrige und rauhe Oeffnung zu laſſen. Dort verwächſt nemlich die Wunde in Geſchwindigkeit; hier wird der Stock hohl und verfaulet. Wenn man alſo für den Fuß des Weinſtocks geſorget hat, ſo ſiehet man auf die Schenkel und den Stamm, daß an ſelbigen keine Laubſchößlinge und Räuber ſtehen bleiben, es möchte denn der über das Geländer gezogene Wein unten wieder von neuem ausſchlagen ſollen.

Iſt ein Theil des Stammes abgeſtorben und von der Sonne verdorret, oder durch den Regen und ſchädliche Thiere, welche durch

das Mark dringen ausgehölet, ſo hauet man das, was abgeſtorben iſt, mit einem Beile ab, nimmt das Aeuſſerſte der Rebe bis an das grüne Holz mit einem Weinmeſſer weg, damit die Rinde ſich aus dem friſchen Stamm anſetzt. Die durch den Schnitt gemachten Oeffnungen ebnet man, und ſchmiert Erde mit Oelſchaum angemacht darauf, weil dieſe Salbe die Holzwürmer und Ameiſen abhält, gegen Sonne und Regen ſchützt, die Wunden gehen geſchwinder davon zu, und der Stamm bleibt länger grün.

Iſt die Rinde trocken und geſpalten, und hängt um den Stamm, ſo ſchälet man ſie bis an das Holz ab: denn der Weinſtock wächſt beſſer, wenn er von dieſem Wuſt befreyet iſt, und der Wein hat weniger Hefen.

Das Moos, welches den unterſten Theil des Weinſtocks umſchließt, und ihn unfruchtbar und kraftloß macht, muß mit dem Meſſer weggenommen und abgekratzt werden.

Dieſes wäre von dem unterſten Theile des Weinſtocks: nun muß auch gezeiget werden, wie er oben zu behandeln iſt. Schneidet man ins harte Holz, ſo muß der Schnitt ſchief in die Höhe und eben geführt werden: das Wachsthum iſt ſodann geſchwinder, und, ſo

lange

lange ſich die Narbe noch nicht geſetzt hat, kann das Rebenwaſſer beſſer abtriefen. Bey einem geraden Schnitt ziehen aber die Reben mehr Waſſer ein, und behalten es länger bey ſich, wofür ſich der Winzer vornehmlich in Acht nehmen muß. Breite, alte, übelgewachſene, krumme und herunterhangende Ranken werden abgeſchnitten, junge, gerade und fruchtbare läßt man wachſen. Zarte und grüne Hölzer behält man bey, trockene und alte werden weggeſchafft. Das harte Ende der jährigen Knothölzer nimmt man weg. Der Weinſtock bleibt über der Erde vier Fuß hoch, und wird in vier Hauptäſte getheilt, jeden gegen einen Theil des Geländers über. Jedem Hauptaſte läßt man einen Schößling, wenn der Weinſtock mager iſt; iſt er aber fruchtbar zween: und dieſe ziehet man über das Geländer an der andern Seite herunter. Nur muß man ſich erinnern, nicht zween oder mehr Schoſſen an einer Seite des Hauptaſtes zu laſſen, weil es dem Wein ſehr nachtheilig iſt, wenn nicht ein jeder Theil des Hauptaſtes gleich ſtark angegriffen wird, und ſeinen Schößlingen den Saft mit gleichem Maaße mittheilet, ſondern an der einen Seite ausgeſogen wird. Denn die Ader, woraus aller

Saft gezogen wird, vertrocknet, als wenn ſie vom Donner gerührt wäre. Wenn ein Nebenſchoß mitten zwiſchen zween Aeſten, wo ſie ſich von einander theilen, hervorwächſet, ſo entziehet er beyden Zweigen die Nahrung, und wird deswegen von den Landleuten der Geiz genennet. Dieſen nachtheiligen Nachbar pflegt man daher wegzuſchneiden, ehe er groß wird, und den Platz, wo er geſeſſen, zu ebnen. Iſt er aber ſchon ſo ſtark geworden, daß einer von den beyden Zweigen durch ihn gelitten hat, ſo nimmt man den ſchwächſten Zweig weg, und läßt dafür dieſen Nebenſchoß ſtehen, der ſodann von dem Hauptſtamme gleiche Nahrung mit dem noch übrigen Zweige erhält.

Der Kopf des Weinſtocks muß einen Fuß niedriger ſeyn, als das Geländer, und von ihm breiten ſich, wie geſagt, vier Schenkel aus, an welchen jährlich der Wein erneuert wird, indem man die alten Schoſſen wegſchneidet, und neue anziehet. Hiebey iſt eine kluge Wahl nöthig. Wo eine große Menge von Schößlingen iſt, muß man ſich bey dem Beſchneiden in Acht nehmen, daß man nicht diejenigen ſtehen laſſe, welche dem harten Holz nahe ſind, und aus dem Stamm oder

Kopf des Weinſtocks wachſen; noch auch die äußerſten Rebenranken. Jene helfen zur Weinleſe nicht, weil ſie wenig Früchte tragen, und den Laubſchoſſen gleich ſind; dieſe erſchöpfen den Wein, weil ſie zu ſtark tragen, und ſich bis an den zweyten und dritten Pfahl ausbreiten, welches, wie ich ſchon geſagt habe, nachtheilig iſt. Man beſtimmt alſo die Zweige in der Mitte des Aſtes zu Wachshölzern: dabey kommt die Weinleſe nicht zu kurz, und der Stamm wird nicht ausgemergelt.

Einige treiben den Stock allzubegierig zu Wein, laſſen ſowol die äußerſten als mittleren Schößlinge ſtehen, und ſchneiden die Schoſſen am harten Holze zu Knothölzern, welches ich keinesweges für rathſam halte, es möchte denn das Erdreich und der Weinſtock ſehr fruchtbar ſeyn. Denn der Trauben werden ſo viel, daß ſie nicht reif werden können, wenn nicht der Boden und Stamm vorzüglich gut ſind. Auch muß man die Spahrreben nicht zu Knotholz ſchneiden, wenn die Schoßreben, wovon man die nächſten Früchte erwartet, an ihrer gehörigen Stelle ſitzen, ſondern dieſe werden in einen Bogen, erdwärts gekehrt, gebunden, da denn aus der Böge neue Schöß-

linge aufſchieſſen. Wenn ſich aber die Weinranken von ihrem Stamm weiter entfernen, als die Gewohnheit der Weingärtner erlaubt, und ihre Aeſte ſich bis in andere Geländer ausbreiten, ſo ſchneidet man nahe am Stamm ein ſtarkes und großes Knotholz auf zwey oder drey Augen: denn aus ſelbigem im folgenden Jahre hervorſprieſſenden Schößling macht man zum neuen Schenkel, erneuert dadurch den abgeſchnittenen Weinſtock, und ſchränkt ihn in die Gränzen des Geländers ein. Bey dem Schnitt dieſes Knotholzes beobachte man vornemlich folgendes; Der Schnitt muß nicht auf dem öberſten, ſondern auf dem erdwärts gekehrten Theile des Weinſtocks geſchehen: dadurch ſchützt ſich der geſchnittene Theil ſelbſt gegen den Froſt, und hat Schatten gegen die Sonne. Auch muß das Holz nicht ſpitzig, ſondern länglich rund geſchnitten werden, dort ſtirbt das Ende der Rebe geſchwinder und tiefer ab, hier langſamer und nicht ſo tief.

Ich kenne noch ein fehlerhaftes Verfahren, welches ſehr zu vermeiden, ob es gleich gewöhnlich iſt. Damit das Knotholz recht kurz ſey, und gut in die Augen falle, ſchneidet man die Schoſſe nahe an dem Knoten weg.

Dieſes

Dieſes iſt aber ſehr ſchädlich, denn wenn die Augen ſo nahe an der Wunde ſitzen, leiden ſie von Reif, Froſt und Hitze, die beſte Methode iſt daher, die Spahrrebe etwann in der Mitte des Abſatzes zu ſchneiden, und zwar ſchräge hinter dem Auge, damit nicht, wie ich vorher ſchon geſagt habe, das aufkeimende Auge von dem ausweinenden Saft erſäuft werde. Iſt kein Knotholz vorhanden, ſo ſiehet man ſich nach einem Zapfen um, und beſchneidet ihn ſo ſcharf, daß nur eine kleine Erhöhung ſtehen bleibt; nichtsdeſtoweniger treibt er im nächſten Frühlinge einen Schößling, aus welchem man entweder einen Schenkel, oder einen Tragſchoſſen ziehen kann. Sollte es auch hieran fehlen, ſo ſchneidet man in den Weinſtock, und verwundet ihn an dem Ort, wo man einen Zweig zu haben wünſchet.

Ich halte für nöthig, die Schoßreben, welche man zur Weinleſe zubereitet, von den Gäbelein und unnützen Schoſſen zu befreyen. Man verfährt bey dem Wegſchneiden derſelben anders, als bey denen, welche aus dem harten Stamme wachſen. Was aus dem harten Stamm aufſchießt, muß ſcharf und dicht an dem Stock abgeſchnitten, und der Ort geebnet

 werden,

werden, damit es deſto geſchwinder zuwächſt. Was aber aus den zarten Theilen des Weinſtocks wächſet, als z. E. ein Nebenſchößling, wird nicht ſo ſcharf beſchnitten, weil gemeiniglich ein Auge daran ſitzet, wofür man ſorgen muß, daß es nicht weggeſchnitten werde, denn wenn man mit dem Rebmeſſer den Zweig zu tief heraus hebt, wird das Auge entweder gänzlich vernichtet, oder doch verletzet, da denn der aus demſelben aufſchieſſende Zweig ſchwach und weniger fruchtbar wird, auch mehr von dem Winde zu befürchten hat, weil er ſchon ſchwach iſt, wenn er aus dem verletzten Auge hervorkommt.

Die Länge des Schößlings, den man zum Wachsthum ſtehen läßt, iſt ſchwer zu beſtimmen. Die meiſten wollen, er müſſe ſo lang ſeyn, daß er die Erde nicht erreichen kann, wenn er über das Geländer gezogen iſt. Ich glaube aber, daß man dieſes genauer be-
IV 24, 19 ſtimmen müſſe. Es kommt nemlich zuerſt auf die Beſchaffenheit des Weinſtocks an; denn wenn dieſer ſtark iſt, kann man ihm größere Schoſſen zu tragen geben. Ferner richtet man ſein Augenmerk auf die Fettigkeit des Landes; denn wo dieſe fehlet, gehet auch der ſtärkſte Weinſtock aus, wenn man ihm allzu-

lange

lange Zweige läßt. Man ſchätzt die Länge der Zweige nicht nach der Elle, ſondern nach der Zahl der Augen. Sind die Zwiſchenräume zwiſchen den Knoten groß, ſo mag man immerhin den Zweig wachſen laſſen, bis er faſt die Erde berühret, er wird doch wenig Schößlinge bekommen. Wo ſich aber dichte Knoten und viele Augen zeigen, da wird auch kurzes Weinholz viele Schößlinge und Früchte anſetzen. Bey ſolchem Stock muß alſo nothwendig Maaß gehalten werden, damit er nicht mit allzulangen Fruchtzweigen überladen werde. Zugleich muß der Weingärtner darauf ſehen, ob die Weinleſe des vorhergehenden Jahrs groß geweſen iſt, oder nicht. Haben die Weinſtöcke reichlich getragen, ſo ſchonet man ihrer, und beſchneidet ſie nur wenig: haben ſie wenig gebracht, ſo nöthige man ſie durch den Schnitt zum Tragen.

Das Beſchneiden muß, nach meiner Meynung, mit harten, dünnen und ſehr ſcharfen Meſſern geſchehen. Iſt das Rebmeſſer ſtumpf und weich, ſo hält es ſehr auf, der Winzer kann bey mehrer Arbeit weniger beſchaffen: denn iſt es weich, ſo legt es ſich um; iſt es ſtumpf und dick, ſo dringt es langſamer durch, und in beyden Fällen muß mehr Mühe angewandt

wandt werden: auch wird der Stock durch einen höckerigen und ungleichen Schnitt verletzt, weil man nicht auf einmal, ſondern mehrmal ſchneiden muß, wodurch gemeiniglich das, was geſchnitten werden ſollte, abgebrochen wird, der ſo zerſplitterte und beſchädigte Weinſtock verfault von dem vielen Bluten, und die Wunden können ſich nicht ſetzen. Man erinnere daher den Weingärtner, ein langes Meſſer zu gebrauchen, und welches einem Scheermeſſer ſo ähnlich ſey, als möglich. Auch muß er wiſſen, welchen Theil des Meſſers er jedesmal anzuſetzen hat, weil mir bekannt iſt, daß, aus Unwiſſenheit deſſen, Weingärten zu Grunde gerichtet ſind.

Fünf und zwanzigſter Abſchnitt.

Das Rebmeſſer hat folgende Geſtalt: der nächſte Theil an dem Handgriff, welcher gerade aufſtehet, wird, wegen der Aehnlichkeit, das Meſſer genannt, darauf folget die Krümme, auf dieſe der Kneif, die auf ſelbigem folgende eingekrümmte Klinge heiſſet der Schnabel, über welchem das Hackmeſſer in Geſtalt eines halben Mondes ſtehet, deſſen vorderſter hervorragender Theil die Spitze heiſſet.

heiſſet. Ein erfahrner Weingärtner braucht einen jeden von dieſen Theilen des Rebmeſſers zu gewiſſen demſelben eigenthümlichen Verrichtungen. Schneidet man etwas von ſich, braucht man das Meſſer; die Krümme aber, wenn man nach ſich ſchneidet; die Wunden ebnet man mit dem Kneif; hölet man etwas aus, ſo bedienet man ſich des ſo genannten Schnabels; das Beil dienet zum Hieb, und die Spitze, um behende etwas wegzuſchneiden. Bey den meiſten Weinarbeiten muß man mehr ſchneiden als hauen: denn der Schnitt geſchiehet auf einmal, weil der Gärtner das Meſſer anſetzen und da ſchneiden kann, wo er es nöthig findet: Bey dem Hieb aber hauet man oft fehl, und verwundet den Weinſtock durch viele Hiebe. Bey dem Beſchneiden des Weinſtocks iſt alſo, wie ich ſchon gezeigt habe, der Schnitt ſicherer und nützlicher als der Hieb.

Sechs und zwanzigſter Abſchnitt.

Wenn man hiemit zu Stande iſt, ſo muß man, wie ſchon geſagt, für die Stützen und Geländer der Weinberge ſorgen, wozu eckige Pfähle beſſer ſind als runde. Es iſt aber das

Holz

Holz dazu nicht gleichgültig, ſondern Oelbäume, Eichen und Korkbäume ſind am geſchickteſten dazu. Auf dieſe folgen die runden Pfähle, zu welchen man am beſten Wacholderbäumne, Lorbeerbäume und Cypreſſen nimmt, doch kann man auch die wilde Fichte dazu gebrauchen, und auch der Hollunder iſt nicht übel. Nach dem Beſchneiden unterſucht man das Pfahlwerk: die angegangenen Theile werden abgehobelt, oder man ſetzt friſche Pfähle an ihre Stelle. Was wurmſtichig und zu kurz iſt, wird weggenommen, und mit gutem Holze erſetzt. Was liegt oder ſchief ſtehet, wird gerade geſetzt. Hat das Geländer ſonſt keine Ausbeſſerung nöthig, ſo giebt man ihm ein neues Gebäude. Findet man eine gänzliche Erneurung rathſam, ſo muß es mit Stangen und Rohrſäulen in einander gefügt werden, ehe man die Weinſtöcke an die Pfähle bindet: dann bindet man den Weinſtock bey dem Kopfe und unter den Schenkeln an den Pfahl, ſo wie bey neuem Weingelege geſchiehet. Man bindet nicht alle Jahre an einerley Stelle, damit das Band nicht einſchneide, und den Stamm würge. Man theilet ferner die Zweige in vier Theile, in Figur eines Sterns: die zarten Schößlinge

werden über das Geländer gebunden, doch nicht geden ihre natürliche Lage, ſondern man läßt einen jeden in ſeiner Richtung, und krümmt ihn ein wenig, damit er nicht durch ſtarkes Biegen breche, oder die hervorſchieſſendert Knoſpen abgeſtreift werden. Ziehet man zween Zweige über einen Theil des Geländers, ſo muß eine Stange zwiſchen ihnen ſeyn: beyde müſſen in gerader Linie über das Obdach des Geländers weggehen, und von der Spitze herab ſich gegen die Erde ſenken. Um dieſes geſchickt zu machen, muß der Winzer bey dem Anbinden die Schoſſen nicht überbrechen, ſondern ſie nur etwas gekrümmt anheften: alle Reben, welche lang genug dazu ſind, muß er über das Geländer ziehen, damit ſie auf den Latten ruhen, und nicht bloß an einem Bande haugen. Denn ich habe oft bemerket, daß unvorſichtige Landleute ihrem Wein zwar ein Geländer geben, ihn aber ſo anbinden, daß er ſeine ganze Haltung an dem Bande hat, da denn die Reben durch das Gewicht der Blätter und Trauben abbrechen. Tab. I 12

Sieben und zwanzigſter Abſchnitt.

Sind die Weingärten ſo weit in Ordnung, ſo eilt man, ſie zu ſäubern, und von den abge-

geſchnittenen Reben und Rohrſtücken zu rei: nigen. Beyde ſucht man bey trockenem Wet: ter zuſammen: denn wenn der Boden kothig iſt, ſo wird er zu ſehr eingetreten, und macht dem Gräber mehr Mühe, welchen man ſo gleich über den Weinberg ſchicken muß, ehe er ausſchlägt. Arbeitet der Gräber aber erſt, wenn die Zweige ſchon anfangen, Knoſpen zu ſetzen, ſo vernichtet er einen großen Theil der Weinleſe. Ehe folglich der Wein ausſchlägt, und wenn ſich Winter und Frühling ſcheidet, muß man den Weinberg ſehr tief umgraben, damit er ſtärker und friſcher ausſchlage.

Iſt der Stock dann mit Laube und Trauben bekleidet, ſo ſetzt man den zarten Schoſſen ein Ziel, ehe ſie zu ſtark werden. Eben der Winzer, welcher vorher den Wein beſchnitt, bricht nun die überflüßigen Zweige ab, welche zu viel Schatten machen würden. Es iſt viel daran gelegen, daß dieſes mit Einſicht ge: ſchiehet, weil die Breche dem Wein noch nütz: licher iſt, als das Beſchneiden. Dieſes hat zwar großen Nutzen: man verwundet und ſchneidet aber doch dabey; jene kommt dem Wein auf gelindere Art zu Hülfe, und er: leichtert das Beſchneiden auf das folgende Jahr.

Jahr. Auch wird der Weinſtock nicht ſo zer⸗ſetzt, ſondern die Stellen, wo ein grünes und zartes Schößlein weggenommen iſt, wachſen geſchwinde wieder zu. Ueberdem erſtrecken die fruchtbaren Zweige durch die Breche, und die Trauben werden beſſer an der Sonne gekocht. Ein kluger und geſchickter Winzer überlegt und beſtimmet alſo, an welchem Orte er für das künftige Jahr Schoßreben wachſen laſſen will, und nimmt nicht bloß unfruchtbare, ſondern auch fruchttragende Zweige weg, wenn ihrer zu viel ſind. Bisweilen nemlich pflegen aus einem Auge drey Schoſſen zu wachſen, wovon man zween ausbrechen muß, damit der übrige deſto mehr Wachsthum habe. Denn ein kluger Landwirth überlegt, ob an dem Weinſtock ſich vielleicht mehr Früchte anſetzen, als er tragen kann, und nimmt ihm deswegen nicht allein die überflüßigen Zweige, ſondern auch wohl einen Theil der Früchte, damit dem Weinſtock ſeine Fruchtbarkeit nicht zur Laſt falle. Verſchiedene Urſachen können einen aufmerkſamen Weingärtner hiezu bewegen, auch ſelbſt, wenn nicht mehr Früchte vorhan⸗den ſind, als reif werden können. Hat der Weinſtock in vielen vorhergehenden Jahren nach einander reichlich getragen, ſo muß man

ihn ruhen und ſich erholen laſſen, damit er aufs neue Früchte bringen könne.

Das übrige, was hiebey noch zu beobachten iſt, kann auch ein Knabe verrichten: nemlich die Spitzen der Zweige abkneipen, damit ſie nicht zu geil wachſen; die Schößlinge, welche aus den harten Theilen oder dem Stamm aufſchieſſen, wegräumen, man möchte denn einen oder den andern zur Erneuerung des Weinſtocks behalten wollen; ferner die Grundreben auszureiſſen, und die unfruchtbaren Schoſſe an den Schenkeln, welche den Stock unnützer Weiſe beſchweren, abbrechen.

Acht und zwanzigſter Abſchnitt.

Die beſte Zeit zur Breche iſt, ehe der Wein blühet, doch kann nachher die Nachbreche geſchehen. In der Zeit aber, da die Trauben ſich bilden, muß man den Weinberg nicht beunruhigen, noch die blühende Frucht anrühren. Wenn die Frucht aber zunimmt und ſtärker wird, muß man ſie anbinden, aller Blätter berauben, und den Weinberg fleißig behacken, weil das dadurch erregte Beſtäuben die Früchte völliger macht. Ich weiß wohl, daß die meiſten Ackerverſtändigen vor mir mit

mit dreymaligem Behacken zufrieden geweſen ſind. Graccinus ſchreibt, daß ihm eine dreyfache Hacke für ein Weingelege zureichend ſcheine. Celſus und Atticus ſind der Meynung, der Weinſtock, oder vielmehr ein jeder Stamm, habe drey natürliche Bewegungen, das Ausſchlagen, die Blüte, und die Reiſe, und ſie glauben, daß dieſe Bewegungen durch die Behackungen erweckt werden. Denn die Wirkungen der Natur erfolgen nicht in der gehörigen Maaße, wenn man ihr nicht mit Arbeit und Aufmerkſamkeit zu Hülfe kommt.

Neun und zwanzigſter Abſchnitt.

Ich kehre nun zu dem Theil meiner Abhandlung zurück, da ich verſprochen habe, Vorſchriften von Einpflanzung und Erhaltung der eingepflanzten Weinſtöcke zu geben.

Julius Atticus beſtimmt zum Pelzen die Zeit vom erſten November bis zum erſten Junius, und verſichert, man könne das Weinholz ſo lange aufbehalten, ohne daß es ausſchlage. Wir können hieraus ſchlieſſen, daß keine Zeit des Jahres ausgenommen werde, wenn man nur einen Schößling ohne Knoſpen hat. Ich gebe zu, daß dieſes bey

andern Baumarten, deren Rinde ſtärker und ſaftiger iſt, wohl angehen könne. Bey dem Wein aber kann ich unmöglich den Landleuten eine ſo lange Zeit zum Pfropfen erlauben. Zwar weiß ich wohl, daß ein mitten im Winter eingepflanzter Weinſtock bisweilen bekommt: allein bey dem Unterricht in der Landwirthſchaft ſiehet man nicht auf eine oder zwo zufällige Erfahrungen, ſondern auf dasjenige, was gemeiniglich, und aus gewiſſen Gründen geſchiehet. Wenn der Verſuch im kleinen angeſtellet würde, wo eine deſto gröſſere Sorgfalt den begangenen Fehler erſetzen kann, könnte ich es einiger maaßen geſchehen laſſen: ein weitläuftiges Weingelege zerſtreuet aber auch des ſorgfältigſten Landmanns Aufmerkſamkeit, und man muß daher hier allen Anſtoß aus dem Wege räumen.

Atticus wiederſpricht ſich ſelbſt: er verbietet, den Wein mitten im Winter zu beſchneiden, und zwar mit Recht; denn wenn ihn gleich der Schnitt nicht ſo ſehr verletzt, ſo erſtarret doch der ganze Stamm durch den Froſt, und die Oeffnung kann nicht zuwachſen, da die Rinde wegen der Kälte unbeweglich iſt. Und gleichwol will Atticus, daß man zu eben dieſer Zeit ſoll einpflanzen, den

ganzen

ganzen Stock oben abſchneiden, und in denſelben pfropfen können.

Die beſte Zeit zum Pelzen iſt nach dem Winter, wenn die Tage anfangen warm zu werden, wenn Knoſpen und Rinde von ſelbſt wachſen, und keine Kälte einfällt, wovon das Pfropfreis, oder die Spalte, worinn es ſtehet, erſtarren könnte. Hat jemand große Eile, ſo kann er auch im Herbſt pfropfen, weil die Witterung ſodann der Frühlingswitterung nicht unähnlich iſt. Man mag aber einpfropfen, zu welcher Zeit man will, ſo muß bey der Auswahl der Pfropfreiſer eben die Sorgfalt angewandt werden, welche ich im vorigen Buche bey dem Ausleſen der Schnittlinge empfohlen habe. Hat man gute, fruchtbare, und völlig reife Reiſer von dem Weinſtock genommen, ſo erwarte man einen warmen und ſtillen Tag. Denn nehme man eine ſtarke und dichte Schoßrebe, deren Mark nicht ſchwammig iſt, und welche viele Augen und kurze Abſätze hat. Denn ein Zweig, der eingepfropft werden ſoll, muß nicht lang ſeyn, aber viele Augen haben, welche ausſchlagen. Sind die Abſätze lang, ſo ſchneide man die Schoßrebe bis auf eines oder zwey Augen ab, damit es nicht länger werde, als es ſeyn muß,

um Wetter, Wind und Regen unbeweglich aushalten zu können. Man pfropfet, indem man in den Weinſtock entweder eine Spalte macht, oder in ihn hinein bohret. Jene Art iſt gewöhnlicher, und faſt allen Landwirthen bekannt; dieſe iſt ſeltener und bey wenigen gebräuchlich. Ich will alſo zuerſt von derjenigen handeln, welche am meiſten üblich iſt.

Man ſchneidet den Weinſtock gemeiniglich über der Erde ab, bisweilen auch in der Erde, wo er am dichteſten, und ohne Knoten iſt. Pelzet man hart an der Erde, ſo behäufet man das Reiß mit Erde bis oben an die Spitze. Geſchiehet die Einpfropfung weiter in der Höhe, ſo beſchmiert man die Oeffnung ſorgfältig mit durchgearbeitetem Leim, leget Moos darauf und bindet es zu, damit die Hitze und der Regen abgehalten werde. Man ſetzet die Schoßrebe ſo ein, daß ſie die Spalte genau ausfüllet. Am Ende der Spalte muß ein Knote am Weinſtock ſeyn, der das weitere Aufſpalten verhindert, und die aufgeriſſenen Theile gleichſam mit einander verbindet. Wenn dieſer Knoten auch vier Finger breit von dem Ort entfernet iſt, wo der Schnitt geſchehen ſoll, ſo muß man ihn doch vorher bebinden, ehe die Spalte in den Weinſtock gemacht

macht wird, ſonſt möchte durch den Einſchnitt mit dem Meſſer der Stock gar zu weit aufſpalten. Das Pfropfreiß muß drey Finger breit glatt abgeſchälet werden, ſo weit es nemlich in die Spalte kommt, und zwar auf der einen Seite bis an das Mark, an der andern Seite nicht viel tiefer als die Rinde. Man giebt ihm die Geſtalt eines Keils, daß es unten ſpitzig zuläuft: das dünne Ende ſteckt man hinein, zwinget den dickern Theil gleichfalls in die Oeffnung, ſo daß derſelbe beyde Seiten der Spalte berühret, denn wenn nicht Rinde mit Rinde ſo vereinigt iſt, daß nirgend ein Zwiſchenraum bleibt, können beyde niemals in einander wachſen.

Die Art zu binden iſt bey dem Impfen nicht einerley: einige nehmen Wieden; andere legen Rinden um die Spalte; die meiſten binden mit Binſen, welches auch am beſten iſt: denn wenn die Wieden dürre werden, ſo dringen ſie in die Rinde, und zerſchneiden ſelbige. Ich ziehe alſo loſe Bänder vor, welche den Stamm umgeben, und enger gemacht werden können, wenn man kleine Keile vom Schilf dazwiſchen ſteckt.

Das wichtigſte iſt, vorher zum Weinſtock zu räumen, um die am Stamm hervor ſproſ-

ſenden Wurzeln und Pflanzen abzuſchneiden, und nachher den Stamm zu behäufen. Bekommt der Wein, ſo erfordert er eine neue Sorge: man blatet ihn oft ab, wenn er ausſchlägt, und nimmt die Schoſſen weg, welche an den Seiten und aus den Wurzeln hervorkommen. Was aus dem Pfropfreiſe aufſchießt, wird angebunden, damit der zarte Trieb nicht vom Winde los- oder ausgeriſſen werde. Iſt der junge Zweig in die Höhe gewachſen, ſo nimmt man ihm die Afterzähne, es möchte denn das Weingelege allzudünne beſteckt ſeyn, und man ſie zur Fortpflanzung nöthig haben. Wenn die Rebenreiſer endlich im Herbſt zur Reife gediehen ſind, ſo beſchneidet man ſie. Bey dem eingepfropften beobachtet man dieſe Methode. Hat man kein Weinſenk nöthig, ſo ziehet man einen Zweig an das Geländer; denn andern ſchneidet man nahe an dem Stamm ab, doch ohne den Stamm zu verletzen. Die Breche geſchiehet, wie bey jungen Fächſern: in Anſehung des Schnitts ſchont man die geimpften Stöcke bis in das vierte Jahr, bis die Wunde des Hauptſtamms verwachſen iſt. So werden die Pfropfreiſer behandelt, welche in die Spalte geimpft werden.

Bey

Bey dem Pelzen durch das Bohren wählet man in der Nachbarſchaft den fruchtbarſten Stock, nähert eine Schoßrebe davon dem durchbohrten Stamm, läßt ſie aber, ſo wie ſonſt bey einer Senke, an den Mutterſtock ſitzen, und ziehet ſie durch das gebohrte Loch. Dieſe Art zu impfen iſt die ſicherſte und gewiſſeſte, denn wenn das Pfropfreis auch im nächſten Frühling nicht bekleiben will, ſo wird es doch im folgenden bey zunehmenden Wachsthum gezwungen werden, ſich mit dem Stamm zu vereinigen, worauf man es von dem Mutterſtock ablöſet, und was an dem geimpften Weinſtock über das Pfropfreis hervorraget, abſchneidet. Iſt eine ſolche Senkrebe nicht zur Hand, ſo ſchneidet man einen freiſchen Zweig ab, ſchabet die Rinde rings herum gelinde herunter, paſſet ihn in das gebohrte Loch ein, verſchmiert den abgeſchnittenen Zweig ſo mit Leim, daß die fremde Rebe den Saft des ganzen Stammes erhält, welches bey einer Senkrebe nicht geſchiehet, weil dieſe ſich von dem Mutterſtock ſo lange nähret, bis ſie bekleibet. Der Bohrer, deſſen ſich die Alten zu dieſem Endzweck bedienten, iſt von dem unterſchieden, den ich durch die Erfahrung gut gefunden habe. Der Bohrer, wel-

cher den alten Landwirthen bekannt war, ver≈ wandelt das ausgebohrte Holz in Staubmehl, und erhitzt die durchbohrten Theile ſo ſehr, daß ſie ſelten wieder grünen, und mit den andern Theilen zuſammen wachſen, wie denn auch des Pfropfreis darin nicht bekleibt: auch kann man das Loch nicht gänzlich von dem feinen Bohrmeel reinigen, welches ſich zwi≈ ſchen das Pfropfreis und den Weinſtock ſetzt, und die genaue Vereinigung verhindert. Ich habe zu dieſem Behuf einen bequemeren und nützlicheren ſogenannten Galliſchen Bohrer erdacht, welcher den Stamm aushölet, ohne ihn zu erhitzen, und das Holz nicht zu Staub zermalmet, ſondern größere Späne macht, welche man leicht wegnehmen kann, da denn denn die ebene Oeffnung an allen Seiten, ohne Hinderniß von dem Bohrmehl des alten Bohrers, das Pfropfreis berühren kann.

Das Impfen muß um die Frühlingsgleiche ſchon geſchehen ſeyn. An dürren und trockuen Orten pfropfet man ſchwarzen Wein, an naſſen Orten weiſſen. Man hat keine andere Arten des Fortpflanzens nöthig, wenn der Stamm nur eine mittelmäßige Dicke hat, daß die Wunde durch das Wachsthum des Pfropf≈ reiſes zuwachſen kann: man möchte denn an

der

der Stelle eines ausgegangenen Stocks einen andern nöthig haben. Wenn dieſes iſt, ſo ſenket man von zwo Schoßreben eine, die andere ziehet man an das Geländer, und treibt ſie zu Wein. Auch würde nicht übel ſeyn, die Schoſſe aus dem Bogen der Senke anzuziehen, welche man nach Beſchaffenheit der Umſtände, zum Fortpflanzen, oder zum Fruchttragen gebrauchen kann.

Dreyzigſter Abſchnitt.

Ich habe bisher die Regeln vorgetragen, welche bey dem An- und Fortbau der Weinberge zu beobachten ſind; nun muß gezeigt werden, wie für das Pfahlwerk, das Geländer, und das Gebände geſorgt werden muß. Dieſes iſt gleichſam die Mitgabe der Weinberge, worauf man vorher denken muß. Iſt der Landmann hiemit nicht verſehen, ſo hat er keine Urſache, Weinberge anzulegen, weil er alle Geräthſchaft auswärts ſuchen muß, und der Ankauf deſſelben vermehrt nicht allein, wie Atticus ſagt, die Koſten des Weinberges, ſondern die Anſchaffung iſt höchſtbeſchwerlich, da man alles zu der unbequemen Winterzeit muß anfahren laſſen.

Man

Man muß alſo vorher ſchon Weidenbäume, Rohrbüſche, gemeines, oder zu dem Behuf gepflanztes Caſtanienholz in Bereitſchaft halten. Ein Morgen Weidenholz iſt, nach des Atticus Meynung zureichend, fünf und zwanzig Morgen Weinland anzubinden: die Weinſtöcke von zwanzig Morgen werden mit Schilfe von einem Morgen an das Geländer geheftet; und mit Caſtanienholze von einem Morgen kann man eben ſo viel Weinland bepfählen, als man mit Schilf von einem Morgen heften kann.

Die Weide wächſet am beſten auf wäſſerigem und naſſem Lande, doch kommt ſie auch in ebenem und fettem Erdreich fort. Dieſes muß, nach Vorſchrift der Alten, mit einem Grabſcheid drittehalb Fuß tief umgeſtochen werden. Was für Weidenarten man pflanzet, iſt gleichgültig, wenn ſie nur geſchlank ſind: doch werden folgende drey für die beſten Weidenarten gehalten, die Griechiſche, Galliſche und Sabiniſche, welche die mehrſten die Ameriniſche nennen. Die Griechiſche Weide iſt gelb; die Galliſche iſt von ausgebleichter Purpurfarbe, und hat die dünneſten Reiſer; die Ameriniſche hat geſchlanke und röthliche Ruthen. Man pflanzt ſie durch lange Zweige

oder durch Setzholz fort. Am beſten iſt es, von dem Zweige Stangen von mäßiger Dicke, die doch nicht über zween Fuß im Umkreiſe haben, feſt in die Erde zu ſtoßen. Das Setzholz muß anderthalb Fuß lang ſeyn, ganz in die Erde geſetzt, und ein wenig mit Erde behäuft werden. In wäßerigem Lande müſſen ſie weit aus einander ſtehen, und man giebt ihnen mit gutem Fug ſechs Fuß von einander. Iſt die Gegend trocken, ſo können ſie näher ſtehen, doch muß man ohne Mühe dazwiſchen gehen können. Fünf Fuß ſind überflüßig genug zwiſchen den Reihen; in der Reihe ſelbſt aber müſſen allezeit zween Fuß von einem Baum zum andern bleiben. Man pflanzt ſie, ehe ſie ausſchlagen, und wenn die Zweige ohne Knoſpen ſind. Die Zweige nimmt man bey trockenem Wetter ab, weil ſie nicht gut bekommen, wenn ſie naß abgeſchnitten werden. Man vermeidet daher den Regen bey dem Abkappen der Weiden. In den erſten drey Jahren muß der Weidenplaß, ſo wie ein neuer Weingarten oft umgegraben werden: wenn die Weiden ſchon ſtärker ſind, haben ſie an einem dreymaligen Umgraben des Landes gnug. Verfährt man anders, ſo gehen ſie bald aus: denn bey aller angewandten Sorg-

falt

ſalt ſterben doch viele Stämme ab, in deren Platz man von der nächſten Weide einen Ableger macht, indem man die Spitze eines Zweigs beugt und eingräbt. Iſt dieſer Ableger ein Jahr alt geworden, ſo ſchneidet man ihn vom Stamme ab, damit er, ſo wie ein Weinſtock, ſeine Nahrung von ſeinen eignen Wurzeln habe.

Ein und dreyzigſter Abſchnitt.

In ſehr trocknen Gegenden kommen die Weiden nicht fort: man muß alſo daſelbſt, Ginſt (118) pflanzen, wovon die Bänder ſtark und gut ſind. Man ziehet es aus dem Saamen: wenn es aufgeſchoſſen iſt, wird die Pflan-

(118) Ginſt, Genſter oder Pfriemenkraut verdienet noch aus andern Urſachen angezogen zu werden. Man braucht es zur gelben Farbe (Abh. der Schwed. Akad. der Wiſſenſch. VI. 279.) Man kann die Blumen, ehe ſie aufblühen, abnehmen, und wie Kappern einlegen, da ſie ihnen denn an Geſchmack nichts nachgeben ſollen. (l. c.) Ferner kann Leder mit Ginſt oder Pfriemen gegerbt werden. (Hann. Nützl. Samml. 1755. S. 1550.) und in Italien macht man eine Art Leinwand aus Ginſt oder Pfriemenrinden. (Allg. Magaz. X Th. S. 235.)

Pflanze verſetzt, wenn ſie zwey Jahr alt iſt: Läßt man ſie länger ſtehen, ſo kann man ſie alle Jahre, wie das Korn, an der Erde abmähen. Die übrigen Bindreiſer, als z. E. von Brombeerſtauden, erfordern zwar mehr Mühe, welche man ſich aber doch in der Noth gefallen laſſen muß.

Die Stangenweide verlanget eben das Land, als die Bandweide, doch kommt ſie auf naſſem Boden am beſten fort. Man pflanzt ſie durch Setzhölzer; wenn ſie ausſchlägt, läßt man nur einen Schößling aufſchieſſen, gräbt das Land fleißig um, jätet es, und bricht die überflüßigen Zweige, wie bey dem Weinſtock, weg, damit die Weide mehr in die Länge als in die Breite zu wachſen genöthiget werde. Wenn ſie ſo behandelt wird, kann ſie endlich im vierten Jahre gehauen werden.

Die Bandweide kann, wenn ſie jährig iſt, drittehalb Fuß hoch abgeſchnitten werden: da ſie dann aus dem Stamme ausſchlägt, und, wie ein niedriger Weinſtock, viele Aeſte bekömmt. Sollte der Boden etwas trocken ſeyn, ſo wartet man mit dem Aushauen, bis ſie zwey Jahre alt iſt.

Zwey

Zwey und dreyzigſter Abſchnitt.

Das Land zum Rohr wird zwar nicht ſo tief umgegraben, doch bedient man ſich des Grabſcheids dabey. Es wächſet leicht, und verſchmähet keinen Ort: doch pflanzt man es lieber in lockeres als dichtes, in naſſes als trockenes Erdreich; lieber in Thäler als auf Hügel; beſſer an die Ufer der Flüſſe, an die Wege und Dornhecken, als mitten auf die Aecker. Man pflanzt es durch die Zwiebeln der Wurzeln, und durch das Setzholz des Rohrs: man kann es aber auch ganz einlegen. Die Zwiebeln müſſen drey Fuß von einander liegen und angehäuft ſeyn, und ſo iſt eher, als in Jahresfriſt, ein brauchbarer Rohrſtab da. Mit dem Setzholz und dem ganzen eingelegten Rohr währet es länger. Man mag aber ein abgeſchnittenes Setzholz von drittehalb Fuß, oder ein ganzes Rohr einlegen, ſo müſſen doch die Spitzen herausſtehen: ſie verfaulen, wenn ſie ganz unter der Erde ſind.

Ein Rohrplan wird in den erſten drey Jahren eben ſo gewartet, als die übrigen Gewächſe. Veraltet er, ſo muß man das Land wieder umhacken. Der Rohrplan iſt aber veraltet, wenn er durch die Unreinigkeit und Nachläßigkeit

keit vieler Jahre verdorret, oder auch ſo dick in einander geſchlungen iſt, daß das Rohr dünne, und dem Schilf ähnlich wächſet. In jenem Fall muß das Land von neuem wieder umgegraben werden: in dieſem Fall kann man es ausſchneiden und dünne machen, welches die Landleute eine Verſchneidung nennen. Dieſes Ausſchneiden geſchiehet aber auf ein Gerathewohl, weil man oben an der Erde nicht ſehen kann, was man wegnehmen oder laſſen muß. Am beſten macht man einen Rohrbuſch auf dieſe Art dünner, ehe man ihn gewöhnlichermaaßen ſchneidet, weil ſodann die Rohrſtäbe eine Handleitung ſind, was man eigentlich wegzunehmen hat. Die Zeit zum Behacken und zum Pflanzen iſt, ehe die Augen des Rohrs ausſchlagen. Man ſchneidet es nach der winterlichen Sonnenwende, denn ſo lange wächſet es; ſodann aber hört es auf zu wachſen, weil es vom Froſt erſtarret. Man muß einen Rohrplan eben ſo oft umgraben, als einen Weingarten. Iſt das Land zu mager, ſo kommt man ihm mit Aſche oder anderem Dünger zu Hülfe: die meiſten zünden in gleicher Abſicht die abgeſchnittenen Rohrplätze an.

Drey und dreyzigſter Abſchnitt.

Der Caſtanienbaum (119) kommt den Eichen am nächſten, und iſt deswegen zu Weinſtützen geſchickt. Wenn eine Caſtanie in zweymal umgegrabenes Land gepflanzet wird, ſo läuft ſie bald auf, und kann in fünf Jahren, ſo wie die Weiden, gehauen werden: dann läßt man dem Baum Ruhe, welcher bis zum anderweitigen Hau dauret, wenn man auch nur gleichſam einen Pfahl hat ſtehen laſſen.

Ca-

(119) Auch in unſern Gegenden, wo man die Caſtanienbäume nicht zum Weinbau nutzen kann, bezahlen ſie ihre Stelle, weil ſie zu Pfählen und manchem andern Gebrauch beſſer als anderes Holz ſind. (Millers Gartenlexicon I. 183.) Auch ſelbſt die wilden Caſtanien hat man durch eine Beize von ungelöſchtem Kalk und Waſſer zu einem fettmachenden Futter für Schweine und Schafe gemacht. (Geſellſch. Erzähl. IV. 83.) An einem andern Ort iſt Rindvieh von klein geſtoſſenen wilden Caſtanien in ſechs Wochen ſehr fett geworden, und hat viel Talg geſetzet (Hann. Magaz. 1766. S. 1645.) Herr Duhamel ſchlägt vor, mit einem Teige von geſtoßenen wilden Caſtanien, welche abgeſchält in eine Lauge von Kalk und Aſche gelegt, und hernach mit friſchem Waſſer abgewaſchen ſind, Federvieh zu futtern. (Traité des Arbres I. 295.)

Caſtanienbäume verlangen ſchwarze und lockere Erde, naſſer Sand und zerbrochener Tofſtein ſind nicht übel: auf ſchattigten und gegen Mitternacht gelegenen Hügeln wachſen ſie vortrefflich: auf dichtem und röthlichem Lande gerathen ſie nicht. Die Pflanzzeit iſt vom November an, den ganzen Winter hindurch. Das Land muß trocken, und drittehalb Fuß tief umgegraben ſeyn. Die Caſtanien liegen in jeder Reihe einen halben Fuß von einander, die Reihen aber fünf Fuß. Man legt ſie in Furchen, eine Spanne tief: enthalten dieſe nun die gehörige Anzahl, ſo werden kurze Rohrſtangen bey jeder Caſtanie geſteckt, ehe man die Erde obenher ebnet, ſo weiß man, wo ſie liegen, und kann deſto vorſichtiger graben und jäten. Wenn ſie aufgeſchoſſen ſind, kann man ſie ſchon in einem Alter von zwey Jahren verſetzen. Man nimmt ſodann aus den Reihen die überflüßigen weg, und läßt jedem Bäumchen zween Fuß, weil ſie ſich den Saft nehmen würden, wenn ſie allzudick ſtünden. Zuerſt aber pflanzt man wegen verſchiedner Zufälle dicker: denn bisweilen verdorren die Caſtanien wegen der Trockenheit, ehe ſie auflaufen, oder verfaulen durch die Näſſe, oder leiden von den unter-

irdiſchen Thieren, als den Mäuſen und Maul-würfen: wesfalls neuangelegte Caſtanienwälder oft ausgehen. Will man aber wieder zupflanzen, ſo iſt es beſſer, wenn man von einem benachbarten Baum einen Zweig herabbiegt, und nach Art einer Senke fortpflanzet, als wenn man die Pflanzen ausnimmt und wieder einſetzet. Denn jener Zweig, der an ſeinem Orte bleibt, ſchlägt ſtark aus: werden aber die Schößlinge mit den Wurzeln ausgenommen und verſetzt, ſo ſtehen ſie in zwey Jahren ab. Man hat daher durch die Erfahrung rathſamer gefunden, Caſtanienwälder durch eingelegte Früchte davon, als durch Setzlinge, anzupflanzen.

Ein obbenannnter Platz (nemlich ein Morgen Landes) kann 2880 Caſtanienſtämme faſſen, wovon man, nach des Atticus Meynung, leicht 12000 Pfähle erhalten kann. Die Zweige, welche nahe an dem Stamm abgehauen werden, geben gemeiniglich vier viereckte Pfähle, und aus den höherſitzenden Aeſten erhält man zween viereckige Pfähle, welche länger dauren, als die runden.

Die Caſtanien erfordern, in Anſehung des Grabens und Einlegens, eben die Wartung, als der Wein. Wenn ſie zwey und drey Jahre alt

alt ſind, müſſen ſie beſchnitten werden, und zwar zweymal im Anfange des Frühlings, damit ſie beſſer in die Höhe ſchieſſen.

Die Eichen kann man auf gleiche Weiſe pflanzen, ſie werden aber zwey Jahre ſpäter gehauen, als die Caſtanien. Man muß alſo vernünftiger Weiſe dieſe Zeit zu gewinnen ſuchen (und vielmehr Caſtanien pflanzen), es möchte denn das Land aus dornichten und kieſigen Bergen, und anderen obenberührten Erdarten beſtehen, und geſchickter ſeyn, Eichen als Caſtanien aufzubringen.

Bis hieher habe ich mit Nutzen, wie ich glaube, und ausführlich von den Italieniſchen Weinbergen, und der dazugehörigen Geräthſchaft gehandelt. Nun will ich den Weinbau in den Provinzen, und die Art ihn an den Bäumen zu ziehen, beſchreiben, ſo wie dieſes bey uns und in Gallien gebräuchlich iſt.

Fünftes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Ich höre von dir, mein Silvin, daß in meinen vorhergehenden Büchern verſchiedene Materien fehlen, welche die Landwirthſchaftskundige darin zu finden gewünſcht hätten. Ich leugne nicht, daß ich verſchiedene vorbey gelaſſen habe, ſo emſig ich auch die Schriften alter und neuer Schriftſteller vom Ackerbau zu Rathe gezogen habe. Allein da ich die Grundſätze des Ackerbaues zeigen wollte, verſprach ich, wie mich deucht, nicht alles zu ſagen, was der unermeßliche Umfang dieſer Wiſſenſchaft enthält, ſondern nur das meiſte, weil zu jenen eines Menſchen Einſicht nicht fähig iſt. Denn es iſt keine Wiſſenſchaft oder Kunſt, welche ein einzelner Menſch zur Vollkommenheit gebracht hätte. Derohalben, wie derjenige ein guter Jäger iſt, der auf der Jagd in einem großen Walde den größten Theil des Wildes fängt, und nicht ſtrafbar wird, weil ihm das übrige entgangen iſt, ſo iſt es auch für mich mehr als zureichend, wenn ich nur den größten Theil einer ſo ausge-

gedehnten Wiſſenſchaft vorgetragen habe. Insbeſondere da man die Auslaſſung ſolcher Dinge tadelt, welche doch nicht in mein Fach gehören. So verlangte neulich unſer Freund Tremellius von mir eine Anweiſung, Aecker auszumeſſen, weil mit der Vorſchrift, wie man das Land umgraben müſſe, auch eine Anleitung zur Ausmeſſung des umgegrabenen Feldes verbunden ſeyn müſſe. Meine Einwendung dagegen iſt; dieſes ſey nicht die Pflicht eines Landwirths, ſondern eines Feldmeſſers; wie denn ſogar die Baumeiſter, welche die Wiſſenſchaft der Größen kennen müſſen, ſich nicht die Mühe geben, den Inhalt der Häuſer, welche ſie ſelbſt gebauet haben, anzugeben, ſondern andern überlaſſen, die Häuſer auszumeſſen, und Anſchläge darüber zu verfertigen. Um ſo mehr iſt es unſerer Wiſſenſchaft zu verzeihen, wenn ſie ſich begnügt, das Verfahren bey einer jeden Sache zu lehren, ohne die Größen dabey zu berechnen. Aber da auch du, mein Silvin, die Reegeln der Vermeſſung freundſchaftlich von mir verlangſt, ſo will ich deinem Begehren ein Genüge leiſten, doch unter der Bedingung, daß du die etwanigen Fehler in einer Wiſſenſchaft, auf welche ich keinen Anſpruch mache,

verzeiheſt, da es ohne Zweifel mehr die Sache der Feldmeſſer als Landleute iſt. Laßt uns aber zur Sache ſchreiten.

Der Inhalt einer jeden Fläche wird nach Fußmaaß berechnet. Jeder Fuß hält 16 Zoll, und vielmal genommen macht er einen Schritt, Actus, Klima, Morgen, Stadium, Centurie, und noch größere Meſſungsverhältniſſe. Ein Schritt hat 5 Fuß: ein kleiner Actus hat, nach des Varro Berechnung, 4 Fuß in der Breite, 120 in der Länge: ein Klima hält nach allen Seiten 60 Fuß: ein Quadratactus[1] hat nach allen Seiten 120 Fuß: das doppelte Maaß hievon macht einen Morgen. Die Landwirthe des ſüdlichen Spaniens nennen einen halben Morgen Acnua, und eine Fläche von 30 Fuß breit und 80 Fuß lang heißt bey ihnen Porca. Die Gallier nennen einen Platz von 100 Fuß in der Stadt, und von 150 Fuß auf dem Lande Candetum, die Bauren aber ſagen Cadetum: ein halber Morgen heißt bey den Galliern Arpemus. Folglich machen obſerwähntermaßen 2 Actus einen Morgen zu 240 Fuß in der Länge, und 120 in der Breite, und ſein Quadratinhalt hält 28800 Fuß. Ein Stadium hat 125 Schritte oder 625 Fuß: 8 Stadien machen 1000 Schritte, oder 5000 Fuß:

1) Vgl. Varr. I 10,2

Fuß: eine Centurie nennen wir, dem Varro zufolge, itzt eine Fläche von 200 Morgen, vordem enthielt ſie 100, und bey Verdoppelung des Maaßes blieb doch der vorige Name, ſo wie die Tribus (Zünfte) ihren Namen von den drey Stämmen des Volks erhalten, und, ſo ſehr ſie auch vervielfacht ſind, denſelben beybehalten haben. Ich habe dieſes kürzlich im voraus anführen müſſen, da es zur Aufklärung der Sache gehöret, welche ich vortragen will. Nun will ich auf die Sache ſelbſt kommen. Ich habe nicht alle Abtheilungen eines Morgens angegeben, ſondern nur diejenigen, welche bey Taxirung eines Tagewerks gebräuchlich ſind: kleinere Unterabtheilungen anzuführen, würde vergeblich ſeyn, da ſie keinen Preis haben. Alſo, wie geſagt, hat ein Morgen 28800 Quadratfuß, welches 288 Decimal Quadratruthen macht. Um aber von dem kleinſten Theil, nemlich von der halben Decimal Ruthe, anzufangen, ſo macht dieſe, als der 576 Theil des Morgens, 50 Fuß, oder eine halbe Quadratruthe, die Ruthe zu 10 Fuß gerechnet; der 288ſte Theil 100 Fuß, oder eine Quadratruthe; der 144ſte Theil 200 Fuß, oder 2 Quadratruthen; der 72ſte Theil 400 Fuß, oder 4 Decimal

Quadratruthen; der 48ſte Theil 600 Fuß, oder 6 Quadratruthen; der 24ſte Theil 1200 Fuß, oder 12 Quadratruthen; der 12te Theil 2400 Fuß, oder 24 Quadratruthen; der 6te Theil 4800 Fuß, oder 48 Quadratruthen; der 4te Theil 7200 Fuß, oder 72 Quadratruthen; der 3te Theil 9600 Fuß, oder 96 Quadratruthen; fünf Zwölftheile halten 12000 Fuß, oder 120 Quadratruthen; ein halber Morgen hält 14400 Fuß, oder 144 Quadratruthen; ſieben Zwölftheile machen 16800 Fuß, oder 168 Quadratruthen; zwey Drittel 19200 Fuß, oder 192 Quadratruthen; drey Viertel 21600 Fuß, oder 216 Quadratruthen; die Hälfte und der dritte Theil eines Morgens 24000 Fuß, oder 240 Quadratruthen; zwey Drittel und ein Viertel machen 26400 Fuß, oder 264 Quadratruthen; ein Morgen 28800 Fuß, oder 288 Quadratruthen. Hätte ein Morgen allezeit einerley Form, und hielte ſtets in der Länge 240, und in der Breite 120 Fuß, ſo würde die Berechnung deſſelben ſehr leicht ſeyn. Weil aber Felder von verſchiedener Figur in Betrachtung kommen, ſo wollen wir von allen Arten Exempel anführen, deren man ſich zur Vorſchrift bedienen kann.

Zwey⸗

Zweyter Abſchnitt.

Ein jedes Feld iſt entweder viereckig, oder lang, oder hat die Geſtalt eines Keils, oder iſt ein Dreyeck, oder rund, oder macht einen halben Zirkel, oder einen Bogen, bisweilen auch ein Vieleck.

Die Ausmeſſung des Vierechs iſt am leichteſten: denn da es an allen Seiten eine gleiche Größe hat, ſo darf man nur zwo Seiten mit einander multipliciren, um den Quadratinhalt zu haben. Man ſetze, ein Feld halte nach allen Seiten 100 Fuß, ſo ſagt man, 100 mal 100 macht 10000. Dieſes iſt die Anzahl der Quadratfüße, und macht den dritten und den zwey und ſiebzigſten Theil eines Morgens aus, aus welcher Verhältniß ſich die Rechnung leicht machen läßt.

Iſt das Feld länger als breit, z. E., ein Morgen hat 240 Fuß Länge zu 120 Fuß Breite, wie ich oben geſagt habe, ſo multiplicirt man die Länge mit der Breite, und 240 mit 120, geben 28800, welches der Quadratinhalt eines Morgens iſt. Auf gleiche Weiſe verfährt man mit allen Feldern, welche eine größere Länge als Breite haben.

Iſt der Acker einem Keil ähnlich, (120) und hat, z. E., 100 Fuß in der Länge, und an einem Orte 20, an dem andern 10, in der Breite, ſo addirt man die Breiten, welche 30 machen. Die Hälfte davon iſt 15, welche mit der Länge multiplicirt 1500 machen: dieſes iſt der Inhalt eines keilförmigen Ackers, das iſt der 24ſte Theil eines Morgens, und drey Quadrat Decimal Ruthen.

Iſt ein Acker ein gleichſeitiges Dreyeck, (121) ſo folgt man bey der Ausmeſſung folgender Methode. Das Feld ſey ein Dreyeck von 300 Fuß, nach allen Seiten: dieſe geben, in ſich multiplicirt, 90000 Fuß: davon nimmt man den dritten Theil, d. i. 30000 Fuß,

(120) Hier iſt nicht die Länge der Seitenlinie, ſondern der Perpendicularlinie zu verſtehen, welche von der Grundlinie der Figur in die Höhe gezogen wird.

(121) Dieſe Auflöſung, welche Columella hier giebt, trifft nicht genau, ſondern nur beynahe zu, wie Hamberger in der Gesnerſchen Ausgabe der Schriftſteller von der Landwirthſchaft (S. 566.) gezeiget hat. Es iſt ſonſt bekannt, daß der Inhalt eines Triangels gefunden wird, wenn die ganze Grundlinie mit der halben Perpendicularlinie, oder die ganze Perpendicularlinie mit der halben Grundlinie multiplicirt wird.

Fuß, thut den zehnten Theil, nemlich 9000 Fuß, hinzu, wodurch man 39000 Fuß, als den Quadratinhalt des Dreyecks, erhält, welches einem Morgen, und noch einem Drittel und dem 48ſten Theile eines Morgens gleich iſt.

Iſt der Triangel nicht gleichſeitig, ſondern hat einen rechten Winkel, ſo muß die Berechnung anders angeſtellet werden. Die Seite, welche den rechten Winkel macht, ſoll 50 Fuß halten, und die Grundlinie 100 Fuß: dieſe in ſich multiplicirt, geben 5000 Fuß, die Helfte davon ſind 2500, welches den zwölften Theil eines Morgens, und eine Quadratruthe ausmacht.

Rundes Feld, welches das Anſehen eines Zirkels hat, berechnet man folgendermaßen. Die Zirkelfläche habe im Diameter 70 Fuß: dieſe mit ſich ſelbſt muliplicirt, thun 4900 Fuß, und dieſe Summe, mit 11 multiplicirt, macht 53900 Fuß. Hievon ſucht man den vierzehnten Theil, nemlich 3850 Fuß, als den Quadratinhalt des Zirkels, welcher dem achten Theile eines Morgens und drittehalb Quadratruthen gleich iſt.

Iſt der Acker ein halber Zirkel, deſſen Grundlinie 140 Fuß, der halbe Diameter aber

aber 70 Fuß hat, ſo multiplicire man beyde mit einander, und die daraus erwachſene 9800 wieder mit 11. Hieraus ergiebt ſich die Summe 107800. Der vierzehnte Theil iſt 7700, als der Quadratinhalt des halben Zirkels, welche den vierten Theil eines Morgens und 5 Quadratruthen machen.

Sollte das Feld kein voͤlliger halber Zirkel ſeyn, ſo meſſe man den Bogen folgendermaßen; die Grundlinie des Bogens ſoll halten 16 Fuß, die Hoͤhe des Bogens 4 Fuß: beyde zuſammen addirt geben 20; dieſe mit 4 multiplicirt, bringen 80; die Haͤlfte davon iſt 40. Ferner nimmt man die Haͤlfte von der Grundlinie, nemlich 8 Fuß, welche mit ſich ſelbſt multiplicirt 64 geben; der 14te Theil davon iſt etwas mehr als 4 Fuß; dieſe 4 zu den vierzigen addiert, geben die Summe von 44, als den Quadratinhalt des Bogeus, welche eine halbe Quadratruthe weniger $\frac{1}{9}$ machen. (122) Ein Sechseck berechnet man folgendermaßen

(122) Hamberger hat ſchon bemerket, daß dieſe Aufloͤſung nur in einem einzelnen beſonderen Fall richtig ſey. Man muß alſo den Inhalt dieſer Figur durch Vertheilung in Dreyecke finden.

maßen in Quadratfüßen. (123) Jede Seite des Sechsecks ſoll 30 Fuß haben: dieſe dreißig Fuß mit ſich ſelbſt multiplicirt, geben 900; der dritte Theil davon iſt 300; hiezu thut man den zehnten Theil, oder 90. Die hieraus entſtandene Summe 390 multiplicirt man mit 6, nach der Zahl der Seiten, und erhält dadurch 2340, als den Quadratinhalt, welcher den 12ten Theil eines Morgens, weniger $\frac{6}{10}$ einer Quadratruthe, gleich iſt.

Dritter Abſchnitt.

Durch dieſe hier vorausgeſetzte Grundſätze der Berechnung kann man ohne Schwierigkeit die Maaßen der Felder beſtimmen, den alle Arten derſelben hier anzuführen, würde zu weitläuftig und beſchwerlich ſeyn. Nur will ich noch die Auflöſung von zwo Aufgaben herſetzen, deren ſich die Landwirthe bey dem Einſetzen der Pflanzen oft bedienen.

Das

(123) Dieſe Auflöſung kann überzeugender gefunden werden, wenn das Sechseck in ſeine Triangel getheilet, und deren Inhalt berechnet wird.

Das Land ſey 1200 Fuß lang, und 120 Fuß breit: die Weinſtöcke ſollen auf ſelbiges ſo geſetzt werden, daß zwiſchen den Reihen 5 Fuß bleiben. Nun iſt die Frage, wie viel Pflanzen auf dieſes Land gehören, wenn jede 5 Fuß von der andern geſetzt wird? Man nehme ein Fünftel der Länge, nemlich 240, und ein Fünftel der Breite 24; ſetze zu jeder Zahl noch eins hinzu, um die letzte oder Eckreihe zu bemerken; dieſe Summen 241 und 25 multiplicirt man mit einander, ſo hat man 6025, als die erforderliche Anzahl der Weinſtöcke.

Setzt man 6 Fuß von einander, ſo multiplicirt man den ſechſten Theil der Länge und Breite, nachdem man zu jedem ſechſten Theil eins für die Eckreihen hinzugerhan hat; das Produckt hievon 4221 giebt die gehörige Anzahl der Pflanzen.

Will man 7 Fuß Raum laſſen, ſo nimmt man den ſiebenden Theil der Länge und Breite, ſetzt eine Zahl für die Eckreihen hinzu, und erhält auf gleiche Weiſe die Zahl der Pflanzen.

Man mag endlich einen Zwiſchenraum nehmen, welchen man will, ſo kann man durch Multiplicirung des beliebten Theils der Länge

und Breite, und Hinzuſetzung der erwähnten Einheit, die Zahl der Pflanzen beſtimmen.

Hieraus folget, daß ein Morgen Landes von 240 Fuß in der Länge, und 120 Fuß in der Breite, in der Länge 81 Pflanzen haben müſſe, wenn man zwiſchen den Reihen 3 Fuß läßt, welches der kleinſte Zwiſchenraum zwiſchen den Weinſtöcken iſt; in der Breite ſtehen 25 Pflanzen, wenn man jedem Weinſtock 5 Fuß giebt; Beyde mit einander multiplicirt geben 2025.

Macht man die Zwiſchenräume in dem Weinberge überall zu 4 Fuß, ſo ſtehen in der Länge 61, in der Breite 31, und alſo zuſammen 1891 Stöcke in demſelben.

Halten die Zwiſchenräume in der Länge 4 Fuß, in der Breite 5 Fuß, ſo enthält die Länge 61, und die Breite 25 Stöcke.

Fünf Fuß Entfernung giebt in der Länge 49, in der Breite 25, und zuſammen 1225.

Will man 6 Fuß nehmen, ſo hat die Länge 41 Stöcke, die Breite 21, überall 861.

Sieben Fuß erfordern in der Länge 35 Weinſtöcke, in der Breite 18, überhaupt 630; da man denn ſo viel Weinſtöcke in Bereitſchaft halten muß.

Bey einem achtfüßigen Zwiſchenraum erheiſcht die Länge 31, die Breite 16, zuſammen 496.

Auf 9 Fuß Diſtanz werden in der Länge 27, in der Breite 14, überall 378 erfordert.

Setzt man die Stöcke 10 Fuß von einander, ſo faßt die Länge 25, die Breite 13, und beyde mit einander multiplicirt 325.

Um größere Weitläuftigkeit zu vermeiden, bemerke ich überhaupt; nach der Weite der Zwiſchenräume wird die Zahl der Setzlinge beſtimmt. Dies iſt gnug von der Vermeſſung der Ländereyen, und der Zahl der Pflanzen. Ich kehre nun zu meinem Vorhaben zurück.

Vierter Abſchnitt.

Mir iſt bekannt, daß es in den Provinzen viel Arten von Weinbergen giebt. Von denen, welche ich kenne, ſind die beſten, welche als kleine Bäumchen mit kurzen Stämmen für ſich ſtehen; hernach die, welche Stützen haben, aber nur auf einer Queerlatte ruhen, und von den Landwirthen Sparrenſtöcke genannt werden; darauf folgen die Stöcke, deren Schoſſe in Kreiſen und Bogen an die umher eingeſteckten Rohrſtäbe geleitet werden, welche

welche von einigen umpfählte Weinberge genannt werden; die ſchlechteſte Gattung machen die liegenden Weinſtöcke aus, welche, ſo wie ſie aufſchieſſen, an der Erde fortranken.

Die Art zu pflanzen iſt bey allen faſt einerley. Das Weinholz wird in eine Grube oder in eine Furche gelegt, weil die Landwirthe von fremden Nationen des Behackens nicht kundig ſind, welches aber auch in den Gegenden faſt überflüßig iſt, wo der Boden von Natur locker und los iſt; denn dieſes ſuchen wir, nach Virgils Ausſpruche, durch das Pflügen zu erhalten, aber auch durch das Behacken. Ob daher Campanien gleich wegen der Nachbarſchaft ein Beyſpiel von uns nehmen könnte, ſo iſt doch dieſe Bearbeitung der Erde daſelbſt nicht gebräuchlich, weil der daſige leichte Boden weniger Mühe erfordert. Wo aber das dichtere Erdreich in den Provinzen mehren Aufwand heiſchet, da erhält der Landmann durch eine gemachte Furche den Endzweck, welchen wir durch das Behacken erreichen, nemlich die Setzlinge in lockere Erde ſetzen zu können.

Fünfter Abſchnitt.

Ich will von jeder Art der Weinberge, welche ich beſchrieben habe, beſonders reden, und dabey die vorberührte Ordnung beobachten.

Der Weinſtock, der für ſich ohne Stützen ſtehet, muß in lockerem Lande in eine Grube geſetzt werden, auf dichtem Erdreich in eine Furche. Beyden iſt es ſehr vortheilhaft, wenn man ſie in gemäßigten Gegenden, wo der Sommer nicht ſo ſehr heiß iſt, ein Jahr vorher macht, ehe der Weingarten angelegt wird. Man verſichere ſich aber vorher von der Güte des Erdreichs; denn auf magerem und ſchlechtem Lande macht man die Gruben und Gräben zur Zeit, wenn gepflanzet werden ſoll. Werden ſie ein Jahr vor der Anlegung eines Weinberges aufgeworfen, ſo iſt die Länge und Tiefe von 3 Fuß, und die Breite von 2 Fuß für eine Grube völlig zureichend. Läßt man zwiſchen den Reihen einen Raum von 4 Fuß, ſo iſt am rathſamſten, den Gruben nach allen Seiten ein gleiches Maaß zu geben; nur muß die Tiefe nicht über 3 Fuß ſeyn. Die Pflanzen kommen in die vier Winkel, nachdem man ihnen klein gemachte Erde untergeſtreuet hat, und ſo häuft man die Grube zu.

Von den Zwiſchenräumen der Reihen muß ich zum Unterricht der Landwirthe folgendes erinnern; wollen ſie ihren Weinberg bepflügen, ſo muß der Zwiſchenraum breiter ſeyn; wollen ſie ihn behacken, ſo iſt der Zwiſchenraum enger; niemals aber breiter als 10 Fuß, noch enger, als 4. Viele richten die Reihen ſo ein, daß ſie in der geraden Linie 2 oder höchſtens 3 Fuß zwiſchen den Stöcken laſſen, in der Queere aber die Zwiſchenräume deſto breiter machen, um dem Gräber oder Pflüger Platz zu ſchaffen. Bey dem Pflügen verfährt man ſo, wie ich im dritten Buche gezeiget habe.

Der Carthaginenſer Mago will noch eins bey dem Weinlegen beobachtet wiſſen: nemlich, man ſoll bey der Einpflanzung des Setzlings nicht ſo gleich die ganze Grube mit Erde anfüllen, ſondern nur die Hälfte, und die übrige Hälfte nach und nach in den folgenden zwey Jahren zuſchütten, wodurch, ſeiner Meynung nach, der Wein gezwungen wird, unterwärts Wurzeln zu ſchlagen. Ich will nicht läugnen, daß dieſes an trocknen Orten ſeinen Nutzen hat: wo aber der Boden naß, oder die Witterung regnicht iſt, muß es, meiner Einſicht nach, nicht geſchehen: denn wenn

allzuviel Feuchtigkeit in den halbvollen Gruben ſtehen bleibt, ſo tödtet ſolche die Pflanzen, ehe ſie zum rechten Wachsthum kommen. Ich halte daher für nützlicher, nach der Einlegung der Stöcke die Gruben anzufüllen, aber, ſo bald ſie Wurzeln gefaſſet haben, gleich nach der Herbſtgleiche, ſorgfältig und tief zum Stock zu räumen, die Waſſerwurzeln abzuſchneiden, und ſodann den Stock aufs neue mit Erde anzuhäufen. Beyde Unbequemlichkeiten werden hiedurch vermieden: die Wurzeln empfinden keinen Trieb in die Höhe zu wachſen; und die noch ſchwachen Pflanzen leiden nichts vom ſtarken Regen. Den ſchon ſtärker gewordenen Pflanzen iſt ohne Zweifel der Regen ſehr vortheilhaft, und darum iſt es gut, wenn man in Gegenden, wo der Winter gelinde iſt, die Stöcke ungedeckt ſtehen läßt, und die geräumten Gruben den ganzen Winter hindurch nicht wieder zuziehet.

Die Schriftſteller ſind nicht einig, wie die Setzlinge beſchaffen ſeyn müſſen. Einige halten die Schnittlinge für beſſer zu einem Weingelege, andere die Wurzelreben oder Fächſer. Meine Meynung davon habe ich ſchon in den vorigen Büchern eröffnet. Ich füge nur noch dieſes hinzu, daß es Felder giebt, worin

ver-

verpflanzte Setzlinge nicht ſo gut gedeyen, als die, welche unverrückt darin geſtanden haben: dieſes findet ſich aber ſelten. Man erkundige ſich alſo ſorgfältig, und beobachte,

Was jede Gegend erzielt, und was ſie zu tragen ſich weigert.

Den Setzling, er mag ein Schnittling oder Fächſer ſeyn, muß man ſo ziehen, daß er als Weinſtock ohne Stütze ſtehen kann. Dieſes läßt ſich aber nicht ſogleich zwingen: denn hat der zarte und ſchwache Weinſtock keine Haltung, ſo legt er ſich auf die Erde, und ranket an derſelben fort. Man bindet daher den jungen Stock an einen Rohrſtab, welcher ihn, ſo lange er klein iſt, beſchützet und gleichſam aufziehet, bis er die Höhe erreicht, welche der Weingärtner gut findet. Dieſe muß nicht allzuhoch ſeyn, ſondern auf anderthalb Fuß eingeſchränket werden.

Hat nun der Weinſtock ſeine Stärke, und kann ohne Stützen ſtehen, ſo iſt ſein Wachsthum entweder in dem Kopf oder in den Schenkeln: man ziehet ihn auf beyde Arten, und jede Art hat ihre Liebhaber. Wer den Wein hochſchenklicht bauen will, läßt alles ſtehen, was an dem oberſten Theil des neuen

Weinſtocks, da wo er abgeſchnitten iſt, aus-ſchlägt, und theilt es in vier Aeſte in der Größe eines Fußes, ſo daß jeder nach einer beſondern Himmelsgegend gerichtet iſt. Dieſe Zweige läßt man nicht gleich im erſten Jahre ſo lang wachſen, damit der noch dünne Stock nicht zu ſehr beſchweret werde, ſondern durch vielfältiges Beſchneiden gelangen ſie endlich zu dieſer Länge. Aus den Schenkeln läßt man gleichſam einige Hörner hervorgehen, ſo daß ſich der Weinſtock in die Ründe aus-breitet. Mit dem Beſchneiden verfährt man eben ſo, wie mit dem Wein an Geländern, nur mit dem Unterſchiede, daß man anſtatt der längeren Schoſſe nur Knothölzer von vier oder fünf Augen ſchneidet, und anſtatt der Spahrreben ſo genannte Hinterzäpflein von zwey Augen.

Bey den zwergartigen Weinſtöcken ſchneidet man die Schößlinge bis hart an dem Stamm weg, und läßt nur ein oder zwey Augen an dem Stamme ſelbſt. Dieſes kann an wäſſeri-gen und ſehr fetten Orten ſicher geſchehen, da die Erde Kräfte hat, Früchte und Zweige hervorzubringen. Dieſe Art von Weinbergen wird ſtark gepflügt, und deswegen nimmt man dem Weinſtock die Zweige, weil ſodann

an

an dem Stamm nichts hervorraget, was von dem Pfluge und den Ochſen beſchädiget werden kann. Denn bey den hochſchenklichten Weinſtöcken pflegen die Ochſen gemeiniglich mit ihren Füßen oder Hörnern die zarten Ranken abzubrechen; oft geſchiehet es auch mit der Pflugſterze, wenn der fleißige Pflüger hart an der Reihe wegpflügen, und das Land ſo nahe bey den Weinſtöcken, als möglich, bearbeiten will.

So gehet man mit hochſchenklichten und zwergartigen Weinſtöcken um, ehe ſie ausſchlagen. Haben ſie Knoſpen gewonnen, ſo ſchickt man den Gräber in den Weinberg, welcher die Stellen umhacken muß, wohin der Pflug nicht hat kommen können. Wenn der Weinſtock ferner Schoſſe getrieben hat, ſo ſchreitet man zur Breche, nimmt die überflüßigen Zweige weg, und läßt die fruchttragenden Schoßreben ſtehen: wenn dieſe zu Hölzer geworden ſind, werden ſie in der Rinde angeheftet. Dieſes geſchiehet aus zwo Urſachen, erſtlich damit die Zweige, wenn man ihnen volle Freyheit läßt, nicht zu geil wachſen, und alle Nahrungsſäfte an ſich ziehen; zweytens, damit durch das Heften des Wein-

ſtocks Raum zum abermaligen Pflügen und Hacken geſchafft werde.

Das Abblaten (oder die Breche) geſchiehet auf dieſe Weiſe. An ſchattigen, naſſen und kalten Orten nimmt man den Zweigen im Sommer die Blätter, damit die Früchte reifen können, und nicht verfaulen: in trocknen, warmen und an der Sonne liegenden Gegenden läßt man hingegen den Trauben die Blätter zur Bedeckung, und wenn der Weinſtock nicht blättereich iſt, ſo deckt man die Früchte mit Zweigen von andern Bäumen, auch wol mit Stroh. Mein Vaterbruder, Marcus Columella, ein Mann von großen Wiſſenſchaften, und ein fleißiger Landwirth in dem ſüdlichen Spanien, pflegte bey dem Aufgange des Hundsſterns die Weinberge mit Decken von Palmbäumen zu beſchatten, weil um dieſe Zeit einige Gegenden dieſer Provinz ſo viel vom Oſtwind leiden, welchen die Einwohner Vulturnus nennen, daß die Früchte gleichſam als vom Feuer verbrannt werden, wenn ſie nicht Decken zum Schutz haben.

Dieſes iſt die Bauart des hochſchenklichten und zwergartigen Weins: die Stöcke, welche auf einer Queerlatte ruhen, oder an rund herum geſetzte Rohrſtäbe gebunden werden,

brau-

brauchen faſt eben die Wartung, als die an den Geländern ſtehen. Ich weiß jedoch, daß einige bey dem an Rohrſtäben gezogenen Wein, vornemlich bey der gelblichen Art, lange Schoßreben, nach Art der Senker, in die Erde legen, die Spitzen davon aber an den Rohrſtäben in die Höhe gehen laſſen, und zu Wein treiben, welche unſere Weinbauer Grubreben, die Gallier aber Candoſocios nennen. Sie legen ſie blos aus der Urſache in die Erde, weil ſie glauben, daß die fruchttragenden Rebenranken von der Erde mehr Nahrung erhalten: deswegen ſchneiden ſie ſolche nach der Weinleſe, als unnütze Zweige, von dem Stamm ab. Nach meinen Regeln aber kann man dieſe Schoßreben, wenn man ſie von dem Mutterſtock abgeſchnitten hat, als Fächſer brauchen, ſowol wenn in den Reihen Stöcke ausgegangen ſind, als bey einem neuen Weingelege: denn die Theile der Rebe, welche in der Erde gelegen haben, haben Wurzeln gnug, daß ſie ſogleich in die Gruben gelegt werden können, und in Geſchwindigkeit bekommen.

Der Anbau der auf der Erde liegenden Weinberge iſt noch übrig. (124) Dieſer findet

(124) In der Perſiſchen Provinz Gilan läßt man noch itzt einen Theil der Weinſtöcke frey für

der nur bey der ungeſtümſten Witterung Statt, weil er mit ſchwerer Arbeit des Landmanns verknüpft iſt, und niemals Wein von edlem Geſchmack giebt. Macht aber die Beſchaffenheit des Landes dieſe Art von Weingelege nothwendig, ſo legt man die Schößlinge in Gruben von 2 Fuß. Wenn dieſe hervorſchieſſen, ſo laſſe man nur einen Zweig ſtehen, und ſchneide denſelben im erſten Jahre nur auf zwey Augen. Von den daran ſich zeigenden Schoſſen des folgenden Jahrs läßt man einen ſtehen, und nimmt die andern weg. Dieſer Schoſſe wird, wenn er getragen hat, ſo weit abgeſchnitten, daß er im liegen nicht länger iſt, als die Weite des Zwiſchenraums. Sonſt iſt kein großer Unterſchied zwiſchen dem Beſchneiden eines liegenden und ſtehenden Weinberges: nur ſchneidet man die Schößlinge eines liegenden Weinberges kürzer, und die Hinterzäpflein bleiben nicht länger als eine Warze. Nach dem Schnitt, welcher bey dieſer Weinbauart unumgänglich im Herbſt geſchehen muß, wird der ganze Weinſtock nach der

für ſich wachſen, und auf dem Boden herumkriechen. (Kaempferi Amoenit. Exot. Faſc. II. Relat. 8. p. 374 &c.)

der andern Seite übergebogen, und auf dem ledigen Zwiſchenraum geleget: dann wird der Platz, wo er vorher lag, entweder umgegraben oder gepflügt: nach dieſer Beſtellung des Landes giebt man dem Weinſtock ſeine alte Lage wieder, damit der andere Platz auch könne bearbeitet werden.

Wegen der Breche eines ſolchen Weinberges ſtimmen die Schriftſteller nicht überein: einige wollen, man ſoll den Weinſtock nicht blößen, damit die Früchte gegen Wind und Vieh beſſer verborgen ſeyn mögen; andere entblättern ihn, jedoch ſparſam, damit der Weinſtock nicht ganz von überflüßigen Blättern beſchweret werde, doch auch ſeine Früchte ſchützen und bedecken könne: und dieſes ſcheint mir am vernünftigſten.

Sechster Abſchnitt.

Dieſes wäre gnug von den Weinbergen. Wir wollen nun von den Bäumen handeln, woran der Wein gezogen wird. (125)

Wer

(125) Die Gewohnheit der Alten, den Wein an Bäumen zu ziehen, hat in neueren Zeiten wenig Nachfolger gefunden, weil der Wein nicht ſo gut geräth, als nach der gewöhnlichen Me-

Wer einen ſtarkbepflanzten, ſymmetriſchen und fruchtbaren Baumgarten haben will, muß den Garten nicht durch das Abſterben der Bäume leer werden laſſen, ſondern wenn ein Baum von Alter oder durch die Witterung Schaden gelitten hat, muß er weggenommen, und ein junger Baum an ſeine Stelle geſetzt werden. Dieſes kann leicht erhalten werden, wenn man eine Baumſchule von Ulmbäumen hat. Mich ſoll die Mühe nicht verdrieſſen, zu zeigen, was eine ſolche Baumſchule ſey, wie und von von welcher Art ſie angelegt werden müſſe.

Es giebt zwo Gattungen von Ulmbäumen, die Galliſche und die einheimiſche; jene nennet man den Atiniſchen Ulmbaum, dieſe den unſrigen. Tremellius Scrofa iſt in der irrigen Meynung, der Atiniſche Ulmbaum trage keinen

Methode, und ſowol das Beſchneiden, als die Weinleſe, wegen der Höhe beſchwerlich und langweiliger iſt. Doch iſt die Gegend um Reggio und Modena noch mit Ulmbäumen bepflanzt, deren jeder eine oder zwo große Weinſtockreben trägt, wovon der Wein aber nicht der beſte iſt. (Neue Nachr. von Italien, S. 135.) Auch ſchlingt ſich an einigen Orten Perſiens der Wein um die Bäume (Hamvay Perſianiſche Reiſebeſchr. I. 205. Olearii Perſiſche Reiſeb. S. 216.)

keinen Saamen. Es iſt wahr, daß er nicht viel davon trägt, und darum halten ihn die meiſten für unfruchtbar, weil der Saame unter dem Laube, welches zuerſt ausſchlägt, verborgen iſt, wesfalls ihn itzt niemand durch Saamen, ſondern durch Einleger fortpflanzet. Der Atiniſche Ulmbaum wächſt ſchöner und höher, als der unſrige, auch iſt ſein Laub dem Rindvieh angenehmer. Iſt das Vieh lange damit gefüttert, ſo ekelt ihm vor allem andern Laube. Wo möglich, bepflanzt man daher das ganze Feld mit Atiniſchen Ulmbäumen, oder wenigſtens giebt man ſich Mühe, daß die eine Hälfte Atiniſche, und die andere Hälfte einheimiſche ſind. Sodann vermiſcht man die Blätter von beyden Sorten unter einander: dieſes iſt eine Art von Gewürz für das Vieh, welches es auf das Freſſen begieriger macht.

Der Weinſtock wächſet am beſten am Schneeballenbaum, nächſtdem am Ulmbaum, und endlich an der Eſche. Die meiſten verwerfen den Schneballenbaum, denn er hat wenig Laub, und welches ohnedas nicht gut für das Vieh iſt. Die Eſche pflanzt man an rauhen und bergichten Oertern, wo der Ulmbaum nicht wächſet, weil ſie den Schafen und

Ziegen

Ziegen ſehr angenehm, und auch für das Rindvieh nicht ohne Nutzen iſt. Der Ulmbaum wird aber doch faſt durchgehends vorgezogen, weil er den Wein am beſten vertragen kann, den Rindern das angenehmſte Futter giebt, und auf verſchiedenen Erdarten wächſt. Wer alſo einen Baumgarten zu haben wünſcht, um Wein an Bäumen zu ziehen, muß eine Pflanzſchule von Ulmbäumen oder Eſchen auf nachher beſchriebene Art anlegen: die Zweige des Schneeballenbaums aber pflanzt man gleich da, wo man den Wein an ihn ziehen will.

Auf fettem und wenig naſſem Lande gräbt man die Erde mit einem Grabſcheid um, egget ſie ſorgfältig, läßt ſie mürbe werden, und macht im Frühling Beeten daraus: auf dieſe ſäet man ſehr dick den Saamen, welcher nun eine röthliche Farbe hat, und viele Tage an der Sonne gelegen hat, doch ſo, daß er etwas ſaftig und zähe bleibt. Auf den ausgeſtreueten Saamen ſichtet man zween Finger hoch lockere Erde, begieſſet das Land mäßig, und breitet Stroh auf die Beeten, damit die Vögel die hervorſproſſenden Keime nicht abfreſſen. Wenn die Pflanzen aufgelaufen ſind, nimmt man das Stroh weg, und reiſſet das

Un-

Unkraut mit den Händen aus: dieſes muß aber behende und mit Vorſicht geſchehen, damit die zarten und kurzen Wnrzeln der Ulmbäume nicht mit ausgeriſſen werden. Die Beeten müſſen ſo ſchmal ſeyn, daß man bey dem Jäten die Mitte derſelben mit der Hand erreichen kann: ſind ſie breiter, ſo werden die Pflanzen mit den Füßen zertreten, und leiden Schaden. Im Sommer vor Sonnenaufgang, oder des Abends, muß die Pflanzſchule nicht ſowol begoſſen, als beſprenget werden. Sind die Pflanzen drey Fuß hoch, ſo verſetzet man ſie in einen andern Pflanzgarten. Damit ſie aber nicht zu tiefe Wurzeln ſchlagen, (welches viel Arbeit koſten würde, wenn ſie zu etwaniger abermaliger Verſetzung ausgenommen werden ſollen,) ſo macht man kleine Gruben, anderthalb Fuß von einander, krümmt die Wurzeln, wenn ſie kurz ſind, in einen Knoten zuſammen, oder beugt ſie in einen runden Kreis, wenn ſie lang ſind, beſchmiert ſie mit Rindermiſt, legt ſie in die Gruben, und tritt die Erde um die Pflanze ſorgfältig ein. Auf gleiche Art können die aus den Schnittlingen gezogenen Pflanzen eingelegt werden, und bey den Atiniſchen Ulmen iſt dieſes nothwendig, weil ſie nicht aus dem

Saamen gezogen werden. Dieſe werden aber beſſer im Herbſt als im Frühling geſetzt: ihre kleinen Zweige werden mit der Hand weggenommen, weil ihnen in den erſten zwey Jahren der Schnitt ſchädlich iſt. Im dritten Jahre werden ſie endlich mit einem ſcharfen Gartenmeſſer beſchnitten, und auch, wenn ſie zum Verpflanzen tüchtig ſind. Die rechte Zeit, ſie zu verſetzen, iſt von der Zeit des Herbſtes an, wenn die Erde vom Regen naß iſt, bis in den Frühling, ehe ſich die Wurzeln bey dem Ausnehmen abſchälen. In lockerem Erdreich macht man Gruben von drey Fuß nach allen Seiten, in dichtem Lande Furchen von eben der Tiefe, worin die Bäume geſetzt werden. Auf naſſem und nebligem Boden pflanzt man die Ulmbäume ſo, daß die Zweige gegen Morgen und Abend gekehrt ſind, damit auf die Mitte des Baums, woran der Weinſtock befeſtiget iſt, mehr Sonne falle. Hat man eine Nebenabſicht auf das Korn gerichtet, ſo läßt man in gutem Lande zwiſchen den Ulmbäumen 40 Fuß, auf magerem Felde 20. Wenn ſie anfangen in die Höhe zu ſchieſſen, hält man ſie unter dem Meſſer, und theilet ſie gleichſam in Stockwerke ab. Dieſen Namen giebt der Landmann den hervorragenden

Zwei=

Zweigen und Aeſten, und ſchneidet ſie bis⸗weilen nahe am Stamme weg, bisweilen läßt er ſie länger wachſen, damit der Weinſtock ſich weiter ausbreite. Dieſes iſt auf fettem Lande beſſer, jenes auf magerem. Die ſo⸗genannten Stockwerker müſſen nicht über drey Fuß von einander ſeyn, und ſo eingerichtet werden, daß der oberſte Zweig nicht in einer Linie mit dem unterſten ſtehe, weil ſonſt die hervorſproſſenden Schoſſen Schaden leiden, und die Frucht verlohren gehet.

Man mag einen Baum pflanzen, welchen man will, ſo muß er in den erſten zwey Jah⸗ren nicht beſchnitten werden. Wenn dem⸗nächſt der Ulmbaum einiges Wachsthum er⸗halten hat, muß er im Frühlinge, ehe ſich die Rinde abblättert, bis über den ſchönſten Aſt abgeköppet werden, doch muß der Stamm etwa dreyviertel Fuß über den Aſt ſtehen blei⸗ben, damit der Zweig an ihn geleitet und ge⸗bunden werden könne, und in die Höhe zu wachſen gezwungen werde. Ueber ein Jahr wird dieſer Theil des Stammes völlig wegge⸗ſchnitten, und der Schnitt geebnet. Hat der Baum keinen tüchtigen Zweig, ſo iſt es gnug, den Stamm neun Fuß von der Erde abzu⸗hauen, damit die neuen Sprößlinge vor dem

Vieh ſicher ſind. Am beſten iſt, den Baum mit einem Hieb abzuhauen, ſonſt muß man ihn abſägen, die Stelle mit dem Gartenmeſſer ebnen, und, damit Sonne und Regen nicht eindringen können, mit Leim verſtreichen, der mit Spreu vermiſcht iſt. Nach einem oder zwey Jahren, wenn die ausgeſchlagenen Zweige die gehörige Stärke erhalten haben, werden die überflüßigen weggeſchnitten, und die tauglichen in die gehörige Ordnung gebracht. Wenn ein Ulmenbaum von der erſten Zeit an, da er geſetzt wird, gut fortkommt, ſo nimmt man die öberſten Zweige mit dem Gartenmeſſer glatt an dem Stamme weg: ſind dieſe Zweige aber ſtark, ſo ſchneidet man ſie ſo, daß ein kleiner Stummel an dem Stamme ſtehen bleibt. Hat der Baum nachher größere Stärke bekommen, ſo ſchneidet man alles dieſes ſo tief weg, als man mit dem Gartenmeſſer kommen kann, und ebnet es, doch muß der Hauptſtamm dabey nicht verletzt werden.

Ein Ulmbaum, an dem man Wein ziehen will, muß folgendermaßen eingerichtet werden. Auf fettem Lande muß er 8 Fuß von der Erde ohne Zweige ſeyn, auf magerem Boden 7 Fuß. Weiter in der Höhe theilt man

man den Baum in der Ründe in drey Theile, und läßt an jeder von den drey Seiten einen Aſt wachſen, welche das erſte Stockwerk ausmachen. Drey Fuß höher läßt man andere Zweige herauswachſen, allein nicht in gleicher Linie mit den vorigen: und ſo iſt die Einrichtung des Baums bis in die Spitze. Bey dem Ausſchneiteln muß man ſich hüten, die Stümmel, welche man ſtehen läßt, nicht zu lang zu laſſen, aber auch die Zweige, welche man wegnimmt, nicht ſo ſcharf zu beſchneiden, daß der Stamm verletzt wird, oder die Rinde ſich ablöſet. Denn es iſt dem Ulmbaum nicht vortheilhaft, wenn er von ſeiner Rinde entblößet wird, und man muß ſich hüten, keine allzugroße Wunde in den Baum zu machen, weil nicht leicht Rinde wieder darüber wächſet. Die beſtändige Wartung des Baums beſtehet nicht allein in Beobachtung der angeführten Stücke, ſondern man muß auch die Erde um den Stamm umgraben, und ein Jahr um das andere die ausgeſchlagenen Zweige abſchneiden oder auch anbinden, damit der allzuſtarke Schatten dem Weine nicht ſchade. Wenn der Baum alt wird, macht man eine Oeffnung bey einem Zweige, und hölet ihn bis an das

Mark aus, damit die Feuchtigkeit, welche ſich oben geſetzt hat, ablaufen könne.

Es iſt gut, den Weinſtock an den Baum zu pflanzen, ehe der Baum zu ſtark wird. Setzt man den Weinſtock an einen ſehr zarten Ulmbaum, ſo kann dieſer die Laſt nicht aushalten: iſt der Baum aber alt, an welchem man einen (jungen) Weinſtock ſetzt, ſo gehet der Wein aus. Folglich müſſen die Bäume und Weinſtöcke von gleichem Alter und Kräften ſeyn. Wenn man den Wein an die Ulmen ſetzen will, ſo macht man für den Fächſer eine Grube, zween Fuß breit, und in leichter Erde eben ſo tief, in ſchwerem Erdreich aber noch dreyviertel Fuß tiefer, die Länge muß von 6, wenigſtens von 5 Fuß, ſeyn. Dieſe Grube muß aber zum wenigſten anderthalb Fuß vom Baume entfernet ſeyn: denn, iſt ſie näher an dem Fuße des Baums, ſo kann der Weinſtock nicht wohl Wurzel ſchlagen, und wenn es auch geſchiehet, ſo wird er doch durch das Wachsthum des Baums gedämpfet. Wenn es die Umſtände erlauben, ſo mache man dieſe Grube im Herbſt vorher, damit ſie durch Regen und Froſt mürbe werde. Um die Frühlingsgleiche werden zween Weinſtöcke, (damit der Baum geſchwinder bekleidet werde) einen

einen Fuß von einander, in die Grube gepflanzt. Man gebe aber Acht, daß es nicht im Nordwinde geſchiehet, und die Stöcke nicht naß ſind, ſondern trocken in die Erde kommen. Dieſe Anmerkung empfehle ich nicht nur bey dem Weinpflanzen, ſondern auch bey den Ulmen und übrigen Bäumen. Auch muß man bey der Umſetzung aus der Baumſchule die eine Seite mit Rothſtein zeichnen, damit der Baum wieder ſo zu ſtehen kommt, als er in der Baumſchule geſtanden hat: denn es kommt viel darauf an, daß ſie nach der Himmelsgegend gerichtet ſind, woran ſie vom Anfang gewohnt ſind.

In Gegenden, die an der Sonne liegen, wo die Witterung nicht zu kalt noch regnicht iſt, iſt die beſte Pflanzzeit für Bäume und Weinſtöcke im Herbſt nach der Tagesgleiche. Meiner Meynung nach müſſen ſie folgendermaßen gepflanzt werden: man ſtreuet von der oberſten feingepflügten Erde einen halben Fuß hoch in die Grube, breitet alle Wurzeln aus einander, ſetzt die Stämme ein, und bringet Miſt darauf. Geſchiehet dieſes nicht, ſo muß man ſie mit lockerer Erde bedecken, und dieſelbe um den eingeſetzten Stamm eintreten. Weinſtöcke werden am Ende der Grube einge-

legt, ihre Schoſſe ragen aus der Grube hervor, gehen an den Baum in die Höhe, und müſſen gegen das Vieh durch eine Umzäunung verwahrt werden. In heiſſen Gegenden muß man die Pflanzen an den mitternächtlichen Theil des Baums ſetzen; in kalten Gegenden gegen Mittag; in gemäßigten Gegenden gegen Morgen oder Abend, damit ſie nicht den ganzen Tag hindurch beſtändig entweder Sonne oder Schatten haben.

Bey der erſten Beſchneidung will Celſus das Rebmeſſer nicht gebraucht wiſſen, ſondern man ſoll die Schößlinge in Bogen zuſammen drehen, und um den Baum winden, damit aus der Bogruthe ſtarke Schoſſen hervorſprieſſen, wovon der ſtärkſte im folgenden Jahr den Kopf des Weinſtocks abgeben kann. Mich hat aber eine lange Erfahrung gelehrt, daß es vortheilhafter iſt, gleich im Anfange das Meſſer zu gebrauchen, und den Weinſtock nicht durch überflüßige Zweige verwildern zu laſſen. Ich beſchneide ſogar die erſte Schoßrebe, welche man ſtehen läßt, auf zwey oder drey Augen, damit ſie deſto ſtärkere Schoſſe treibe: wenn dieſe die erſten Zweige des Baums erreicht haben, ſo leitet man ſie bey dem erſten Schnitt an alle Zweige. Außerdem

leitet

leitet man eine Schoßrebe an dem Stamm herauf in die Höhe zu dem oberſten Stockwerk.

Bey dem Fortbau des nun in Ordnung gebrachten Weinſtocks beobachten die Landwirthe gewiſſe Vorſchriften: die meiſten ziehen die Reben an das unterſte ſogenannte Stockwerk, weil es ihnen um die größere Menge der Früchte zu thun iſt, und die Wartung hier auch leichter iſt. Wer aber ſein Augenmerk auf die Güte des Weins richtet, ziehet den Wein bis oben an den Baum hinauf. So wie ein jeder Schoſſe aufſchießt, ſo ziehet man ihn an einen hohen Zweig, und die oberſte Schoßrebe iſt in der Höhe des Baums, nemlich man leitet die zween äußerſten Schößlinge an dem Stamm hinauf, bis in die Spitze, und ſo wie ein Aſt des Baums ſtark wird, bekleidet man ihn mit Schoßreben, und zwar, je ſtärker der Zweig iſt, je mehr Reben kann man ihm geben, auf dünnere Aeſte leitet man wenige.

Ein neuer Weinſtock muß mit drey Bänden an den Baum geheftet werden: mit dem erſten unten, vier Fuß von der Erde; mit dem andern oben in der Höhe; und in der Mitte noch mit einem. Das unterſte Band muß man

um den Weinſtock legen, ob es ihm gleich Kräfte nimmt, denn dieſes iſt bisweilen nothwendig, wenn nemlich der Baum keine Zweige hat, oder ein allzuſtarker Stock zu geil wächſt.

Mit dem Schnitt verfährt man folgendermaßen; alle alte Hölzer, welche im vorigen Jahre getragen haben, werden weggeſchnitten: den jungen Schoſſen nimmt man die Gäbelein und Afterzähne, und beſchneidet ſie. Iſt der Weinſtock von einem frechen Wachsthum, ſo werden die oberſten Schoſſe über die Aeſte des Baums geleitet; iſt der Weinſtock mager, ſo geſchiehet es mit den Schoſſen, welche dem Stamm am nächſten ſitzen, und bey mittelmäßigem Wein mit Schößlingen aus der Mitte: denn die höchſten Reben bringen die meiſte Frucht; die niedrigſten erſchöpfen und ſchwächen den Stock am wenigſten. Vornemlich iſt den Weinſtöcken zuträglich, wenn ſie alle Jahr losgebunden werden: man kann ſie bequemer handhaben, und es iſt eine Art von Erholung für ſie, wenn ſie an einer friſchen Stelle angebunden werden, es ſchneidet nicht ſo tief ein, und ſie wachſen beſſer. Man leitet die Schoßreben ſo über die Stockwerke, daß man ſie bey dem dritten oder vierten Auge anbindet und herunter hangen läßt, das Band

muß

muß aber nicht ſcharf zugezogen werden, damit es nicht in den Wein einſchneide. Sollte das Stockwerk zu weit entfernet ſeyn, als daß man mit Bequemlichkeit die Schößlinge dahin leiten könnte, ſo bindet man die Schoſſe über dem dritten Auge an den Weinſtock. Die Urſachen hievon ſind dieſe; die Theile der Rebe, welche herunter hangen, bringen Früchte, die aber, welche angebunden ſind, wachſen in die Höhe, und treiben im folgenden Jahre Schoſſe.

Die Schoßreben ſind von zweyerley Gattung: einige wachſen aus dem harten Holze, und werden Laubreiſer genannt, weil ſie im erſten Jahre gemeiniglich Blätter ohne Frucht bringen; andere treibt das jährige Holz: dieſe tragen gleich, und heiſſen deswegen Fruchtſchoſſen. Um hievon allezeit einen Ueberfluß zu haben, ſo muß man die Rebſchoſſe über dem dritten Auge anbinden, damit das, was innerhalb dieſes Bandes iſt, Schoſſe treibe.

Wenn der Weinſtock alt und ſtark geworden iſt, ſo muß man Senkreben an die nächſten Bäume leiten, und ſie nach zwey Jahren abſchneiden, und auch andere junge Schößlinge pflanzen, weil ſie den Weinſtock zu ſehr beſchweren, wenn man ſie zu alt werden läßt.

Bisweilen kann der Weinſtock den ganzen Baum nicht bekleiden: man legt ſodann mit Nutzen einen Theil des Weinſtocks in die Erde, und läßt zwo oder drey Senkreben an den Baum in die Höhe gehen, damit er durch mehr Stöcke deſto geſchwinder bekleidet werde.

Bey einem jungen Weinſtock muß man kein Laubſchoß ſtehen laſſen, es möchte dann an einem Ort gewachſen ſeyn, von wannen man es an einen ledigen Aſt leiten kann. Bey alten Weinſtöcken kann man die Laubreiſer brauchen, ſie mögen gewachſen ſeyn, wo ſie wollen. Den größten Theil davon kann man ſehr wohl auf drey Augen ſchneiden, da ſie denn im folgenden Jahre Holz bringen. Wenn ein Laubreis, daß an einem guten Orte gewachſen iſt, bey dem Beſchneiden oder Heften bricht, ſo muß man es nicht ganz wegnehmen, wenn nur ein Auge daran übrig iſt: denn im nächſten Jahre wird dieſes eine Auge eine deſto ſtärkere Schoßrebe treiben. Niedergebogene Weinreben nennet man diejenigen, welche aus den heurigen Schoſſen hervorſproſſen, und an den harten Stamm geheftet werden. Dieſe tragen reichlich, thun aber dem Mutterſtock vielen Schaden. Man biege alſo die Schoßreben nicht niederwärts, wenn es nicht am äußer-

äuſerſten Ende der Baumäſte iſt, oder der Weinſtock ſchon höher iſt, als der Gipfel des Baums. Will aber doch jemand dieſes um der Fruchtbarkeit willen unternehmen, ſo drehe er den Zweig um, binde ihn an, und leite ihn niederwärts herab, denn hinter der Stelle, wo die Rebe eingebogen iſt, wird ein ſtarker Schoß hervorſproſſen, und ſie wird, wenn ſie auch noch ſo reichlich trägt, doch nicht ſo viel Kräfte an ſich ziehen, wenn ſie gleich unterwärts gekehrt iſt. Länger als ein Jahr aber muß man ſie in dieſen Umſtänden nicht laſſen. Andere Zweige wachſen aus dem jungen Stock, und werden an das zarte Holz gebunden, ſo, daß ſie herabhangen. Sie zeugen ſowol Früchte als Rebenranken. Man kann aus einem Knoten zwey Wachshölzer ſtehen laſſen, denn ich habe oben gezeiget, wie viel Kräfte eine Laubrebe beſitzet. Ein Nebenſchoß, welcher in der Mitte zwiſchen zween Zweigen wächſet, wird der Geiz genannt. Dieſer iſt nach meiner Erfahrung, das ſchlimmſte Weingewächs, weil er keine Frucht trägt, und die beyden Schößlinge, zwiſchen welchen er ſitzet, ſchwächet: man muß ihn daher wegräumen.

Die

Die meiſten haben die ungegründete Meynung, ein ſtarker und frecher Weinſtock werde fruchtbarer, wenn man ihn mit viel Schößlingen beſchwert: allein viele Schößlinge zeugen viele Laubreiſer, das allzudicke Laub wird der Blüte hinderlich, giebt dem Nebel und dem Thau einen allzulangen Aufenthalt, und die Trauben verderben gänzlich. Nach meiner Einſicht muß ein ſtarker Weinſtock in verſchiedene Aeſte abgetheilt, und durch Rebenſenke ausgebreitet und erweitert werden; die noch übrigen Schoſſen leitet man herunterwärts; wenn der Stock noch zu frech wächſt, ſo läßt man den Schoßreben ihre Freyheit, und macht auf dieſe Art den Weinſtock fruchtbarer.

Ein mit Wein dickbewachſener Baum iſt einträglich, und fällt ſchön ins Auge: wenn aber ein Theil der Stöcke vom Alter ausgehet, verliert er die Nutzbarkeit und Schönheit. Um dieſes zu vermeiden, muß ein fleißiger Landwirth die Bäume, ſo bald ſie alt ſind, wegnehmen, und neue Bäume und Weinſtöcke an ihre Stelle ſetzen. Hiezu bedient man ſich nicht der Wurzelreben, denn es gehet zwar auch an, allein die Senke hat größere Vorzüge. Das Verfahren mit beyden iſt dem obenangeführten ähnlich.

Dieſes

Dieſes mag von der Italiäniſchen Art, Wein an Bäumen zu ziehen, genug ſeyn.

Siebender Abſchnitt.

Man hat in Gallien eine andere Art, den Wein an Bäumen zu ziehen, welche man die niedrige Art nennen könnte. Dieſe erfordert einen niedrigen und nicht ſtark belaubten Baum. Der Schneeballenbaum ſcheint hiezu am geſchickteſten. Dieſer Baum iſt einem Cornelbaum ähnlich: ja die meiſten nehmen zu dieſem Behuf Cornelbäume, Hagbüchen, Quitſchenbäume, bisweilen auch Weiden. Die Weide braucht man aber nur an wäſſerigen Orten, wo andere Bäume ſchwerlich bekommen, denn ſie verdirbt den Geſchmack des Weins. Auch der Ulmbaum kann dazu eingerichtet werden, wenn man ihn, da er noch zart iſt, abköppet, und nicht über 15 Fuß hoch werden läßt. Denn ich habe bemerket, daß man gemeiniglich in ſolchen niedrigen Weingebüſchen an trocknen und bergichten Oertern die Stockwerke acht Fuß hoch macht, und in ebenen und naſſen Gegenden zwölf Fuß hoch. Man theilt den Baum gemeiniglich in drey Aeſte, aus jedem läßt man an beyden

Seiten viele Zweige wachſen, faſt alle Reiſer werden zu gleicher Zeit weggenommen, wenn man den Wein beſchneidet, damit ſie nicht zu viel Schatten machen. Wenn man zwiſchen dieſe Bäume kein Korn ſäet, ſo läßt man 20 Fuß Raum an beyden Seiten zwiſchen ihnen: wird aber das Land beſäet, ſo bleiben an der einen Seite vierzig, und an der andern Seite zwanzig Fuß. Uebrigens verfährt man, wie bey dem Italiäniſchen Baumweine: das Holz wird in lange Gruben eingelegt, man giebt ſorgfältig Achtung darauf, und leitet es an die Zweige hinauf, alle Jahre bringt man durch neue Weingeſenke von den nächſten Bäumen das Weingelege unter ſich in Verbindung, und ſchneidet das alte Holz weg. Wenn ein Setzling den andern nicht berührt, ſo bindet man zwiſchen beyde eine Rebenranke. Wenn nachher die Trauben zu ſchwer werden, giebt man ihnen Stützen.

Je tiefer man das Land unter den Bäumen, woran Wein gezogen wird, pflüget und aufgräbt, deſto mehr Früchte bringen ſie, und die Abſicht des Weinbaues muß beſtimmen, ob dieſes dem Beſitzer vortheilhaft ſey.

Achter

Achter Abſchnitt.

Die Baumzucht iſt überhaupt weniger umſtändlich, als der Weinbau: von allen Bäumen aber erfordert der wichtigſte unter allen, nemlich der Oelbaum, die wenigſten Koſten. Zwar trägt er nicht alle Jahre, ſondern ein Jahr um das andere: er verdient aber doch vorzügliche Aufmerkſamkeit, weil er wenig Wartung braucht, und, wenn er nicht trägt, faſt gar keine Koſten erfordert. Wendet man Koſten auf ihn, ſo verdoppeln ſich die Früchte. Vernachläßiget man ihn viele Jahre, ſo gehet er doch nicht aus, wie der Weinſtock, ſondern bringet ſeinen Herrn auch in der Zeit einigen Nutzen. Erhält er ſodann die gehörige Wartung von neuem, ſo iſt er in einem Jahre wieder im Stande.

Ich glaube alſo, ich müſſe gründlich von dieſem Baume handeln.

So wie verſchiedene Weinſorten ſind, ſo giebt es auch viele Arten von Oelbäumen. Mir ſind aber nur zehn bekannt geworden, die bittere Art, die Meergrasfarbige, die Liciniſche, die Sergiſche, die Naeviſche, die Culminiſche, die runde, die königliche, die längliche, und die Myrtenart. Die frucht-

barſte Gattung iſt die bittere; die ſchönſte, die königliche, welche mehr zur Speiſe, als Oel daraus zu machen dienet. Das Oel von der bitteren Sorte iſt von vortrefflichen Geſchmack, ſo lange es friſch iſt; es verdirbt aber, wenn es alt wird. Die runde und längliche Art ſind gleichfalls beſſer zum Eſſen, als zum Oelmachen. Die Liciniſche Gattung giebt das beſte Oel, die Sergiſche das meiſte, und überhaupt ſind die größeren Gattungen beſſer zur Speiſe, die kleineren zum Oel.

Keine von allen dieſen Gattungen kann ſehr heiſſe oder kalte Witterung vertragen. In heiſſen Gegenden pflanzet man daher die Oelbäume am beſten auf einen Hügel gegen Mitternacht, in kalten Gegenden gegen Mittag. Niedrige Thäler und hohe Berge ſind ihnen nicht vortheilhaft, ſondern mäßige Hügel, ſo wie man ſelbige in Italien bey den Sabinern, (126) und in den ganzen südlichen Spanien ſiehet. Die meiſten ſtehen in der Einbildung, dieſer Baum könne in einer größeren Entfernung vom Meer, als 60 Römiſche Meilen, nicht

(126) Die Sabiner wohneten in der itzigen Landſchaft Sabina, und einem Theil des Spoletaniſchen.

nicht wachſen, (127) oder er ſey wenigſtens nicht fruchtbar: allein er kommt doch an einigen Orten recht gut fort. Die bittere Sorte ſtehet die Hitze am beſten aus: die Sergiſche Gattung die Kälte.

Die beſte Erde für Oelbäume beſtehet aus einer Unterlage von Kies, auf welcher vermiſchte Kreide und Sand lieget. Fetter Sand iſt gleichfalls ſehr zuträglich, nicht weniger wächſet der Baum ganz gut in dichter Erde, wenn ſie naß und fruchtbar iſt. Die Kreide allein iſt gänzlich zu verwerfen, insbeſondere wenn ſie voll Quellen iſt, und die Näſſe darin beſtändig ſtille ſtehet. Magerer Sand und und bloßer Kies iſt den Oelbäumen zuwieder: zwar gehen ſie in ſolchem Erdreich nicht aus, ſie werden aber niemals ſtark. Man kann ſie auf Kornland pflanzen, oder wo Erdbeerbäume und Steineichen geſtanden haben. Die rechten Eichen aber, wenn ſie gleich abgehauen ſind, laſſen doch Wurzeln nach, welche den Oelgärten ſchädlich ſind, und ſolche durch ihr Gift tödten.

Cc 2 So

(127) Eine römiſche Meile iſt beynahe einer Italieniſchen Meile, oder einer geographiſchen, oder ſogenannten deutſchen Viertelmeile gleich.

So viel hatte ich von den Bäumen überhaupt zu ſagen. Nun will ich die Wartung nach ihren Theilen beſchreiben.

Neunter Abſchnitt.

Ein Pflanzgarten für Oelbäume muß angelegt werden, wo der Himmel frey iſt. Die Erde muß mittelmäßig ſtark, aber ſaftig, weder dicht, noch locker, doch eher dieſes als jenes ſeyn: dieſe Erdart fällt in das Schwarze. Hat man ſie drey Fuß tief aufgehackt, und mit einem tiefen Graben umgeben, damit das Vieh nicht hinzu kann, ſo läßt man ſie mürbe werden. Dann wählet man von den Bäumen junge, gerade und fruchtbare Zweige, die man umſpannen kann: aus dieſem ſchneidet man friſches Setzholz, doch muß weder die Rinde, noch irgend ein anderer Theil, auſſer der Stelle, wo man es abſäget, verletzet werden. Dieſes vermeidet man leichtlich, wenn man unter dem Aſt eine Stütze ſetzet, und dieſelbe an dem Ort, wo der Zweig ſoll abgelöſet werden, mit Heu oder Stroh belegt, damit die Setzlinge auf eine gelinde Art und ohne Beſchädigung der Rinde abgetrennet werden.

Jedes

Jedes Setzholz ſäget man anderthalb Fuß lang, und ebnet den Einſchnitt an beyden Seiten mit dem Gartenmeſſer. Man zeichnet ferner die Setzlinge mit Rothſtein, damit man ihren vorigen Stand beobachten könne, und der unterſte Theil in die Erde, und der oberſte in die Höhe komme. Denn wenn man ſie verkehrt einſetzt, ſchlagen ſie ſchwerlich Wurzel, und wenn ſie ja auch noch ſo ſtark wachſen, bleiben ſie doch beſtändig unfruchtbar.

Auf das Setzholz ſchmieret man oben und unten Miſt mit Aſche vermiſcht, und legt es ganz in die Erde, ſo, daß es vier Fingerbreit lockere Erde über ſich hat. Nahe bey den Setzlingen ſteckt man an beyde Seiten zween Pfähle, welche oben an einander befeſtiget werden, damit ſie nicht ſo leicht ausgeriſſen werden. Dieſes hat ſeinen Nutzen, weil ſonſt die Gräber aus Unwiſſenheit bey dem Umhacken und Jäten des Pflanzgartens, die eingelegten Setzlinge beſchädigen möchten.

Einige halten für beſſer, Knoſpen tragende Reiſer einzuſetzen, und nach der Schnur ihnen den Platz anzuweiſen.

Man wähle, welche Art man will, ſo muß man nach der Frühlingsgleiche pflanzen. Im erſten Jahr wird der Pflanzgarten oft

gegätet, im andern und folgenden Jahren aber gehackt, wenn die Wurzeln der Pflanzen ſchon einige Stärke erhalten haben. In den erſten zwey Jahren braucht man das Meſſer nicht; im dritten Jahre aber läßt man jeder Pflanze nur zween Zweige, und braucht die Jäthacke fleißig. Im vierten Jahre ſchneidet man von den zween Zweigen den ſchwächſten weg. Bey einer ſolchen Wartung ſind die Bäume im fünften Jahre zur Verpflanzung geſchickt. Die Zeit zum Verſetzen iſt im Herbſt, wenn das Land trocken und nicht ſumpfig iſt; und im Frühling, wenn das Land fruchtbar und naß iſt, und zwar kurz vorher, ehe ſie ausſchlagen.

Man macht Gruben für ſie von 4 Fuß, ein Jahr vor der Verpflanzung: will die Zeit dieſes nicht leiden, ſo brennet man vor dem Verſetzen die Gruben mit Stroh aus, damit das Feuer ſie locker mache, da es ſonſt die Sonne und der Reif hätte thun ſollen. Der geringſte Zwiſchenraum zwiſchen den Reihen muß auf fettem Boden und Kornlande an der einen Seite 60, und an der andern 40 Fuß ſeyn, auf magerem und zum Korn nicht ge- ſchickten Felde 25 Fuß. Alle Reihen müſſen

gegen

gegen Weſten ſtehen, daß ſie im Sommer vom kühlen Winde durchwehet werden.

Bey Verpflanzung der Bäume verfährt man folgendermaßen: Ehe der Baum ausgegraben wird, zeichnet man die Seite, welche gegen Mittag ſtehet, mit Rothſtein, damit er die Lage wieder erhalte, (128) welche er in der Baumſchule hatte: dann laſſe man dem Baum einen Fuß Erde rings herum um ihn, und grabe ihn mit dieſem Raſen aus: damit der Raſen bey dem Ausnehmen nicht aus einander falle, muß man Reiſer von mittelmäßiger Größe zuſammen flechten, ſolche um die losgegrabene Erde legen, und an den Seiten ſcharf anziehen, daß die Erde darin feſt eingeſchloſſen liegt: dann macht man die Erde unten los, hebt ſie ſanft auf, ziehet die Reiſer darunter durch, und bindet ſie feſt: darauf nimmt man den Baum heraus. (129) Ehe man ihn einſetzet, muß erſt der Boden der

 Grube

(128) Miller behauptet, (Gartenlexicon II. 130.) daß die Veränderung der Lage bey den Bäumen nicht den geringſten Unterſchied gemacht habe.

(129) Am leichteſten geſchiehet dieſes, wenn man die Erde um den Baum zwar los macht, mit der Aushebung des Baums aber bis in den Winter

Grube umgehacket werden, und ferner klein gepflügte Erde, aber von fettem Lande, dem Baum zur Unterlage gegeben werden. Das Waſſer, welches ſich in den Gruben etwa geſammlet hat, muß ausgeſchöpfet werden, ehe man die Bäume einſetzet. Nächſtdem wirft man kleine Steine oder Kies mit fetter Erde vermiſcht, hinein, und füllt, nach geſchehener Einpflanzung, die Grube an allen Seiten mit Erde aus, unter welche man etwas Miſt menget. Wenn der Baum in die Grube nicht paſſet, ſo thut man am beſten, ihm alle Zweige zu nehmen, die Wunden zu ebnen, mit Miſt und Aſche zu verſchmieren, und ihn dann in eine Grube oder Furche zu ſetzen.

Der Stamm iſt zum Verpflanzen am beſten, wenn er armdick iſt: doch kann man ſie auch verſetzen, wenn ſie weit größer und ſtärker ſind. Wenn ſie vom Vieh nichts zu befürchten haben, ſo ſetzt man ſie ſo, daß ſie nur wenig über der Grube hervorſtehen, weil ſie ſodann beſſer

Winter wartet, da die Erde gefroren iſt, und alſo feſt hanget. Eine Maſchine, groſe Bäume auszuheben, findet ſich in Uffenbachs Reiſen, (Zinks Leipz. Samml. XIII. 589.) und in den Berniſchen Samml. I. 191.)

beſſer ausſchlagen. Kann man aber das Vieh nicht abhalten, ſo giebt man dem Stamm eine gröſſere Höhe, damit ihn das Vieh nicht beſchädigen kann. Wann trockenes Wetter einfällt, müſſen die Pflanzen begoſſen werden. In den erſten zwey Jahren muß man ſie nicht beſchneiden: dann nimmt man ihnen zuerſt die Schoßreiſer weg, und läßt den Hauptſtamm ohne Nebenäſte höher wachſen, als der größte Ochſe iſt, damit das Zugvieh ſich nicht bey dem Pflügen an einem ſolchen Aſt beſchädigen könne. Auch iſt es ſehr gut, die gepflanzten Bäume mit einer Befridigung zu verſehen.

Wenn endlich der Oelgarten im Stande und tragbar iſt, ſo theile man ihn in zween Theile, und laſſe davon einen jeden ein Jahr um das andere tragen: denn der Oelbaum bringt nicht zwey Jahr nach einander Früchte. Wird das Land unter den Oelbäumen nicht beſäet, ſo wachſen ſie ins Holz, und bringen hingegen Früchte, wenn es beſäet wird. Bey dieſer Abtheilung eines Oelgartens ſind die Einkünfte alle Jahre gleich.

Der Oelgarten muß jährlich zweymal gepflügt, und tief umgehackt werden: denn nach der Sonnenwende, wenn die Erde von der

Hitze berſtet, muß man ſorgen, daß die Sonne nicht durch die Ritzen an die Wurzeln dringen könne. Nach der Herbſtgleiche wird geräumt, und liegt der Oelgarten an einem Hügel, ſo macht man auf dem oberſten Theil des Hügels Canäle, welche das leimichte Waſſer an den Stamm führen. Alle junge Sproſſen, welche unten am Stamm ausſchlagen, müſſen alle Jahre ausgerottet werden, und alle drey Jahre dünget man die Oelbäume mit Miſt oder Oelhefen. Will man für das, was unter den Bäumen geſäet iſt, ſorgen, ſo dünget man, ſo wie ich im zweyten Buche vorgeſchlagen habe: hat man ſein Abſehen bloß auf die gepflanzten Bäume gerichtet, ſo bringt man im Herbſte an jeden Baum ſechs Pfund Ziegenmiſt, einen Himten trocknen Miſt, oder fünftehalb Quartier Abſchaum, um im Winter die Wurzeln des Oelbaums zu erwärmen. An ſtarke Stämme gießt man Oelſchaum, um die Würmer und andere Thiere zu tödten, welche ſich im Winter anfinden möchten. Gemeiniglich pflegt ſowol an trocknen als naſſen Orten das Moos die Bäume zu bewachſen, ſchaft man dieſes nicht weg, ſo bekommt der Oelbaum weder Früchte noch gutes Laub.

Nach Verlauf verſchiedener Jahre be-ſchneide man den Baum, und erinnre ſich des alten Sprichworts; das Pflügen des Oelgar-tens giebt einige Hoffnung zur Erhaltung der Früchte; das Düngen macht dieſe Hoffnung größer; durch das Beſchneiden aber wird ſie unausbleiblich und gewiß. Es iſt gnug, dieſes alle acht Jahre zu thun, damit die fruchtbaren Zweige nicht zu oft weggeſchnitten werden.

Bisweilen pflegen Bäume vom beſten Wachsthum keine Früchte zu tragen: in dieſe bohrt man mit einem galliſchen Bohrer ein Loch, und ſteckt ein grünes Setzholz von einem wilden Oelbaum hinein; dieſe Schwängerung durch einen fruchtbaren Saamen macht den Baum ſelbſt fruchtbarer.

Auſſer dem Räumen muß man dem Oel-baum mit ungeſalzenem Oelſchaum, mit Schweins- oder Menſchenurin vermiſcht, zu Hülfe kommen. In beyden aber muß man Maaße halten. Vier Stübchen ſind für den größten Baum genug, wenn man eben ſo viel Waſſer zugieſſet.

Bisweilen liegt der Fehler, daß die Oel-bäume nicht tragen wollen, an dem Erdreich. Hiezu ſchafft man folgendermaßen Rath; man räumt

räumt tief rings herum zum Stamm, umſchüttet den Baum, nach Maaßgebung ſeiner Größe, mit mehr oder weniger Kalk, doch erfordert auch der kleinſte Baum einen Himten. Thut dieſes Mittel keine Wirkung, ſo muß man ſeine Zuflucht zum Pfropfen nehmen: weiter unten will ich zeigen, wie man dabey verfahren müſſe.

Bisweilen wächſet ein Aſt am Oelbaume beſſer als alle übrige: dieſer muß weggeſchnitten werden, ſonſt leidet der ganze Baum.

So weit vom Oelgarten. Die Obſtbäume ſind noch übrig, von welchen ich nun Regeln geben will.

Zehnter Abſchnitt.

Ehe man einen Obſtgarten pflanzet, wird der dazu beſtimmte Platz mit einer Wand, Zaun oder ſteilem Graben umzogen, um Menſchen und Vieh abzuhalten: denn die Pflanzen können niemals wachſen, wenn ihre Spitzen von den Menſchen abgebrochen, oder vom Vieh benaget ſind.

Es hat ſeinen Nutzen, jede Art von Bäumen beſonders zu ſetzen, damit ſchwächere Gattungen nicht von den ſtärkeren unterdrückt

werden,

werden, denen ſie an Stärke und Größe nicht gleich ſind, noch zu gleicher Zeit mit ihnen groß werden. Alles Land, das zum Weinbau fähig iſt, ſchickt ſich zur Baumzucht. Ein Jahr vorher, ehe man pflanzen will, grabe man eine Grube: dieſe wird durch Sonne und Regen mürbe werden, und das Gepflanzte wird ſchnell Wurzel faſſen. Will man aber in einem Jahre die Grube machen, und auch pflanzen, ſo muß die Grube doch wenigſtens zween Monate vorher gegraben, und dann mit verbrannten Stroh durchgehitzt werden. Je breiter und größer die Gruben ſind, je beſſere und reichere Früchte erhält man. Dieſe Gruben müſſen einem Backofen gleich ſeyn, deſſen Grund weiter iſt, als oben die Oeffnung: ſo haben die Wurzeln mehr Platz; durch die engere obere Oeffnung kann im Winter weniger Kälte, und im Sommer weniger Hitze zu ihnen dringen; und an bergichten Oertern kann die Erde, welche in die Grube geſchüttet wird, nicht vom Regen weggeſpület werden.

Man pflanze die Bäume weit von einander, (130) damit ſie bey größerem Wachsthum Raum

(130) Der Herr Geheime Rath Reinhard will die Aepfelbäume 30 Fuß, und Birnbäume 20 bis

Raum haben, ihre Aeſte auszubreiten. Setzt man ſie dicht an einander, ſo kann man unter den Bäumen nichts ſäen, und die Bäume ſind nicht fruchtbar, wofern man nicht einige aus der Reihe ausreißt. Die Reihen ſtehen alſo 40, zum wenigſten 30 Fuß von einander.

Zu Setzreiſern ſuche man ſolche aus, die zum wenigſten ſo dick ſind, als der Handgriff einer Hacke, gerade, glatt, lang, ohne Auswuchs, und von unverletzter Rinde: dieſe werden gut und bald bekommen. Nimmt man die Pflanzen von alten Aeſten, ſo wähle man ſolche Aeſte dazu, welche jährlich gute und reiche Früchte tragen: auch ziehe man die, ſo an der Sonne ſtehen, denen vor, welche zu viel Schatten haben. Ehe man die Bäume umſetzt, ſo bemerke man, gegen welche Gegenden ſie vorher ſtanden; dann legt man Hand an, und verſetzt ſie vom Hügel und trocknen Lande auf ein naſſes Feld.

Am

bis 25 Fuß von einander geſetzt wiſſen. (Vermiſchte Schriften IV Stück. S. 78.) Miller ſchlägt aber vor, den Reihen der Bäume 80 bis 100 Fuß Zwiſchenraum zu geben, die Bäume ſelbſt in den Reihen 60 Fuß von einander zu ſetzen. (Gartenlexicon I. 113.)

Am beſten iſt es, wenn die umgepflanzten Bäume drey Aeſte haben. Sie müſſen zum wenigſten drey Fuß aus der Erde ſtehen. Will man in eine Grube zween oder drey Bäume ſetzen, ſo verhüte man, daß ſie ſich nicht berühren: wenn ſie ſich einander reiben, verfaulen ſie, oder werden von Würmern gefreſſen. Bey dem Einſetzen der Bäume legt man zur Rechten und Linken bis auf den Boden der Grube Reisbündel eines Arms dick, ſo, daß ſie ein wenig über die Erde hervorragen, wodurch man im Sommer mit leichter Mühe Waſſer an die Wurzeln bringen kann. Die Wurzelſtöcke werden im Herbſt, das iſt, im Anfange und in der Mitte des Octobers, gepflanzet; unbewurzelte Pflanzreiſer aber im Frühling, ehe ſie ausſchlagen.

Damit die Motten den Feigenpflanzen keinen Schaden thun, lege man unten in die Grube einen Maſtixbaum, das oberſte unten. Der Feigenbaum darf bey kaltem Wetter nicht gepflanzt werden: er liebt an der Sonnen liegende, ſteinige, kieſige, bisweilen auch felſigte Oerter, und wird bald groß, wenn man große und weite Gruben macht. Alle Arten von Feigen, ſo ſehr ſie an Geſchmack und Güte verſchieden ſind, werden auf einerley

Weiſe

Weiſe gepflanzt: nur macht die Beſchaffenheit des Feldes einigen Unterſcheid. An Oerter, welche kalt, und im Herbſte regnicht ſind, ſetzt man die frühzeitigen Feigen, um ſie vor dem Regen ableſen zu können: den Winterfeigen aber werden warme Gegenden angewieſen. Will man von einer frühzeitigen Art ſpäte Feigen haben, ſo ſchlage man die unreifen Feigen ab, ſo wie ſie hervorkammen: gegen den Winter wird der Baum alsdann neue Früchte bringen. Bisweilen iſt es zuträglich, die Spitzen der Feigenbäume abzuſchneiden, wenn ſie anfangen auszuſchlagen: die Bäume werden davon ſtärker und fruchtbarer. Es iſt aber allezeit gut, ſobald die Blätter hervorkommen, Rothſtein in Oelſchaum aufzulöſen, und mit Menſchenkoth an die Wurzeln zu gieſſen. Dieſes vermehrt die Fruchtbarkeit, und das Fleiſch der Feigen wird derber und beſſer.

Man pflanze vor andern die Livianiſchen, Afrikaniſchen, Chalcidiſchen, Mariſciſchen, Lydiſchen, Calliſtrutziſchen, Chiiſchen, Rhodiſchen, Lybiſchen, die Winterfeigen, und die Gattungen, welche zwey oder dreymal im Jahr tragen.

Die

Die Mandelbäume ſchlagen am zeitigſten aus, und werden im Anfang des Februars gepflanzt. Sie verlangen einen harten, heiſſen und trocknen Boden, ſonſt verfaulen ſie gemeiniglich. Ehe man ſie einlegt, läßt man ſie in Meethwaſſer, welches aber nicht allzuſüß ſeyn muß, weichen. Hiedurch wird der Baum, wenn er zu ſeinem Wachsthum gelangt iſt, Früchte von angenehmerem Geſchmack tragen, und er wird ſogleich beſſer und geſchwinder grünen. Man legt die Mandeln ſo in die Erde, daß jede zum wenigſten vier Zoll breit von der andern iſt, und drey allezeit ein Dreyeck ausmachen, wovon die Spitze nach Weſten ſtehet. Eine jede Mandel treibt nur eine Wurzel, und es dringt nur ein gerader Schuß aus der Erde. Wenn die Wurzel den Boden der Grube erreichet, und in die harte Erde nicht einzudringen vermag, krümmt ſie ſich um, und ſodann wachſen aus ihr große Wurzeln, als Aeſte.

Man kann auf folgende Art Mandeln und Tarentiniſche Nüſſe ziehen; man ſchüttet etwa einen halben Fuß kleingemachte Erde in die Grube, welche zum Einlegen der Nüſſe beſtimmt iſt, und ſäet daſelbſt Ferulkraut. Wenn dieſes aufgegangen iſt, ſpaltet man es,

und ſteckt in das Mark dieſes Krauts eine Mandel oder Nuß ohne Schaale, und häuft die Erde darüber. Dieſes muß vor dem erſten Merz geſchehen, oder zwiſchen dem ſiebenden und funfzehnten Tage dieſes Monats. Zu gleicher Zeit muß man auch Wallnüſſe, Fichten und Caſtanien ſäen.

Die Granaten werden von eben dieſer Zeit an bis zum erſten April gepflanzt. Sollten ihre Früchte ſäuerlich, oder nicht ſüß genug ſeyn, ſo kann man ſie verbeſſern, wenn man die Wurzeln mit Schweins- und Menſchenmiſt, und altem Urin bewäſſert. Dieſes macht den Baum fruchtbar; die Bäume bekommen in den erſten Jahren einen Weingeſchmack; nach fünf Jahren aber ſind ſie ſüß und haben weiche Kerne. Ich laſſe auch wol Teufelsdreck in Wein zergehen, und beſtreiche damit die Spitzen der Bäume, wodurch ſich der ſaure Geſchmack der Früchte verlieret. Daß die Granaten nicht an dem Baume berſten, wird verhindert, wenn man bey Pflanzung des Baums drey Steine an die Wurzel legt. Stehet aber der Baum ſchon, ſo pflanze man Meerzwiebeln an ſeine Wurzeln. Sind die Früchte ſchon reif, ſo kann man, ehe ſie berſten, die kleinen Zweige, woran ſie hangen,

um-

umdrehen, da ſie ſich denn das ganze Jahr halten, ohne zu verderben.

Birnen werden im Herbſt zum wenigſten 25 Tage vor dem kürzeſten Tage gepflanzt. Um dieſe fruchtbar zu machen, muß man, wenn ſie ihr Wachsthum erreicht haben, tief räumen, und den Stamm bey der Wurzel ſpalten: in die Spalte ſchlägt man einen Keil von Fichtenholz, und läßt ihn darinnen: nach dem Räumen beſtreuet man die Erde mit Aſche.

Man bemühe ſich, in ſeinem Obſtgarten die beſten Arten von Birnen zu haben. (131) Dieſe ſind die Cruſtuminiſchen, die Königsbirnen, die Siginniſchen, die Tarentiniſchen, welche auch die Syriſchen heiſſen, die Purpurfarbigen, die Herrenbirnen, die Gerſtenbirnen, die Aniciamiſchen, die Naevianiſchen, die Favonianiſchen, die Lateritaniſchen, die Dolabelliſchen, die Turraniſchen, die Handbirnen, die Honigbirnen, die frühzeitigen, die Venusbirnen, und verſchiedene andere,

 welche

(131) Ich wiederhole hier nochmals, daß es faſt eine Unmöglichkeit ſcheint, auszumachen, was für itzt bekannte Birnen- und Aepfelgattungen unter den Römiſchen Namen verſtanden werden. Ich habe daher für unnütz gehalten, die deutſchen Namen aufs Gerathewohl anzugeben.

welche zu erzählen zu weitläuftig ſeyn würde.

Auch die Aepfelgattungen muß man anſchaffen, vornehmlich die Scandiciniſchen, die Matianiſchen, die runden, die Sextianiſchen, die Peluſiſchen, die Ameriniſchen, die Syriſchen, die Honigäpfel, die Quitten, welche drey Arten unter ſich begreifen, die Struthiſche, die goldfärbigen und die Weinähnlichen. Alle dieſe dienen nicht allein zum Vergnügen, ſondern auch zur Geſundheit.

Die Sporäpfel, Aprikoſen und Pfirſchen haben gleichfalls keine geringe Annehmlichkeit.

Die Aepfel, Sporäpfel, Pflaumen pflanzt man von der Mitte der Erndte bis zum dreyzehnten Februar; die Maulbeeren aber vom 13ten Februar bis zur Frühlingsgleiche; den Johannisbrod; oder Bockshornbaum, wie ihn einige nennen, und die Pfirſchen pflanzt man im Herbſt vor dem kürzeſten Tage.

Wenn der Mandelbaum nicht fruchtbar iſt, ſo bohre man ein Loch in ihn, lege einen Stein hinein, und laſſe ihn in die Rinde verwachſen.

Um den erſten Merz kann man die Zweige von aller Art von Bäumen in den Garten auf den erhöheten Theil der Beeten in klare und gedüngte Erde ſetzen. So lange die kleinen

Schoſſe

Schoſſe noch zart ſind, muß man ſelbige ſorgfältig wegbrechen, und den Pflanzen im erſten Jahre nur einen geraden Stamm laſſen: im Herbſte aber, ehe die Spitzen der Zweige verfrieren, iſt es rathſam, alle Blätter abzubrechen, und ihnen eine Decke von dickem Rohr, woran an der einen Seite die Knoten ganz ſind, zu geben, unter welcher die zarten Schoſſe gegen Kälte und Froſt Schutz haben. Nach zwey vollen Jahren kann man ſie mit Sicherheit entweder verpflanzen, und in Reihe und Ordnung ſetzen, oder auch pfropfen.

Eilfter Abſchnitt.

Ein jedes Reis kann in einem jeden Baum gepfropfet werden, dem er in Anſehung der Rinde nicht unähnlich iſt: iſt aber auch die Frucht und die Zeit der Reife gleich, ſo gehet die Einpfropfung ohne Bedenken gut von ſtatten.

Die Alten kannten drey Arten des Pfropfens. Die erſte iſt, da man den Baum abſchneidet und ſpaltet, und die abgeſchnittenen Reiſer hineinſteckt: die andere, wenn das Pfropfreis zwiſchen Rinde und Holz befeſtigt wird; dieſes beydes muß im Frühling geſchehen:

hen: die dritte iſt, wenn man die Rinde aufritzt, und die Augen ſelbſt mit einem kleinen Theile der Rinde hineinſchiebt, welches der Landmann inoculiren oder einäugeln nennet, hiezu iſt der Sommer die bequemſte Zeit. Sobald ich die Arten dieſes Pfropfens werde beſchrieben haben, will ich auch die von mir erfundene Methode anzeigen.

Alle Bäume können bey zunehmendem Mond gepfropfet werden, ſo bald ſie Knoſpen kriegen: der Oelbaum aber um die Frühlingsgleiche bis zur Hälfte des Aprils. Der Baum, von welchem man die Pfropfreiſer nehmen will, muß jung und fruchtbar ſeyn, und viele Knoten haben. Sobald die Knoſpen aufſchwellen, ſo nehme man von jährigen, unbeſchädigten, und gegen Morgen ſitzenden Zweigen Reiſer, von der Dicke des kleinen Fingers, mit zween oder drey Zacken. Dann ſäget man den Baum, in welchen man pfropfen will, vorſichtig ab, da wo er am glatteſten, und ohne Auswuchs iſt, hütet ſich aber, die Rinde zu beſchädigen. Nach dem Abſägen wird die Wunde mit einem ſcharfen Meſſer eben gemacht. Darauf ſchlägt man einen dünnen Keil von Eiſen oder Holz drey Finger tief zwiſchen die Rinde und das Holz hinein,

aber behutſam, damit die Rinde nicht verletzt werde, oder aufberſte. Ferner ſchneidet man mit einem ſcharfen Meſſer an der einen Seite ſo weit in der Länge herunter ab, als der Keil hineingegangen iſt, aber ſo, daß weder das Mark noch die Rinde an der anderen Seite beſchädiget wird. Iſt nun alles im gehörigen Stande, ſo wird der Keil ausgezogen, und man ſteckt die Pfropfreiſer in die Oeffnungen, welche der Keil zwiſchen der Rinde und dem Holz gemacht hatte, und zwar ſo tief, als ſie an der Seite abgeſchnitten ſind, ſo daß ſie nicht über einen halben Fuß über den Baum hervorſtehen. Man kann in einen Baum zwey, und, wenn er groß iſt, mehr Reiſer pfropfen, nur müſſen ſie vier Finger breit von einander ſtehen, und kommt dieſes auf die Größe des Baums und die Beſchaffenheit der Rinde an. Sind nun alle Pfropfreiſer, ſo viel nemlich der Baum tragen kann, eingeſetzt, ſo wird der Baum mit Ulmrinden, Binſen oder Weiden umwunden, der Baum, wo er abgeſägt iſt, und der Platz zwiſchen den Pfropfreiſern wird mit wohl durchgearbeitetem Spreuleim ſtark verſchmiert, doch müſſen die Pfropfreiſer wenigſtens vier Finger breit hervorragen. Oben darauf leget man Moos,

und bindet es ſo feſt, daß es der Regen nicht abſpülen kann.

Einige finden beſſer, in den Stamm des Baums ein Loch zu ſägen, wo Pfropfreiſer eingeſetzt werden können, den Schnitt mit einem dünnen Meſſer zu glätten, und dann die Reiſer in ſelbigem zu befeſtigen.

Will man in einen kleinen Baum pfropfen, ſo ſchneide man ihn niedrig ab, ſo daß anderthalb Fuß über der Erde bleiben, man ebne die Wunde, und ſpalte den Stamm in der Mitte mit einem ſcharfen Meſſer drey Finger tief, treibe ihn ſodann durch einen Keil von einander, und ſtecke Reiſer, welche an beyden Seiten abgeſchält ſind, ſo tief hinein, daß die Rinde des Reiſes an die Rinde des Baums ſchließt. Sind die Pfropfreiſer in gehörigem Stande, ſo nimmt man den Keil heraus, verbindet den Baum, wie ſchon geſagt, und behäufet ihn mit Erde bis an das Pfropfreis, wodurch der Baum vornehmlich gegen Wind und Hitze geſchützet wird. Die dritte Art des Pfropfens iſt die künſtlichſte, und nicht für alle Arten von Bäumen bequem, ſondern findet nur bey denen Statt, die eine naſſe, ſaftige und ſtarke Rinde haben, wie der Feigenbaum: denn dieſer hat viel Saft und eine

ſtarke Rinde, und kann alſo ſehr wohl nach dieſer Methode gepfropft werden.

An dem Baum, von welchem man pfropfen will, ſucht man junge und glatte Zweige aus, und beobachtet ihre Augen: wenn dieſe ein gutes Anſehen haben, und gewiſſe Hoffnung zum Ausſchlagen geben, ſo ſchneidet man den Zweig an beyden Seiten zween Finger breit über dem Auge ein; löſet die Rinde mit einem ſcharfen Meſſer ſorgfältig ab, ſo daß das Auge nicht verletzt wird; ſucht ferner den beſten Zweig des Baums aus, welchen man inoculiren will, und macht eben ſo viel Holz von ſeiner Rinde frey; auf dieſe Stelle bindet man die Rinde von dem erſtgedachten Baum, ſo daß ſie ſich genau darauf paſſet; dann bindet man das Schildlein an beyden Seiten des Auges feſt, nimmt ſich aber wohl in Acht, den Keim nicht zu verletzen; die Fugen und das Band verſtreicht man mit Leim; man läßt Platz, daß das Auge von dem Bande nicht gedruckt werde; die Schößlinge und oberſten Zweige des gepfropften Baums ſchneidet man weg, damit der Saft nicht abgeleitet werde, ſondern das Pfropfreiß allein Nutzen daraus ziehe. Nach dem 21ſten Tage löſet man den

Umſchlag. Den Oelbaum kann man auf dieſe Art ſehr gut einäugeln.

Von der vierten Art des Pelzens habe ich ſchon in der Abhandlung von den Weinſtöcken geredet: es würde alſo überflüßig ſeyn, die ſchon vorgetragene Methode des Einbohrens zu wiederholen.

Die Alten läugneten, daß alle Arten von Pfropfreiſern in alle Arten von Bäumen gepfropfet werden könnten, und machten die Einſchränkung, welche ich oben anführte, zu einer Art von Geſetze, daß nemlich nur die Pfropfreiſer bekleiben, welche den gepfropften Bäumen an der äußern und innern Rinde, und in Anſehung der Frucht ähnlich ſind. Ich halte mich aber für verpflichtet, das Irrige dieſer Meynung zu entdecken, und den Nachkommen zu zeigen, (132) daß alle Pfropf-

(132) Daß das Pfropfen, Oculiren und Abſäugen von einem Baum auf den andern geſchehen könne, hat ſeine gute Richtigkeit. Ob es aber bey allen, und beſonders ganz unähnlichen Baumſorten gerathe, und zu rathen ſey, iſt eine andere Frage, und wird von Miller und andern Landwirthen geleugnet (Garten-lexicon II. 132. Florins kluger Hausvater S. 705. Reinharts Einleitung in den Garten- und Ackerbau I. 453.)

Pfropfreiſer auf alle Bäume gepfropfet werden können. Um den Leſer mit keinem weitſchweifigen Eingang aufzuhalten, will ich in einem Beyſpiel zeigen, wie alle Reiſer in alle Bäume geimpft werden können. Man macht eine Grube, die nach allen Richtungen vier Fuß hat, in ſolcher Entfernung von dem Oelbaum, daß ſeine äuſſerſten Zweige ſie erreichen können. In die Grube pflanzt man einen Feigenbaum, und giebt ſich Mühe, ihn ſtark und ſchön zu ziehen. Wenn er nach drey Jahren ſtark gnug iſt, ſo bieget man einen Oelzweig, der am geſchickteſten dazu ſcheint, und bindet ihn an den Stamm des Feigenbaums. Die übrigen kleinen Zweige werden weggeſchnitten, und nur die Spitzen, welche man einpfropfen will, werden übrig gelaſſen. Der Feigenbaum wird ſodann abgeſtämmet, oben eben gemacht, und in der Mitte durch einen Keil geſpalten. Die Spitzen der Oelzweige, ſo wie ſie noch am Stamme ſitzen, werden an beyden Seiten abgeſchälet, und in die Oeffnung geſteckt, nachdem man den Keil herausgenommen hat, dann bindet man ſie feſt, daß ſie nicht losreiſſen können. So läßt man den Oelbaum mit dem Feigenbaum zugleich andere drey Jahre wachſen. Im vierten Jahr endlich,

lich, wenn die Oelzweige feſt bewachſen ſind, ſchneidet man ſie, ſo wie einen Ableger, von dem Mutterſtamm ab. Auf dieſe Weiſe kann man alle Baumarten in einander impfen.

Ehe ich dieſes Buch endige, halte ich für ſchicklich vom Cytiſus oder Mondklee (133) zu reden, da ich in den vorigen Büchern aller Pflanzarten gedacht habe.

Medicago arborea L.

Zwölfter Abſchnitt.

Der ſtarke Bau des Mondklees auf dem Felde iſt ſehr vortheilhaft, weil er den Hünern, Bienen, Ziegen, Rindern und allem Vieh überhaupt ſehr zuträglich iſt: die Schafe werden geſchwinde fett davon, und geben viel Milch. Man kann ihn 8 Monate als grün Futter, und hernach getrocknet gebrauchen. Er bekommt ſehr ſchnell auf jedem Lande, und keine Witterung thut ihm Schaden. Wenn den Frauen die Milch fehlt, läßt man den trock-

(133) Man möchte ſich vielleicht wundern, dieſes Futterkraut unter den Bäumen zu finden. Doch läßt es ſich entſchuldigen, weil der Mondklee viel Fuß hoch wächſet, und ſein Stamm ſo holzig wird, daß man in den Griechiſchen Inſeln Degengefäße daraus macht.

trocknen Mondklee eine ganze Nacht im Waſſer weichen; am folgenden Tage vermiſcht man etwann ein Quartier ausgepreßten Safts mit etwas Wein, und giebt es ihnen zu trinken: ſie befinden ſich wohl darnach, und die Kinder werden bey überflüßiger Milch ſtark werden.

Der Mondklee wird entweder im Herbſt um die Mitte des Octobers, oder im Frühling geſäet. Wenn das Feld wohl bearbeitet iſt, macht man Beeten, und ſäet im Herbſte den Saamen, wie Baſilienkraut. Im Frühlinge verſetzt man die Pflanzen, ſo daß ſie vier Fuß von einander ſtehen. Hat man keinen Saamen, ſo kann man die Spitzen des Mondklees im Frühling einpflanzen, und Dungerde rings herum aufhäufen. Fällt kein Regen ein, ſo kann man den Mondklee die erſten funfzehn Tage begieſſen; ſo bald er ausſchlägt, muß er gejätet werden: nach drey Jahren kann man ihn mähen und dem Vieh geben. Wenn er grün iſt, hat ein Pferd an 15 Pfund gnug, Rinder an 20 Pfund, und das übrige Vieh nach Maaßgebung ſeiner Kräfte.

Man kann den Mondklee auch vor dem September ganz gut durch Zweige pflanzen, weil er leicht bekleibt, und ſchlechte Witterung verträgt. Giebt man ihn dem Vieh trocken,

ſo

ſo gebe man weniger, weil er ſodann mehr Kräfte hat: man weiche ihn aber erſt in Waſſer, und wenn man ihn wieder herausgenommen hat, vermiſche man ihn mit Spreu. Will man den Mondklee trocknen, ſo mähe man ihn etwan im September ab, wenn der Saame groß werden will; lege ihn einige Stunden in die Sonne, damit er welk werde, trockne ihn ferner im Schatten, und bringe ihn ein.

Bis hieher habe ich genugſam von den Bäumen gehandelt. Das folgende Buch ſoll der Sorgfalt für das Vieh, und den Mitteln für daſſelbe gewidmet ſeyn.

Sechs=

Sechstes Buch.

Vorrede.

Ich weiß mein werther Silvin, daß einige Landwirthe die Viehzucht verworfen, und geglaubt haben, ſie könne nicht mit dem Ackerbau beſtehen. Ich leugne nicht, daß ſie einige Gründe für ſich haben, wenn ſie behaupten, daß der Ackerbau und das Hirtenleben ſich entgegen ſind. Der Ackermann liebt beackertes und reines Feld; der Hirte Brechfelder und graſigtes Land; jener erwartet ſeine Nutzung vom Lande; dieſer vom Vieh: der Hirte wünſchet daher das Wachsthum der Kräuter; welches dem Landmann höchſt zuwider iſt. Bey dieſem ſo widerſinnigen Wünſchen iſt doch einige Vereinigung und Verbindung zwiſchen ihnen: denn man läßt das Futter vom Felde lieber durch eigenes als fremdes Vieh abweiden; und der häufige Dünger vom Vieh giebt den Früchten des Landes das rechte Gedeyen. Es iſt auch kein Land, wo Korn gebauet wird, welches nicht eben ſowol vom Vieh als von Menſchen Hülfe hat,

hat, daher kommt auch der Name der Laſtthiere, weil ſie uns unſere Arbeit durch Schleppung großer Laſten und bey dem Pflügen erleichtern. Nach der Vorſchrift der alten Römer halte ich daher dafür, daß man ſowol die Viehzucht als den Ackerbau kennen müſſe: weil die Viehzucht das wichtigſte und einträglichſte bey der Landwirthſchaft iſt: wie den auch das Vieh dem Gelde und Eigenthum den Namen gegeben zu haben ſcheinet, (134) weil es der einzige Beſitz der Alten war, und noch itzt bey einigen Völkern aller Reichthum darin beſtehet. Für unſere Landwirthe iſt nichts einträglicher: dieſes war auch die Meynung des Marcus Cato. Auf die Frage, durch welchen Theil der Landwirthſchaft man am geſchwindeſten reich werden könnte? antwortete er, durch gute Viehzucht: auf abermalige Anfrage, was nächſt derſelben am einträglichſten ſey? erwiederte er; mittelmäßige Vieh-

(134) Das Geld heiſſet lateiniſch Pecunia, das Vieh Pecus, und das Eigenthum Peculium: denn der ganze Reichthum der Alten beſtund in Vieh, und die Abbildungen auf dem erſten geprägten Gelde ſtelleten ein Stück Vieh vor. (Plin hiſt. nat. XVIII. 3. XXXIII. 3.)

Viehzucht. Ich trage Bedenken, von einem ſo weiſen Mann zu erzählen, was einige Schriftſteller ſagen, er habe auf die Anfrage, was den dritten Rang in Anſehung der Vortheile des Ackerbaues habe, zur Antwort gegeben, ſchlechte Viehzucht; vornehmlich, da eine nachläßige und unwiſſende Viehzucht mehr Schaden bringen kann, als eine kluge und ſorgfältige Viehzucht Nutzen. In Anſehung ſeiner zweyten Antwort aber iſt unleugbar, daß der Vortheil vom Vieh den Herrn wegen einer mittelmäßigen Nachläßigkeit mehr als ſchadlos hält. Aus dieſer Urſache habe ich, mein Silvin, dieſen Theil der Landwirthſchaft mit möglichſter Sorgfalt nach den Regeln der Alten der Nachwelt vorgetragen.

Es giebt zwo Arten vierfüßiger Thiere: die eine brauchen wir zur Arbeit, als Ochſen, Mauleſel, Pferde, Eſel; die andere zum Vergnügen, um Vortheil daraus zu ziehen, oder zur Bewahrung, als Schafe, Ziegen, Hunde. Ich will zuerſt von jenen reden, welche an unſern Arbeiten Theil nehmen. Unleugbar gebührt, wie Varro ſagt, den Ochſen mehr Ehre, als dem übrigen Vieh, vornehmlich

in Italien, (135) weil dieſes von der Griechiſchen Benennung der Ochſen den Namen ſoll bekommen haben. Auch in unſerer Stadt gebührt ihnen dieſer Vorzug, weil bey Grundlegung ihrer Mauren ein Ochſe und eine Kuh den Umkreis und die Thore durch den Pflug bezeichnet haben. (136) Zu Athen wird der Ochſe für den Diener der Ceres und des Triptolemus gehalten; (137) er iſt ein glänzendes Geſtirn des

(135) In der alten Griechiſchen Sprache ſind die Ochſen Ιταλοί genannt worden, und Italien ſoll ſeinen Namen von den vielen daſelbſt befindlichen Ochſen erhalten haben. (Varro II. 5. Gellii Nect. Atl. I. 1.

(136) Nicht blos bey Erbauung der Stadt Rom war dieſe Ceremonie beobachtet worden, ſondern es war überhaupr die Gewohnheit, den Umkreis der Stadt durch einen ehernen Pflug zu bezeichnen, vor welchem zur Rechten ein Stier, und zur Linken eine Kuh gieng. (Alexander ab Alex. Gen. dierum Lib. VI. c. 14. p. 933. Dieſes machte den Umkreis der Stadt und die Mauren derſelben heilig. Die Thore hingegen, durch welche die Todten ausgetragen wurden, waren nicht heilig, und darum ward der Pflug an den Stellen, wo ſie ſeyn ſollten, ausgehoben, und jenſeits des Raums, welchen das Thor einnehmen ſollte, fieng man erſt wieder an zu pflügen.

(137) Ceres, die Göttinn des Getraides, ſoll die Wiſſenſchaft des Ackerbaues den Triptolemus

des Himmels; der Menſch hat endlich an ihm den arbeitſamſten Gefährten bey dem Ackerbau. Bey den Alten ſtand er deswegen in ſolchem Anſehen, daß eben ſowol das Leben darauf ſtand, einen Ochſen als einen Menſchen zu tödten. (138) Ich will alſo mit den Ochſen den Anfang meiner verſprochenen Abhandlung machen.

Erſter Abſchnitt.

Man kann nicht leicht beſtimmen, was bey dem Ankauf der Ochſen zu beobachten, oder zu vermeiden iſt, da die Verſchiedenheit der

lemus gelehrt, und durch ihn in der Welt bekannt gemacht haben. Weil nun der Feldbau in den älteren Zeiten allein durch Ochſen beſtellet ward, ſo wird der Ochſe der Diener der Ceres und des Triptolemus genannt.

Wegen einiger Aehnlichkeit, welche einige zuſammenſtehende Sterne mit der Figur eines Ochſenkopfes haben, haben die Griechen und andere Völker ein Geſtirn des ſogenannten Thierkreiſes mit dem Namen des Stieres belegt.

(138) Wegen der Unentbehrlichkeit der Ochſen zum Ackerbau hatte man in Griechenland ſogar die Lebensſtrafe darauf geſetzt, wenn man einen Ochſen tödten würde. (Varro II. 5.) Und auch in ſpäteren Zeiten durfte kein Pflugochſe geopfert werden.

Länder und Himmelsgegenden dem Vieh eine verſchiedene Leibesbeſchaffenheit, Natur und Farbe giebt. Die Geſtalt der Aſiatiſchen, Galliſchen und Epirotiſchen Ochſen weicht ſehr von einander ab. Nicht allein aber in verſchiedenen Ländern, ſondern in den Provinzen Italiens ſelbſt, ſind ſie einander nicht gleich. Campanien zeuget weiſſe und kleine Ochſen, die aber zur Arbeit und zur Bebauung des Bodens, wo ſie gebohren ſind, nicht ungeſchickt ſind. In Umbrien ſind ſie groß und weiß, und ſo muthig als ſtark. In Etrurien und Latien ſind ſie unterſetzt, aber ſtark zur Arbeit. In den Apenniniſchen Gebürgen ſind ſie hart, können alle Beſchwerlichkeiten ausſtehen, haben aber ein ſchlechtes Anſehen. So große Verſchiedenheiten ſich hier eräugnen, ſo muß doch der Landmann allgemeine und gewiſſe Regeln haben, nach welchen er ſich bey dem Ankauf der Ochſen richtet. Ich will dieſelben nach des Carthaginenſers Mago Grundſätzen vortragen.

Die Ochſen, welche man kaufen will, müſſen jung und vierſchrötig ſeyn, große Gliedmaßen, lange, ſchwärzliche und ſtarke Hörner, eine breite und krauſe Stirne, rauhe Ohren, ſchwarze Augen und Lippen, eingebogene und weite

weite Naſenlöcher, einen langen und fleiſchigen Hals, große und faſt bis an die Knie herabhängende Wammen, eine große Bruſt, breite Schultern, einen weiten und gleichſam trächtigen Bauch, breite Lenden, einen geraden und ebenen, oder auch etwas eingebogenen Rücken, runde Hintertheile, feſte und gerade Schienbeine, doch mehr kurze als lange, keine allzugroße Knie, große Klauen, einen langen borſtigen Schwanz, dichtes und kurzes Haar am ganzen Leibe, rothe oder gelbe Farbe haben, und ſehr weich anzufühlen ſeyn.

Zweyter Abſchnitt.

Kälber von dieſer Beſchaffenheit muß man, wenn ſie noch jung ſind, gewöhnen, ſich mit der Hand angreifen und an die Krippe binden zu laſſen, damit man weniger Arbeit und Gefahr bey ihrer Bändigung habe. Man muß ſie weder vor dem dritten noch nach dem fünften Jahr zum Ziehen abrichten: denn in dem erſten Alter ſind ſie noch zu zart; in dieſem aber zu hartnäckig.

Die man von der Heerde wild bekommt, werden auf folgende Weiſe gezähmet. Man macht einen geräumigen Stall, in welchem

der Ochſenknecht ſich leicht kehren und wenden, und ohne Gefahr herauskommen kann. Vor dem Stalle muß kein enger Platz ſeyn, ſondern ein Feld oder eine breite Straße, daß die jungen Ochſen, wenn man ſie herausführt, einen freyen Auslauf haben, und nicht aus Schüchternheit ſich an Bäume, oder andere ihnen vorkommende Gegenſtände, ſtoßen, und Schaden nehmen. In dem Stall müſſen geraume Krippen ſeyn, und über dieſelben Queerlatten, nach Art eines Jochs, ſieben Fuß hoch von der Erde befeſtiget werden, um die jungen Ochſen daran zu binden. Will man nun den Anfang machen, die Ochſen abzurichten, ſo ſuche man einen Morgen aus, da kein übles Wetter iſt, noch Feyertage einfallen, dann wirft man ihnen hänfene Stricke um die Hörner: man bewickelt aber die Stricke mit wollenen Fellen, damit die zarte Stirne unter den Hörnern nicht wund werde. Hat man die Stiere nun ergriffen, ſo führt man ſie nach dem Stalle, und bindet ſie an Pfähle, ſo daß ſie wenig Freyheit haben, aber ſo weit von einander ſind, daß ſie ſich bey ihrer Widerſetzlichkeit keinen Schaden thun können. Sind ſie gar zu wild, ſo laſſe man ſie 24 Stunden ausraſen: hat ſich ihr Zorn dann

ge=

geleget, ſo leite man ſie heraus. Ein Knecht muß voran, und verſchiedene hintenan gehen, die ſie mit Halftern im Zaum halten, und einer mit einem weidenen Prügel muß mit mäßigen Schlägen von Zeit zu Zeit ihrer Wuth ſteuren. Sind aber die Ochſen ſtille und ruhig, ſo kann man ſie allenfalls noch an dem Tage, da man ſie angebunden hat, vor Abends herausführen, und ſie ordentlich und ohne Furcht gehen lehren. Wenn ſie wieder zu Hauſe kommen, müſſen ſie kurz angebunden werden, daß ſie den Kopf nicht regen können. Dann nahet man ſich ſanft und mit ſchmeichelhaften Worten zu den angebundenen Ochſen, und zwar nicht von hinten, noch von der Seite, ſondern von forne, um ſie zu gewöhnen, daß man zu ihnen kommt; auch reibt man ihnen die Naſe, damit ſie einen Menſchen am Geruch kennen lernen. Nicht weniger iſt es gut, wenn der Hirte den ganzen Rücken ſtreichelt, und mit der Hand ſie unter dem Bauch und inwendig an die Lende betaſtet, damit ſie hernach nicht erſchrecken, wenn man ihnen dahin greift, und die Würmer, welche an der inwendigen Lende zu ſitzen pflegen, wegnimmt: bey dieſer Verrichtung muß man ſich an die Seite ſtellen, damit man bey dem Ausſchlagen

nicht getroffen werde. Ferner macht man den Ochſen das Maul auf, zieht die Zunge heraus, reibt den ganzen Gaumen mit Salz, läßt ſie Biſſen, ein Pfund ſchwer, welche in ſehr ſalziges geſchmolzenes Fett getunkt ſind, verſchlucken, und gießt jedem Stück Vieh anderthalb Nöſſel Wein durch einen Trichter in den Hals. Durch dergleichen gütige Begegnung werden ſie gemeiniglich in drey Tagen zahm, und laſſen ſich am vierten Tage in das Joch ſpannen, woran man einen Aſt bindet, und ſie ſolchen anſtatt des Gründels ziehen läßt. Bisweilen thut man noch ein Gewicht hinzu, damit man aus der dazu erforderlichen Anſtrengung ſehe, wie ſie ſich in die Arbeit ſchicken. Nach ſolchen Verſuchen ſpannet man ſie vor einen ledigen Wagen, und allmählig läßt man ſie auch beladen einen längeren Weg zurücklegen. Sind ſie auf ſolche Art zahm gemacht, ſo joche man ſie an den Pflug, jedoch auf ſchon gepflügtem Lande; ſonſt möchte die Beſchwerlichkeit der Arbeit ſie gleich anfangs abſchrecken, und ihr noch zarter Hals könnte durch die Umbrechung der Erde verwundet werden. Wie der Pflüger mit den Ochſen bey dem Pflügen zu verfahren habe, iſt ſchon im erſten Buche gezeiget. Man muß Achtung

geben,

geben, daß der Ochſe, wenn er gezähmt wird, niemand ſtoßen kann: wird dieſes zu der Zeit nicht verhütet, ſo kann man ihm dieſe Unart, auch wenn er gezähmt iſt, niemals abgewöhnen. Dieſe Vorſchrift beziehet ſich nur auf den Fall, wenn man keinen Viehſtapel zugezogen hat. Denn wo dieſes iſt, hat man eine ſichere und leichtere Art, ſie abzurichten, deren ich mich auf meinen Landgütern bediene. Soll nemlich ein junger Ochſe zum Wagen oder Pflug gewöhnet werden, ſo nimmt man den ſtärkſten und frömmſten von den ſchon gezähmten Ochſen, und ſpannt ihn mit dem ungezähmten zuſammen; ſo hält der zahme Ochſe den wilden auf, wenn er fortlaufen will, und treibt ihn fort, wenn er ſich ſäumet. Wenn man es ſich nicht verdrieſſen läſſet, ein Joch auf drey Ochſen machen zu laſſen, ſo kann man durch dieſe Maſchine erhalten, daß auch widerſpenſtige Ochſen die ſchwerſte Arbeit nicht weigern. Denn iſt ein fauler junger Ochſe zwiſchen zwey alte geſpannet, und wird gezwungen, mit dem Pfluge, vor welchem er geſpannet iſt, die Erde umzubrechen, ſo bleibt ihm keine Möglichkeit, ſich dieſem Befehl zu entziehen: will er wütend vorwärts ſpringen, ſo halten ihn die beyden andern

zurück; will er ſtille ſtehen, ſo muß er doch mit fort, wenn die beyden anderen gehen; ſucht er ſich niederzulegen, ſo halten ihn die beyden ſtärkeren in die Höhe, und reiſſen ihn mit ſich. Die Noth lehret ihn alſo, ſeine Widerſpenſtigkeit fahren zu laſſen, und er lernet, durch wenig Schläge, ſich in die Arbeit ſchicken.

Man hat eine Art weichlicher Ochſen, welche auch nach der Zähmung ſich in der Furche niederlegen. Nach meiner Meynung muß man dieſen Fehler nicht durch Strenge, ſondern auf eine vernünftige Art, zu verbeſſern ſuchen. Diejenigen, welche durch den Treibſtock, durch Feuer, oder durch andere Marktern dieſe Unart ausrotten wollen, verfehlen des rechten Weges, weil eine hartnäckige Widerſpenſtigkeit gemeiniglich die Strenge ermüdet. Es iſt daher beſſer, einen Ochſen, der ſich niederlegt, durch Hunger und Durſt, ohne Schläge, zu beſſern, weil die natürlichen Triebe einen ſtärkeren Eindruck auf ihn machen, als die Schläge. Legt ſich alſo der Ochſe nieder, ſo binde man ihm die Füße, daß er weder ſtehen, gehen, noch weiden kann. Hunger und Durſt wird ihn bald zur Ablegung ſeiner Unart antreiben, welche doch über-

überhaupt bey ſelbſtgezognem Vieh ſelten iſt, wie denn ein einheimiſcher Ochſe allezeit beſſer iſt, als ein fremder. Er leidet nicht durch Verändrung des Waſſers, Futters, der Himmelsgegend und der Beſchaffenheit des Landes, wie die, ſo aus der Ebene und Fläche nach gebirgigen und rauhen Orten, oder vom Gebirge in die Ebene gebracht werden. Siehet man ſich alſo ja genöthiget, von andern Arten Ochſen kommen zu laſſen, ſo wähle man ſie aus ſolchen Gegenden, welche ihrem künftigen Aufenthalt ähnlich ſind.

Bey dem Anjochen hüte man ſich, kleine und ſchwache mit ſtärkeren zuſammen zu ſpannen, weil es das Verderben des kleinen und ſchwachen ſeyn würde.

Man hält für die beſten Eigenſchaften der Ochſen, daß ſie mehr ſtille und böſe, aber doch nicht ganz träge ſind; daß ſie Schläge ſcheuen und Beyfall ſuchen; voll Vertrauen auf ihre Kräfte ſich durch nichts, was ſie hören oder ſehen, erſchrecken laſſen, und nicht furchtſam ſind, wenn ſie durch Waſſer, oder über Brücken gehen ſollen; daß ſie endlich viel, aber langſam freſſen; denn wenn ſie nach Bequemlichkeit und nicht eilig freſſen, ſo verdauen ſie beſſer, und bleiben beſſer bey Leibe.

Doch

Doch iſt eben ſowol ein Fehler des Ochſenhirten, wenn der Ochſe fett, als wenn er mager wird, weil Zugvieh geſchlank und proportionirt ſeyn muß, ſtark von Nerven und Muskeln, und nicht mit Fett überladen, damit es weder durch die Laſt ſeines Körpers, noch durch die Arbeit ermüdet werde.

Auf dieſen Unterricht, wie Ochſen zu kaufen und zu zähmen ſind, folgt nun ihre Wartung,

Dritter Abſchnitt.

Im Sommer bleiben die Ochſen unter freyem Himmel; im Winter im Stalle. Man muß ſich daher auf Streu zu ihrer Winterſtallung ſchicken. Dieſes ſchneidet man im Auguſt innerhalb dreyßig Tagen nach Endigung der Erndte, und ſetzt es in einen Haufen: und iſt das Abmähen deſſelben ſowol dem Vieh als dem Lande nützlich. Das Feld wird dadurch von den Dornen frey, welche gemeiniglich von Grundaus vergehen, weil ſie im Sommer im Anfange der Hundstage abgemähet werden, hingegen geben ſie viel Dünger, wenn ſie unter die Spreu kommen. Iſt hiefür geſorget, ſo ſchafft man die verſchiedenen

nen Sorten von Futter an, damit das Vieh nicht aus Hunger mager wird.

Man hat mehr als eine Art, die Ochſen gut zu unterhalten. Liefert das Land nach Maaßgebung ſeiner Fruchtbarkeit grünes Futter, ſo hat es kein Bedenken, daß dieſes Futter allem übrigen vorzuziehen ſey: dieſes findet ſich aber nicht als an waſſerreichen und naſſen Orten. Hiebey iſt die Bequemlichkeit, daß man zu zwey Spann Ochſen nur einen Knecht braucht, der ſie eins um das andere pflügen und weiden läßt.

Wo das Land trockner iſt, muß man die Ochſen an der Krippe futtern, und ihnen das Freſſen nach Beſchaffenheit der Gegend reichen. Das beſte Futter ſind unleugbar Wickengarben, kleine Kichern und Wieſengras. Die Spreu iſt dem Vieh nicht ſo zuträglich, wiewol ſie überall, und an einigen Orten nur ſie ganz allein, dem Vieh gegeben wird. Hirſenſpreu iſt die beſte, dann die von der Gerſte, endlich vom Weitzen. Wenn das Vieh ſeine gehörige Arbeit thut, ſo giebt man ihm über das noch Gerſte.

Man

Man theilt den Ochſen das Futter nach den verſchiedenen Jahrszeiten aus. (139) Im Jenner bekommt jeder Ochſe ein Spint geſchrotene und eingeweichte Erven, mit Spreu vermiſcht, oder einen Himten eingeweichte Feigbohnen, oder einen halben Himten eingeweichte kleine Kichern, und überdas zureichende Spreu; Hat man keine Hülſenfrüchte, ſo gebe man ihnen ausgewaſchene und getrocknete Weinkerne, welche man aus dem Lauerwein nimmt, und mit Spreu vermenget: doch iſt unleugbar noch beſſer, wenn die Hülſen dabey ſind, weil ſie ſodann zugleich die Kraft der Speiſe und des Weins beſitzen, und das Vieh ſchön, munter und wohlbeleibt machen. Giebt man dem Vieh kein Korn, ſo iſt ſtatt deſſen ein Futterkorb von 20 Himten trocken Laub oder dreyßig Pfund Heu zureichend, oder in Ermangelung deſſen ~~ein Himten~~ grünes Lorbeer- und Eichenlaub: (140) wenn ſie vorräthig ſind,

(139) Die Vorſchriften des Columella in Anſehung der Futterung und Wartung des Viehes ſind nach dem Italieniſchen Clima eingerichtet, und leiden in unſern rauheren und kälteren Gegenden viele Abfälle.

(140) Trockenes Laub kann nur im Nothfall zum Viehfutter gebraucht werden, und der Hunger allein

ſind, giebt man Eicheln darunter, aber nicht ſo viel als das Vieh freſſen will, weil es ſonſt den Grind bekommt. Wenn die Bohnen wohlfeil ſind, kann man ihnen einen halben Himten davon geſchrotet geben.

Im Februar iſt eben dieſe Futterung hinreichend. Im Merz und April giebt man etwas mehr Heu, weil es die Pflügezeit iſt; 40 Pfund ſind auf jeden Ochſen gnug.

Von

allein nöthiget das Vieh, es zu freſſen. Auf der Griechiſchen Inſel Scio geben zwar die Einwohner dem Vieh das Geſträuch von dem Baumwollenbaum, und die dürren Weinblätter! (Pococks Reiſebeſchr. III. 15.) es geſchiehet aber aus Mangel anderer Weide. Doch wird von einigen das trockne Laub von Maulbeerbäumen ſehr gerühmet (Zinks Oecon. Samml. VII. 651.) und in der Schwediſchen Landſchaft Geſtrikeland rührt man dem Vieh, bey dem fetten Heu, welches es frißt, Laub von Birken, Erlen, Weiden, mit Spreu vermengt, in das warme Waſſer, welches man ihm zu ſaufen giebt: und das Vieh giebt bey dieſer Nahrung doch ſehr viel Milch. (Ehrenmalms Reiſe durch Nordland. S. 309.) Columella ſchlägt unterdeſſen ſelbſt die Laubfutterung nur in Ermangelung eines beſſern Futters vor: zu geſchweigen, daß das Abſtreifen des Laubs, wenn es vorſichtig und ohne Schaden der Bäume geſchehen ſollte, ſehr viel Zeit koſten würde.

Von der Hälfte des Aprils bis zur Hälfte des Junius ſchneidet man für ſie grünes Futter: an kalten Orten kann man dieſes bis zum erſten Julius thun.

Von dieſer Zeit an bis zum erſten November werden ſie den ganzen Sommer und Herbſt hindurch mit Laub gefuttert, welches aber nicht eher brauchbar iſt, als bis es durch Regen oder ſtarken Thau zur Zeitigung gelangt iſt. Das beſte Laub geben die Ulmbäume, nächſt ihnen die Eſchen, und endlich die Pappelbäume; das ſchlechteſte die Steineichen, andere Eichen und Lorbeerbäume. Man bedienet ſich des Laubes nach dem Sommer, in Ermangelung eines beſſeren Futters. Wenn man viel Feigenblätter hat, und ohnedas gut findet, die Bäume abzublaten, kann man ſie dem Vieh geben. Steineichenlaub iſt beſſer, als das von andern Eichen, nur muß es nicht von der ſtachlichten Art ſeyn, weil das Vieh ſolches ſo wenig, als das Laub von Wacholdern, freſſen will.

Zur Saatzeit im November und December muß man den Ochſen ſo viel geben, als ſie freſſen wollen. Gemeiniglich iſt für jeden gnug ein Himten Eicheln, Spreu ſo viel ſie wollen, oder ein Himten eingeweichte Feigbohnen

bohnen, oder ein und dreyviertel Spint Erven mit Waſſer beſprengt und mit Spreu vermiſcht, oder ein Himte Weinbeerhülſen, wenn man, wie oben geſagt, viel Spreu dazu giebt. Iſt von allen dieſen nichts vorräthig, ſo giebt man ihnen bloß vierzig Pfund Heu.

Vierter Abſchnitt.

Die gehörige Futterung hilft aber nicht, wenn man nicht Sorge trägt, daß ſie geſund ſind, und ihre Kräfte behalten. Beydes erhält man, wenn man ihnen drey Tage nach einander Arzney giebt. Dieſe beſtehet aus geſtoßenen Feigbohnen und Cypreſſen zu gleichen Theilen, welche man im Waſſer eine Nacht in der Luft ſtehen läßt. Viermal aufs Jahr giebt man ihnen dieſe Arzney, am Ende des Frühlings, Sommers, Herbſtes und Winters. Oft kann man ihnen auch die Mattigkeit und den Ekel vertreiben, wenn man ihnen nüchtern ein ganzes Hünerey in den Rachen ſtecket, und den Tag darauf große oder kleine Knoblauchshaupter in Wein klein ſtößet, und ihnen in die Naſenlöcher gieſſet.

Dieſes ſind nicht die einzigen Mittel zur Geſundheit. Viele mengen Salz in großer Menge unter das Futter; einige geben ihnen Andorn mit Oel und Wein; einige Lauchblätter; andere Weihrauchkörner; noch andere weichen das Kraut vom Sadebaum und Raute in Wein, und laſſen es das Vieh einnehmen. Man giebt ihnen auch Quendel in ſüßen Wein geſtoßen, und zerſchnittene und in Waſſer geweichte Meerzwiebeln.

Wenn man von einem von dieſen Tränken ihnen drey Tage lang jedesmal ein Quartier giebt, ſo führt es ab, vertteibt alles Böſe, und giebt dem Vieh neue Kräfte.

Am heilſamſten wird der Oelſchaum gehalten, wenn man eben ſo viel Waſſer zugieſſet, und das Vieh daran gewöhnet. Man kann ihnen dieſes aber nicht gleich aufeinmal geben, ſondern zuerſt beſprengt man ihr Futter damit; dann gieſſet man ein weniges davon unter ihr Waſſer, endlich giebt man ihnen mit der Hälfte Waſſer, ſo viel ſie wollen.

Fünfter Abſchnitt.

Es iſt niemals gut, am wenigſten aber im Sommer, wenn man die Ochſen zum Laufen an-

antreibt: es erregt den Durchlauf oder das Fieber.

Man verhüte, daß kein Schwein oder Huhn in ihre Ställe kommt, denn wenn ihr Miſt unter das Futter geräth, ſo ſterben die Rinder: insbeſondere kann der Miſt eines kranken Schweins eine anſteckende Seuche unter dem Rindvieh verurſachen. Sollte dieſelbe unter der Heerde einreiſſen, ſo muß man die Himmelsgegend verändern, das Vieh in viele Haufen abſondern und in entfernte Gegenden ſchicken, nnd das geſunde ſo von dem kranken ſcheiden, daß jenes von dieſem nicht angeſteckt werden könne. Man bringe ſie ſodann an ſolche Oerter, wo kein anderes Vieh weidet, damit ſie nicht auch dieſem die Seuche zubringen.

So tödlich dieſe Krankheiten ſind, ſo muß man ſie doch zu beſiegen, und mit auserleſenen Mitteln zu vertreiben wiſſen.

Man vermiſcht die Wurzeln von Allzeit und Mannstreu mit Fenchelſaamen, beſprengt ſie mit eingekochten Wein, Weitzenmehl und kochendem Waſſer, und bringt mit dieſem Mittel die Feuchtigkeiten bey dem kranken Vieh zum Fluß. Ferner nimmt man gleich viel Caſia, Myrrhen und Weihrauch, ver-

miſcht ſolches mit eben ſo viel Meerſchnecken-blut, gießt zwey Quartier alten Wein darauf, und bringt dieſen Trank dem Vieh durch die Naſenlöcher bey. Das Arzneymittel ſelber wird in drey gleiche Portionen von anderthalb Unzen getheilt, und mit Wein eingegeben.

Eine kleine Wurzel, welche die Hirten falſche Nieswurz nennen, iſt mir auch als ein kräftiges Mittel bekannt. Sie wächſt häufig auf den Marſiſchen Bergen, und iſt allem Vieh ſehr heilſam. Man gräbt ſie vor der Sonnen Aufgang mit der linken Hand aus, weil man glaubt, daß ihr dieſes größere Kraft mittheilt. (141) Die Art ihres Gebrauchs iſt folgende. Man durchritzt mit einer Ahle von Erz den äußerſten Theil des Ohrs in der Ründe, ſo daß das hervordringende Blut die Figur eines O kenntlich macht. Wenn dieſes auf der oberſten und unterſten Seite des Ohrs geſchehen iſt, ſo durchſticht man mit dieſer Ahle

(141) Faſt alle Haushaltungsbücher ſind bey den trefflichſten Wirthſaftsregeln mit abergläubiſchen Anweiſungen und Curen erfüllet. Columella iſt auch nicht frey davon. Die größere Kraft, welche die Wurzel haben ſoll, wenn ſie mit der linken Hand ausgegraben wird, iſt ein Beweis davon, und weiter unten werden ſich noch mehr Proben davon zeigen.

Ahle die Mitte des durchgeritzten Kreiſes, und legt die vorgedachte Wurzel in das gemachte Loch, welche die friſche Wunde ſo feſt in ſich ſchließt, daß ſie nicht herausfallen kann. Dieſe Wurzel ziehet alle Krankheit und Gift aus dem Vieh an ſich, bis der Theil des Ohrs, ſo weit er im Umkreis durchgeritzet iſt, abſtirbt und abfällt, und mit Verluſt eines kleinen Theils des Körpers das Leben erhalten wird.

Cornelius Celſus will, man ſoll Miſtelblätter mit Wein ſtoßen, und dem Vieh in die Naſenlöcher gieſſen.

Dieſes ſind die Arzneymittel, wenn die ganze Heerde kranket: (142) folgende ſind für einzelne Stücke.

Sechster Abſchnitt.

Die Zeichen der Unverdaulichkeit ſind, häufiges Aufſtoßen, Heulen im Bauche, Ekel

(142) Bey den unzähligen Mitteln, welche mit verſchiedenem Erfolg gegen die ſeit ſo vielen Jahren wütende Viehſeuche gebraucht ſind, könnte man auch des Columella angegebene Arzneyen verſuchen. Die lateiniſchen Namen der Kräuter ſind Panax, Eryngium, Conſiligo.

Ekel vor Freſſen, ſteife Nerven, matte Augen: das Vieh wiederkäuet nicht, und leckt ſich nicht mit der Zunge. Hiergegen giebt man ihnen zwey Stübchen warmes Waſſer, und gleich nachher dreyßig mäßig gekochte Kohlſtengel mit Eßig. Sie müſſen aber an dem Tage ſonſt nichts anders freſſen. Einige behalten das kranke Vieh im Hauſe, damit es nicht weiden könne. Sodann werden vier Pfund Maſtixwipfel und vom wilden Oelbaum mit einem Pfund Honig zuſammengeſtoßen, und ein Stübchen Waſſer dazu gegoſſen, welches eine Nacht unter freyem Himmel geſtanden hat: dieſes gießt man ihnen in den Rachen. Nach einer Stunde bekommen ſie vier Pfund eingeweichte Erven, ſonſt aber nichts zu ſaufen. Hiermit fährt man drey Tage fort, bis alle Urſachen der Schwachheit gehoben ſind. Wenn man dieſe Unverdaulichkeit und das Aufſchwellen des Leibes und der Eingeweide vernachläßiget, ſo vermehren ſich die Schmerzen ſo ſehr, daß ſie nicht freſſen können, ſtets ächzen, nicht auf den Füßen zu ſtehen vermögend ſind, ſich oft niederlegen, den Kopf hin und her ſchlagen, und mit dem Schwanz in beſtändiger Bewegung ſind. Ein ſicheres Mittel dagegen iſt, den Schwanz nahe

an

an den Hinterbacken ſcharf zu binden, und ihnen anderthalb Nöſſel Wein mit drey viertel Nößel Oehl in den Rachen zu gieſſen, und ſie dann etwa 1500 Schritte geſchwinde herum zu jagen. Will der Schmerz nicht weichen, ſo beſchneidet man ihnen die Klauen, beſchmiert ſeine Hand, fähret ihnen damit in den Hintern, ziehet den Miſt heraus, und zwingt ſie wieder zu laufen. Thut auch dieſes keine Wirkung, ſo ſtoße man trockene wilde Feigen klein, und gebe ſie ihnen mit einem Nößel warmen Waſſers. Sollte dieſes Mittel noch nicht helfen, ſo ſtoße man zwey Pfund Mäuſedornblätter, gieſſe drey Nößel warmes Waſſer darauf, und laſſe es dem Vieh durch einen hölzernen Trichter in den Hals laufen: dann laſſe man ihm unter dem Schwanz zur Ader, und wenn man gnug Blut hat, verbindet man die Wunde mit der Papierpflanze, und läſſet ſodann das Vieh ſtark laufen, bis es keichet.

Vor dem Aderlaſſen kann man auch folgende Mittel gebrauchen; man vermiſcht drey Unzen geſtoßenen Knoblauch mit einem Quartier Wein, giebt es dem Vieh zu trinken, und zwingt es hernach zu laufen. Oder man ſtößt zwo Unzen Salz mit zehn Zwiebeln, thut gedachten Honig hinzu, ſetzt dem Vieh ein

Kly=

Klyſtier davon, und läßt es mit demſelben ſcharf laufen.

Siebender Abſchnitt.

Der Schmerz des Leibes und der Eingeweide wird bey dem Rindvieh geſtillet, wenn es Waſſervögel, und vornehmlich Enten ſiehet,(143) ſo bald es dieſe erblicket, höret der Schmerz der Eingeweide auf. Noch kräftiger iſt der Anblick der Enten zur Heilung der Mauleſel und Pferde. Bisweilen aber hilft keine Arzney, und die Eingeweide werden von der Fäulung angegriffen: das Merkmaal davon iſt der blutige und eiterige Unflat. Man hat hiegegen folgendes Mittel; 15 Cypreſſen Zapfen und eben ſo viel Galläpfel werden mit ſo viel alten Käſe, als beyde ſchwer ſind, zuſammengeſtoßen, und ungefähr 3 Quartier herben Weins darauf gegoſſen: dieſes theilt man in vier gleiche Portionen, und giebt es dem Vieh in vier Tagen: auch muß es nicht an Wipfeln von Maſtix, Myrthen und wilden Oelbäumen fehlen.

Der

(143) Man ſiehet ohne mein Erinnern die Unzuverläßigkeit der von Columella angegebenen Cur.

Der Durchfall greift den Leib und die Kräfte an, und macht das Vieh zur Arbeit untüchtig. Bey dieſen Umſtänden muß man das Vieh in drey Tagen nicht ſaufen, und am erſten Tage nicht freſſen laſſen. Darauf giebt man ihnen die Spitzen vom wilden Oelbaum und Rohr, und Maſtix- und Myrthenbeeren, und läßt ſie ſehr wenig ſaufen.

Einige geben ihnen ein Pfund zarte Lorbeerzweige mit eben ſo viel eingeweichter Statwurz in anderthalb Quartier warmes Waſſer, welches ſie ihnen in den Hals gieſſen, und futtern ſie ſodann, wie oben gedacht. Andere dörren zwey Pfund Weinhülſen, ſtoßen ſie klein, und geben ſie dem Vieh in anderthalb Nöſſel herben Wein zu trinken, ſonſt aber bekommt es nichts zu ſaufen, und man wirft ihm die Spitzen von den vorgedachten Bäumen vor. Wenn ſich der Durchfall noch nicht ſtopfet, noch der Schmerz der Eingeweide und des Leibes aufhöret, wenn das Vieh nicht freſſen will, den Kopf hängen läßt, die Augen mehr als gewöhnlich laufen, und der Rotz häufig aus den Naſenlöchern fließt, ſo brenne man ſie mitten vor die Stirne bis an die Knochen, und ſchneide ihnen mit einem Meſſer in die Ohren. Man muß die gebrannte

Stelle, bis zu ihrer Heilung, mit Rinderurin reiben; der Schnit heilt aber beſſer durch Pech und Oel.

Achter Abſchnitt.

Ein unnatürliches Gewächs an der Zunge, welches die Viehärzte die Blatter nennen, pflegt gleichfalls einen Ekel vor dem Freſſen zu machen. Dieſes pflegt man wegzuſchneiden, und die Wunde mit zuſammengeſtoßenem Salz und Knoblauch zu reiben, bis man den Geiferfluß erweckt: da man denn das Maul mit Wein auswäſcht. Nach einer Stunde giebt man ihnen grüne Kräuter oder Laub, bis ſich eine Narbe auf die Wunde geſetzt hat.

Findet ſich kein Zungengewächs, noch ein Durchlauf, und das Vieh will doch nicht freſſen, ſo iſt rathſam, ihm geſtoßenen Knoblauch mit Oel in die Naſenlöcher zu gieſſen; oder ihm den Schlund mit Salz oder Saturey zu reiben; oder auch mit geſtoßenem Knoblauch und Fiſchlake zu beſchmieren. Dieſes geſchiehet aber nur bey bloßem Ekel.

Neun

Neunter Abſchnitt.

Hat ein Ochſe das Fieber, ſo muß er einen Tag hungern: am anderen Tage laſſe man ihm nüchtern unter dem Schwanz ein wenig Blut: eine Stunde nachher laſſe man ihn dreyßig gekochte Kohlſtengel von mittelmäßiger Größe, mit einem Trank von Oel und Lake, hinunter ſchlucken, und gebe ihm nüchtern dieſes fünf Tage nach einander. Ueberdas giebt man ihm die Spitzen vom Maſtix: oder Oelbaum, oder ſehr zartes Laub, oder Weinblätter: die Lippen werden ihm mit einem Schwamm abgewiſcht, und täglich bekommt er dreymal kaltes Waſſer zu trinken. Dieſe Cur geſchiehet im Stalle, und der Ochſe darf vor erhaltener Geſundheit nicht herausgelaſſen werden. Die Merkmahle des Fiebers ſind flieſſende Thränen, ein hängender Kopf, tief liegende Augen, häufiger Geifer, heftiges und beſchwerliches, bisweilen auch mit Stöhnen vergeſellſchaftetes Athemholen.

Zehnter Abſchnitt.

Ein anfangender Huſten wird mit einem Teige von Gerſtenmehl am beſten vertrieben: doch

doch iſt bisweilen abgeſchnittenes Gras und darunter gemengte geſchrotete Bohnen beſſer. Man hülſet auch Linſen aus, mahlet ſie ganz klein, und gieſſet auf ein halb Spint davon heiſſes Waſſer, daß es ein Trank wird, dann gieſſet man es dem Vieh durch einen Trichter ein.

Einen alten Huſten heilen zwey Pfund Yſop, welche in zwey Quartier Waſſer geweicht werden. Dieſe macht man klein, und giebt ſie als einen Teig mit einem Spint gemahlner Linſen, und das Yſopwaſſer wird durch einen Trichter nachgegoſſen.

Man braucht auch Lauchſaft, und auch die Blätter davon mit Gerſtenmehl klein geſtoßen. Wenn man die Wurzeln des Lauchs ſorgfältig wäſchet, mit Weitzenmehl klein ſtößet, und dem Vieh nüchtern giebt, ſo weicht auch der langwierigſte Huſten. Ausgehülſete Erven und gedörrete Gerſte, von jedem gleich viel, zuſammengemahlen, und dem Vieh als ein Teig in den Hals geſteckt, thun ein gleiches.

Eilfter Abſchnitt.

Einem Geſchwür wird beſſer durch einen Schnitt, als durch eine Arzney abgeholfen. Man

Man druckt ſodann den Sack aus, worin das Geſchwür war, wäſcht ihn mit warmen Rinderurin aus, und verbindet ihn mit Wicken, die in geſchmolzen Pech und Oel getunkt ſind. Kann aber der Ort nicht verbunden werden, ſo tröpfelt man Ziegen: oder Rindertalg über ein glühendes Blech hinein. Einige pflegen den ſchadhaften Theil zu brennen, mit altem Urin auszuwaſchen, und ſodann mit flüßigem Pech und altem Wagenſchmier, zu gleichen Theilen gekocht, zu ſchmieren.

Zwölfter Abſchnitt.

Wenn ſich das Blut in den Füßen ſetzet, ſo hinket das Vieh. In dieſem Fall muß man ſogleich den Fuß beſehen. Durch das Gefühl endeckt man die Hitze, und der Ochſe kann nicht leiden, daß die ſchadhafte Stelle ſtark gedruckt wird. Hat ſich das Blut über der Klaue in den Schienbeinen geſammlet, ſo kann man es durch fleißiges Reiben zertheilen, oder, wenn dieſes nicht helfen will, nimmt man es durch das Schröpfen weg. Iſt der Schaden unten im Fuß, ſo macht man mit einem kleinen Meſſer eine leichte Oeffnung zwiſchen zwo Klauen, legt Wicken in Salz und

und Eßig getunkt darauf, bindet eine Sohle von Pfriemenkraut um den Fuß, und verhütet ſorgfältig, daß das Vieh nicht mit dem Fuße in das Waſſer kommt, ſondern trocken ſtehet.

Schaft man dieſem Blute keinen Abfluß, ſo erzeugt ſich Eiter daraus, der langſam geheilet wird, wenn es zum Schwären kommt. Man ſchneidet daher den ſchadhaften Ort auf, reiniget ihn, legt Wicken, in Eßig, Salz und Oel getunkt, hinein, und darauf altes Wagenſchmier und Ziegentalg zu gleichen Theilen gekocht; und ſo wird das Rind beſſer.

Iſt das ſtockende Blut in dem unterſten Theile des Fußes, ſo ſchneidet man den äuſſerſten Theil der Klaue bis auf das Fleiſch weg, läßt das Blut auslaufen, umwickelt den Fuß, und bindet ihn zu. Die Mitte des Fußes iſt nicht rathſam zu öffnen, es möchte denn die Vereiterung daſelbſt ſchon geſchehen ſeyn.

Wenn das Hinken des Ochſen ſeinen Urſprung von Nervenſchmerzen hat, reibt man ihm die Knie, Knieſcheiben und Schienbeine mit Salz, bis zu ſeiner Geneſung. Geſchwollene Knie werden mit warmem Eßig erwärmet, und Leinſaamen oder geſtoßene Hirſe mit Honigwaſſer angefeuchtet, darauf gelegt. Es

iſt

iſt auch ganz gut, Schwämme in heiſſes Waſſer zu tunken und auszüdrucken, dann mit Honig zu beſchmieren, auf die Knie zu legen und feſt zu binden. Iſt unter der Geſchwulſt eine Feuchtigkeit, ſo legt man Sauerteig auf, oder Gerſtenmehl, in Roſinenwein oder Honigwaſſer gekocht. So bald das Geſchwür zur Reife kommt, wird es aufgeſchnitten, ausgedruckt und verbunden, wie oben gezeigt iſt.

Nach Cornelius Celſus Grundſätzen hat die Lilienwurzel, oder Meerzwiebel mit Salz, oder Blutkraut, welches die Griechen Polygonum nennen, oder auch weiſſer Andorn, bey ſchon geöffneten Wunden Heilungskräfte.

Alle Schmerzen des Leibes, wobey keine Wunde iſt, können gleich im Anfange am beſten mit warmen Umſchlägen vertrieben werden; ſind ſie aber ſchon eingewurzelt, ſo brennet man den Ort, und tröpfelt Butter oder Ziegenfett auf die gebrannte Stelle.

Dreyzehnter Abſchnitt.

Die Räude wird durch das Reiben mit geſtoßenem Knoblauch etwas gelindert; und durch eben dieſes Mittel wird der Biß eines

raſenden Hundes oder Wolfes geheilet: (144) doch iſt in dieſem Fall eben ſo gut, wenn man alte geſalzene Sachen auf die Wunde legt. Gegen die Räude hat man auch eine andere kräftigere Arzney. Man ſtößt wilden Majoran

(144) Wie glücklich wären wir, wenn der Biß wütender Thiere, nach der Angabe des Columella, bloß durch das Reiben mit Knoblauch geheilet werden könnte! Bey den faſt unzählbaren Mitteln, welche zur Hebung dieſer Krankheit vorgeſchlagen ſind, klaget doch der große Boerhave, daß keine zuverläßige Cur gegen dieſes Uebel ſey. In neueren Zeiten hat man aber das Kraut Geuchheit (Anagallis flore puniceo) von kräftiger Wirkung befunden, wenn das Pulver davon in Waſſer, ſo von eben dieſem Kraut abgezogen iſt, eingegeben wird, wiewohl das Mittel auch ſchon von älteren Arzneygelehrten angeprieſen wird. (Schrebers Samml. verſch. Schriften V Th. S. 427. VII. 424. Allg. Magaz. X. 288.) Robert James in Engelland hat mit dem aus Queckſilber gemachten Turpeto minerali oder Mercurio præcipitato luteo gleichfalls Menſchen und Vieh geheilet. (Allg. Magaz. I. 299.) Auch weiß ich, daß in Berlin durch Campher und Moſchus zu gleichen Theilen Hülfe erfolgt iſt, und Herr Gmelin preiſet den Nutzen des Moſchus in einer beſondern Abhandlung an. (Siehe auch des Herrn von Münchhauſen Hausvater I. 494.)

joran und Schwefel zuſammen, kocht ſolches mit Oelhefen, Oel, Waſſer und Eßig; wenn es noch lauwarm iſt, ſtreuet man geſtoßenen Alaunſchiefer darüber: dieſes Mittel, bey heiſſer Sonne aufgeſchmiert, iſt ſehr heilſam. Gegen die Geſchwüre braucht man geſtoßene Galläpfel oder Andornſaft mit Ofenruß.

Ein ſchädliches Uebel greift das Rindvieh an, welches der Landmann Harthäutigkeit nennet, wenn die Haut ſich ſo feſt an den Rücken ſetzt, daß man ſie mit der Hand nicht hin und herziehen kann. Dieſe Krankheit entſtehet, wenn ein Ochſe durch irgend eine Schwachheit von Kräften gekommen iſt, oder bey der Arbeit in vollem Schweiß kalt wird. Weil dieſes alles ſchädlich iſt, ſo muß man dafür ſorgen, daß die Ochſen nach der Arbeit, wenn ſie noch heiß ſind und keichen, mit Wein beſprenget werden, und daß man ihnen Biſſen von Fett in den Hals ſteckt. Iſt das Uebel hartnäckig, ſo kocht man mit Nutzen Lorbeeren, und legt ſie dem Vieh warm auf den Rücken, reibt ſodann alſobald die Haut mit vielem Oel und Wein, und faſſet ſie an allen Orten an, um ſie nach ſich zu ziehen. Am beſten geſchiehet dieſes unter freyem Himmel in der Sonnenhitze. Einige mengen Oelhülſen,

Wein und Fett unter einandee, und brauchen dieſe Arzney nach den vorhergedachten warmen Umſchlägen.

Vierzehnter Abſchnitt.

Es iſt eine gefährliche Krankheit, wenn das Vieh ein Geſchwür in der Lunge hat. Daraus entſtehet der Huſten, die Magerkeit, und zuletzt die Schwindſucht. Damit der Tod nicht hierauf erfolge, legt man, wie ich oben gezeigt, die Nieswurzel in das durchbohrte Ohr, und giebt dem Vieh viele Tage nach einander ein Getränke von etwan drey viertel Röſſel Lauchſaft, eben ſo viel Oel, und anderthalb Röſſel Wein.

Bisweilen ſchwillt ihnen der Gaum, daß ſie nicht freſſen können, ſie ſtöhnen oft, und fallen auf die Seite. Dann mache man eine Oeffnung in dem Gaumen, daß das Blut herausfließt, und gebe dem Vieh ausgehülſete und eingeweichte Erven und grünes Laub, oder ſonſt weiches Futter, bis es geſund iſt. Wird der Hals bey der Arbeit wund, ſo iſt das kräftigſte Mittel, am Ohr zur Ader zu laſſen, oder, wenn dieſes nicht geſchehen iſt, ſo ſtoße man Kreuzkraut mit Salz, und lege es auf.

Wenn

Wenn das Vieh die Schultern verrückt hat, ſo beobachte man, an welcher Seite dieſes geſchehen iſt, und laſſe Blut aus dem Ohr an der andern Seite. Vorher aber ſchlägt man die Ader, welche die größte zu ſeyn ſcheinet, mit einem Baumreiſe, bis ſie aufſchwillt, und dann macht man die Oeffnung: am folgenden Tage läßt man an eben dem Orte Blut, und giebt dem Ochſen zween Ruhetage: am dritten Tage läßt man ihn leichte Arbeit thun, und allmählig braucht man ihn wieder wie gewöhnlich. Hänget der Nacken nach keiner Seite, ſondern iſt in der Mitte geſchwollen, ſo ſchlägt man ihm die Ader an beyden Ohren. Geſchiehet dieſes nicht innerhalb zween Tagen nach dem Anfang des Uebels, ſo ſchwillt der Hals, die Nerven ſpannen ſich, und die dadurch entſtehende Härte macht ihn unfähig, das Joch zu tragen. Ein güldenes Mittel gegen dieſe Krankheit, welches ich durch die Erfahrung bewährt gefunden habe, iſt folgendes; Man koche zuſammen zerlaſſenes Pech, Rindermark, Bocksta lg und altes Oel, von jedem gleich viel: wenn nun der Ochſe ausgejocht wird, ſo netzt man die Geſchwulſt am Halſe in der Viehtränke, läßt ſie trocken werden, reibt und beſchmieret ſie mit

dieſer Arzney. Will er wegen der Geſchwulſt den Pflug überall nicht ziehen, ſo gebe man ihm einige Tage Ruhe, reibe ihm den Hals mit kaltem Waſſer, und beſchmiere ihn mit Silberſchaum. Celſus will, man ſoll Kreuzkraut quetſchen, und auf den geſchwollenen Hals legen.

Die Warzen, welche ſich gemeiniglich auf dem Nacken zeigen, ſind nicht ſo beſchwerlich: das Vieh kann dabey arbeiten, und man tröpfelt Lampenöl darauf. Beſſer aber iſt doch, das Vieh in Acht zu nehmen, damit keine ſolche Auswüchſe entſtehen, noch auch der Hals kahl werde, welches geſchiehet, wenn der Hals bey der Arbeit vom Schweiß oder Regen naß wird. Geſchiehet dieſes, ſo reibt man ein paar alte Ziegelſteine an einander; mit dem angefeuchteten Ziegelmehle beſtreuet man ihnen den Hals, ehe man ſie abſpannet, und ſo wie es trocken wird, feuchtet man es verſchiedenemal mit Oel an.

Funfzehnter Abſchnitt.

Hat die Pflugſchaar die Ochſen am Knöchel oder an der Klaue verletzt, ſo wickelt man um den Fuß hartes Pech, Wagenſchmier und

Schwe-

Schwefel in friſcher Wolle, und brennet durch dieſen Verband die Wunde mit einem glühenden Eiſen. Wenn der Ochſe ſich ein Holz in den Fuß getreten hat, ſo ziehet man daſſelbe heraus, und braucht dieſes Mittel mit großem Nutzen; desgleichen wenn er die Klaue an einem ſcharfen Ziegel: oder anderm Steine beſchädiget hat. Sollte aber die Wunde tief ſeyn, ſo wird die Klaue ringsherum beſchnitten, und obgedachtermaßen gebrannt: dann ziehet man eine Sohle von Ginſter über den Fuß, und gießt drey Tage lang Eßig darauf.

Iſt die Verletzung von der Pflugſchaar am Schienbein, ſo legt man Seewolfsmilch, welches Kraut die Griechen Tithymellus nennen, mit Salz vermiſcht darauf. Sind die Füße wund geworden, ſo wäſchet man ſie mit warmen Rinderurin aus, zündet ferner ein Bund Reiſer an, und wenn es zu Aſche geworden iſt, zwingt man den Ochſen, auf die heiſſe Aſche zu treten, und ſchmiert ihnen die Klauen mit zerlaſſenem Pech und Oel, oder Wagenſchmier. Das Vieh wird weniger hinken, wenn man ihm nach der Ausſpannung die Füße mit vielem kalten Waſſer wäſchet, und den Hinterbug, die Krone, und den Ort,

wo ſich die Klauen der Ochſen theilen, mit altem Wagenſchmier reibt.

Sechszehnter Abſchnitt.

Bisweilen verrenken ſich die Ochſen die Schultern, entweder bey einem beſchwerlichen langen Wege, oder bey Umbrechung eines harten Erdreichs, oder wenn ſie auf eine Wurzel ſtoßen. Bey ſolchem Vorfall ſchlägt man ihnen die Ader an dem vorderſten Schienbein, und zwar bey Verletzung der rechten Schulter am linken Fuß, bey Verletzung der linken Schulter am rechten Fuß. Sind beyde Schultern ſtark verletzt, ſo läßt man an den hinterſten Schienbeinen zur Ader.

Wenn ein Rind die Hörner oben abgebrochen hat, ſo bindet man ein Tüchlein mit Salz, Eßig und Oehl benetzt umher, läßt es drey Tage ſitzen, und feuchtet es in dieſer Zeit mit eben dieſen Dingen wieder an. Am vierten Tage wird Wagenſchmier, geſchmolzen Pech, pulveriſirte Fichtenrinde, von jedem gleich viel, aufgelegt. Zuletzt, wenn ſich ſchon eine Narbe geſetzt hat, wird Ofenruß eingerieben.

Vernachläßigte Geſchwüre pflegen voll Würmer zu werden: wäſcht man ſie aber des Morgens mit kaltem Waſſer, ſo erſtarren die Würmer von der Kälte, und fallen heraus. Kann man ſie auf dieſe Art nicht wegbringen, ſo ſtößt man weiſſen Andorn oder Lauch, vermiſcht es mit Salz, und legt es auf: dieſes tödtet vorbeſagte Thierchen ſehr geſchwinde. Wenn die Geſchwüre rein ſind, legt man Wicken, in Pech, Oel und altes Wagenſchmier getunkt, hinein, und dieſe Sachen müſſen auch äußerlich aufgeſtrichen werden, damit die Fliegen ſie nicht beunruhigen: denn dieſe erzeugen die Würmer, wenn ſie ſich auf die Geſchwüre ſetzen.

Siebzehnter Abſchnitt.

Der Schlangenbiß iſt dem Rindvieh tödtlich, und das Gift verſchiedener kleinen Thiere ſchädlich. Die Natter und Blindſchleiche ſtechen die Ochſen oft, wenn ſich dieſe auf der Weide unvorſichtiger Weiſe niederlegen, und auf ſie fallen. Die Spitzmaus, welche die Griechen die Wieſelmaus nennen, hat zwar kleine Zähne, richtet aber keinen kleinen Schaden an. Für den Natterbiß helfen große

Kletten geſtoßen und mit Salz aufgelegt: die Wunde muß aber vorher geſchröpfet ſeyn. Die geſtoßene Wurzel davon iſt noch kräftiger. Der Herzklee, welchen man an ſteinigten Oertern findet, ſoll der allerwürkſamſte ſeyn; er hat einen ſtarker Geruch, und iſt dem Herz nicht unähnlich, weßfalls ihn die Griechen vom Herz benennen, da er bey uns wegen ſeiner Geſtalt Spitzklee heiſſet: er hat lange und rauhe Blätter, und einen ſtärkeren Stengel, als der Wieſenklee. Der Saft von dieſem Kraut mit Wein vermiſcht wird dem Vieh in den Halz gegoſſen: die Blätter werden mit Salz zerſtoßen, und, als ein Pflaſter, auf die geſchröpfte Stelle gelegt. In der Jahrzeit, da dieſes Kraut nicht grün iſt, giebt man den pulveriſirten Saamen mit Wein zu trinken, ſtößt die Wurzeln nebſt dem Stengel, thut Mehl und Salz dazu, und legt ſie mit Honigwaſſer auf die geſchröpfte Stelle. Noch ein kräftiges Mittel iſt, wenn man fünf Pfund Eſchenwipfel quetſchet, zu dem ausgepreßten Saft viertehalb Quartier Wein und anderthalb Quartier Oel thut, und dem Vieh in den Hals gieſſet, auf die Wunde aber die Wipfel von dieſem Baum, mit Salz geſtoßen, leget.

Der Biß der Blindſchleiche veranlaſſet Geſchwulſt und Vereiterung; wie auch der von der Spitzmaus. Jenen heilt man, wenn man den verletzten Ort mit eirer Ahle von Erz durchſticht, und mit Cimoliſcher Kreide (145) und Eßig beſtreicht.

Die Spitzmaus hielt mit ihrem Leibe den Schaden, welchen ſie anrichtet: man erſäuft ſie nemlich in Oel, und wenn ſie verfault iſt, ſtößt man ſie, und beſchiert mit dieſer Arzney den Biß der Spitzmäuſe. Hat man dieſes nicht vorräthig, und es äußert ſich von dem Biß eine Geſchwulſt, ſo ſtößt man Kümmel, thut ein wenig geſchmolzen Pech und Wagenſchmier hinzu, damit es ein Pflaſter werde: dieſes vertreibet den Schaden. Kommt es aber zum Eitern, ehe die Geſchwulſt vergehet, ſo ſchneidet man den eiterigen Ort mit einem glühenden Inſtrumente auf, brennet die angegriffenen Theile, und ſchmieret ſie mit geſchmolzenem Pech und Oel. Man pflegt auch die Spitzmaus lebendig in Töpfererde zu verkleiben,

(145) Cimolus war eine Inſel des Cretiſchen Meers, welche itzt Argentiere heiſſet, und mit einer Art von Kreide bedeckt iſt, welche zum Waſchen des Leinenzeugs gebraucht wird. (Büſchings Erdbeſchr. I. 1147.)

kleiben, und wenn dieſer trocken iſt, dem Ochſen an den Hals zu hängen, welches das Vieh gegen den Biß der Spitzmäuſe ſicher ſtellet.

Die Augenſchäden der Ochſen werden gemeiniglich mit Honig geheilet: ſchwellen ſie, ſo gießt man Honigwaſſer auf Weitzenmehl, und legt es auf: zeigen ſich weiſſe Flecken im Auge, ſo ſtoße man Spaniſches Bergſalz, oder Salmiac, oder Cappadociſches Salz klein, und lege es mit Honig auf, da es denn das Uebel lindert. Ein gleiches thut die zerſtoßene Schale eines Dintfiſches, wovon man täglich dreymal durch eine Röhre in das Auge bläſet. Gleiche Wirkung hat die Wurzel, welche die Griechen Silphium, der gemeine Mann bey uns aber Teufelsdreck nennet. Hievon nimmt man ſo viel man will, und thut zehnmal ſo viel Salmiac hinzu, ſtößt beydes zuſammen, und gießt es in das Auge: man kann die Wurzel auch ſtoßen, und mit Maſtixöl aufſchmieren, da ſie denn gleichfalls den Schaden heilet.

Gegen die Flüſſe in den Augen legt man Gerſtenmehl mit Honigwaſſer benetzt auf die Augenbranen und Backen. Die Schmerzen

in

in den Augen ſtillet der Saamen vom wilden Paſtinak, und der Saft vom wilden Meerrettig mit Honig aufgeſchmiert. So oft man aber Honig und andere ſolche Säfte zu Arzneyen gebraucht, muß man das Auge überher mit Theer und Oel beſtreichen, damit ſich die Fliegen nicht einfinden: denn nicht allein dieſe, ſondern auch die Bienen, werden durch die Süßigkeit des Honigs und anderer Arzneyen herbeygelockt.

Achtzehnter Abſchnitt.

Oft ſchlürfen die Ochſen bey dem Saufen eine Blutegel mit ein, welches ſehr ſchädlich iſt: denn die Egel ſetzet ſich in den Rachen, ſauget Blut aus, und hindert, wenn ſie dicker wird, gar den Durchgang der Speiſe. Sitzet ſie an einem Orte, da man ſie mit der Hand nicht wegnehmen kann, ſo ſtecke man eine Pfeife odet ein Rohr hinein, und gieſſe heiſſes Oel dadurch: ſo bald das Inſekt davon berühret wird, fällt es ab. Ein gleiches geſchiehet, wenn man Wanzen auf das Feuer legt, und den aufſteigenden Rauch und Geſtank durch eine Röhre bis an die Blutegel führet. Sitzen ſie im Magen oder Eingeweide,

ſo tödtet man ſie, indem man dem Vieh durch einen Trichter heiſſen Eßig eingieſſet.

Ich ſchlage dieſe Arzneyen zwar nur für die Ochſen vor: es iſt aber kein Zweifel, daß die meiſten davon bey allem großen Vieh Statt finden.

Neunzehnter Abſchnitt.

Man muß einen Nothſtall haben, in welchem Pferde und Ochſen bey der Cur gebracht werden, damit die Vieharzte näher an das Vieh kommen können, und das Vieh ſich bey der Cur nicht wiederſetzen kann. Die Beſchaffenheit deſſelben iſt folgende; man belegt den Boden mit eichenen Brettern, neun Fuß lang; die Breite iſt forne drittehalb Fuß, hinten vier Fuß. Auf dem Boden richtet man an jeder Seite vier gerade Pfähle, ſieben Fuß hoch auf, welche an den vier Ecken befeſtiget: dieſe werden unter ſich durch ſechs Queerhölzer oder Stangen verbunden, ſo daß man das Vieh von hintenzu, als dem breiteſten Ende, gleichſam in einen Käfig hineinführt, es kann aber wegen der Queerhölzer nicht wieder heraus. An den erſten beyden Pfählen iſt ein ſtarkes Joch, daran man die Pferde

Pferde halftert, und die Ochſen mit den Hörnern bindet: man kann daſelbſt auch Koppelringe machen, welche um den Hals gehen, und woran Stangen herunter gehen, welche den Kopf in einer unbeweglichen Stellung halten. Der übrige Leib wird mit Stricken (ſtramm) ſcharf an die Queerhölzer gebunden, ſo daß das Vieh, ohne ſich rühren zu können, der Willkühr ſeines Arztes ausgeſetzt iſt.

Dieſe Maſchine kann bey allem großen Vieh gebraucht werden.

Zwanzigſter Abſchnitt.

Weil ich von den Ochſen zureichend gehandelt habe, ſo iſt es Zeit, von den Stieren und Kühen zu reden.

Ein guter Stier muß ſtarke Glieder haben, nicht wild oder ſtößig, und von mittelmäßigem Alter ſeyn. Uebrigens beobachtet man bey ihm faſt eben die Stücke, welche ich bey der Auswahl der Ochſen angegeben habe. Denn ein ungeſchnittener Stier iſt von einem geſchnittenen nur darin unterſchieden, daß er ein grimmiges Geſicht, einen lebhafteren Blick und kürzere Hörner hat, daß ſein Hals fleiſchiger und größer iſt, und faſt den größten

Theil

Theil ſeines Leibes ausmacht, ſein Bauch hanget nicht herunter, ſondern iſt faſt gerade, damit er zum Beſpringen der Kühe geſchickt ſey.

Ein und zwanzigſter Abſchnitt.

Gute Kühe müſſen hoch und lang ſeyn, große Leiber, breite Stirnen, ſchwarze und große Augen, zierliche, glatte und ſchwärzliche Hörner, haarige Ohren, eingedruckte Backen, große Wammen, Schwanz, Klauen und Schienbeine von mäßiger Größe haben. Uebrigens ſiehet man bey den Kühen faſt auf eben die Stücke, als bey den Ochſen, vornehmlich aber müſſen ſie jung ſeyn, denn wenn ſie über zehn Jahr ſind, kalben ſie nicht mehr. Doch darf mar ſie auch nicht zum Stier laſſen, ehe ſie zwey Jahre alt ſind. Sollten ſie aber vor dieſer Zeit trächtig werden, ſo nimmt man ihnen die Frucht, melkt das Euter drey Tage aus, damit ſie keine Schmerzen haben, und melket ſie hernach nicht.

Zwey und zwanzigſter Abſchnitt.

Man muß alle Jahre, ſowol bey Rind- als anderem Vieh, eine ſorgfältige Auswahl

anſtellen. Kühe die nicht mehr kalben, oder alt ſind, werden abgeſchafft: auch die Geltkühe, welche den fruchtbaren im Wege ſind, ſchafft man bey Seite, oder ſpannt ſie vor den Pflug, denn wenn ſie unfruchtbar ſind, können ſie eben ſo viel Arbeit ausſtehen, als junge Ochſen.

Die Kühe wollen im Winter an der See und Sonne liegende Felder haben, im Sommer ſchattige Wälder, und lieber hohe Berge, als ebene Weiden: denn ſie werden dauerhafter in graſigen Wäldern, Gebüſchen und Schilf, als an ſteinigen Oertern. Flüſſe und Bäche ſind ihnen nicht ſo geſund, als gegrabene Teiche, weil das Flußwaſſer, welches gemeiniglich kalt iſt, ihnen die Frucht abtreibt, und das Regenwaſſer ihnen angenehmer iſt. Die Kühe können doch aber überhaupt mehr äuſſerliche Kälte ausſtehen, als die Pferde, und überwintern daher leichtlich unter freyem Himmel. (146)

Drey

(146) Man ſiehet leicht, daß hier nur von warmen Himmelsgegenden die Rede ſey.

Es erhellet hieraus, daß die Römer die neue Methode, die Kühe im Stalle zu futtern, nicht kannten. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß der hiemit offenbar verbundene Vortheil einem

Drey und zwanzigſter Abſchnitt.

Man muß ihnen geräumige Stallung geben, damit nicht in einem allzuengen Bezirk die trächtigen Kühe von den andern Schaden leiden, ſondern die ſchwächern den Schlägen der ſtärkern entlaufen können. Die Ställe ſind die beſten, welche mit Steinen oder Kies gepflaſtert ſind; doch iſt auch der Sand nicht übel. In jenen findet der Regen keinen Zugang; dieſer hingegen ſauget ihn geſchwinde ein,

einem ſo ſcharfſichtigen Landwirthe, als Columella war, entwiſchet ſeyn würde. Vermuthlich ſahe er aber auch die für das Ganze aus dieſer Methode entſpringenden ſchädlichen Folgen, und gedachte deswegen der Sache überall nicht. Denn, werden die Kühe im Stalle gehalten, ſo müſſen mehr als doppelt ſo viel Leute, wie bisher, zur Wartung des Viehes gehalten werden, und der Profit gehet durch verlohren, oder man muß nur den dritten Theil oder die Hälfte des bisherigen Viehes halten. Geſchiehet dieſes, ſo erhält man nur halb ſo viel Kälber, als bisher. In einem Lande, worin dieſe Methode durchgehends eingeführt wäre, würde folglich in 12 oder 16 Jahren die vorherige Anzahl des Rindviehes bis zur Hälfte vermindert ſeyn. Wenn dieſes ſo weiter fortgienge, würde der Preis des Rindviehes gewaltig ſteigen, und der Staat überhaupt großen Schaden leiden.

ein, und läſſet ihn durch: beyde aber müſſen abhängig liegen, damit die Feuchtigkeit abfließen kann. Die Lage des Viehſtandes muß gegen Mittag ſeyn, daß er leicht trocken werde, und den kalten Winden nicht ausgeſetzt ſey.

Für die Weide braucht man wenig zu ſorgen. Denn wenn das Gras allzugeil wächſt, pflegt man es gegen das Ende des Sommers anzuzünden: dadurch keimt zarteres Futter wieder hervor, und das Gebüſche kann nicht aufkommen, wenn man die Dornhecken verbrennet.

Es dienet ſehr zur Geſundheit des Viehes, wenn man bey ihrer Stallung auf Steine und in Tröge Salz ſtreuet: (147) wenn ſie ſich ſatt geweidet haben, freſſen ſie ſolches gerne, und giebt man ihnen mit dem Kühhorn dazu ein Zeichen zur Rückkehr. Denn man muß das Vieh ſo lange ſo gewöhnen, daß es auf dieſen Ton bey der Abenddämmerung aus den Wäldern in ſeinen Stall zurückkehrt. Man kann die Heerde nachſehen, und zählen, wenn ſie

(147) Die Futterung mit Salz iſt bisher noch das wirkſamſte Präſervativ gegen die Viehſeuche geweſen. Doch hat eine neuere betrübte Erfahrung gelehrt, daß auch dieſes Mittel nicht kräftig genug gegen dieſes ſchreckliche Uebel ſey.

ſie gleichſam nach Kriegesgebrauch ein gewiſſes Lager haben. Mit den Stieren nimmt man es ſo genau nicht: dieſe können ſich auf ihre Kräfte verlaſſen, ſchweifen in den Wäldern herum, gehen frey aus und ein, und man holt ſie nur bloß zum Beſpringen nach Hauſe.

Vier und zwanzigſter Abſchnitt.

Vor dem vierten, und nach dem zwölften Jahre läßt man keinen Stier zu den Kühen. Jene hält man wegen ihrer Jugend zur Befruchtung nicht geſchickt, und dieſe ſind vor Alter ſchon kraftlos. Im Julius läßt man die Kühe gerne zu dem Stier, damit ſie im nächſten Frühling kalben, wenn das Gras ſchon groß iſt: denn ſie tragen 10 Monate. Sie laſſen ſich nicht nach der Willkühr des Kuhhirten, ſondern nach eigenem Gefallen, beſpringen: aber zu der Zeit, welche ich angegeben habe, treibt ſie ihre natürliche Begierde dazu, weil das überflüßige Frühlingsfutter das Vieh fröhlich und geil macht. Zeigt die Kuh oder der Stier eine Abneigung von der Beſpringung, ſo erweckt man die Luſt dazu bey ihnen auf gleiche Weiſe, wie ich

ich unten bey den Pferden zeigen werde, indem man nemlich den Geruch der Geburtsglieder ihnen an die Naſe bringt.

Um die Springzeit entziehet man den Kühen das Futter, damit ſie nicht von allzugroßer Fettigkeit unfruchtbar werden: die Stiere erhalten aber mehr, um ihnen mehr Kräfte zu geben. Ein Stier iſt völlig zureichend für 15 Kühe.

Bey der Beſpringung kann man aus gewiſſen Merkmalen wiſſen, von welchem Geſchlecht das Kalb ſeyn werde. Steigt der Stier zur rechten Seite herab, ſo iſt es männlich; geſchiehet dieſes zur linken, ſo iſt es weiblich. Dieſes iſt aber nur ſodann wahr, wenn die trächtige Kuh nach dem erſten Sprunge den Stier nicht weiter zuläßt, welches doch ſelten unterbleibt: denn wenn die Kuh gleich trächtig wird, ſo iſt doch ihre Geilheit nicht geſtillet, und die ſüßen Reizungen der Liebe herrſchen auch bey dem Vieh über die Vorſchrift der Natur.

Wo viel Futter iſt, kann man die Kühe ohne Bedenken alle Jahre kalben laſſen; bey wenigem Futter ein Jahr um das andere. Dieſes muß vornehmlich bey den Kühen geſchehen, welche man zur Arbeit gebraucht,

damit die Kälber ein Jahrlang ſaugen können, und die Kühe nicht zugleich die Beſchwerlichkeit der Arbeit und der Trächtigkeit ausſtehen dürfen.

Wenn die Kühe gekalbt haben, muß man ſie fleißig futtern, denn durch das Saugen des Kalbes entgehet ihnen die Nahrung, wenn ſie zumal mit Arbeit angegriffen werden. Man giebt daher der trächtigen Kuh grünen Mondklee, gedörrete Gerſte und eingeweichte Erven, dem Kalbe aber gedörrete und gemahlne Hirſe, welche eine Nacht in Milch gelegen hat. Beſſere Hülfe hat man aber von den Altiniſchen Kühen: (148) dieſe ſind klein, haben viel Milch, und ſäugen deswegen andere Kälber, wenn man ihnen die ihrigen nimmt. Sind dieſe nicht zur Hand, ſo kann man ohne Bedenken den Kälbern geſchrotete Boh-

(148) Im Text heiſſet es noch; quas eius regionis incolae Ceuas appellant. Gesner hält dieſes Ceuas für das Wort Keue, wie man im Plattdeutſchen die Kühe zu nennen pflegt.

Altinum, wovon itzt nichts mehr übrig iſt, lag in dem itzigen Venetianiſchen Gebiete, nahe an den deutſchen Grenzen, es iſt alſo nicht zu verwundern, daß die Einwohner ſich deutſcher Benennungen bedienten.

Bohnen und Wein geben, welches vornehmlich bey großen Heerden geschehen muß.

Fünf und zwanzigſter Abſchnitt.

Den Kälbern pflegen die Würmer sehr ſchädlich zu ſeyn, welche durch die Unverdaulichkeit zu entſtehen pflegen. Man ſehe alſo dahin, daß ſie gut verdauen. Haben ſie aber ſchon wirklich Würmer, ſo ſtoße man halbrohe Feigbohnen, mache einen Teig davon, und ſtecke ihnen denſelben Biſſenweiſe in den Hals. Man kann auch Wurmſaamen, trockne Feigen und Erven zuſammenſtoßen, Kügelchen daraus machen, und ſie hinunterſchlucken laſſen. Gleiche Wirkung hat ein Theil Wagenſchmier mit drey Theilen Yſop vermiſcht. Auch der Saft von Andorn und Lauch tödtet die Würmer.

Sechs und zwanzigſter Abſchnitt.

Mago will, man ſoll die Kälber verſchneiden, wenn ſie noch zart ſind: man müſſe dazu kein Meſſer gebrauchen, ſondern mit einem geſpaltenen Stöckgen die Hoden zuſammen drucken, und allmählich zerquetſchen. Er

hält dieſes für die beſte Art der Verſchneidung, weil ſie in dem zarteſten Alter und ohne Wunden geſchiehet. Wenn aber das Kalb ſchon gröſſer iſt, ſo iſt beſſer, die Verſchneidung in dem Alter von zwey als von einem Jahre vorzunehmen. Er will, man ſoll es im Frühling oder Herbſt bey abnehmendem Mond thun, und das Kalb in dem Nothſtall feſt binden. Ehe man nun das Meſſer gebraucht, ergreift man mit zween engen hölzernen Stöcken, als mit ein paar Zangen, die Sehnen der Hoden, welche von den Griechen desfalls die Hangſehnen genannt werden, weil die Geilen an ihnen hangen, ſodann öffnet man mit dem Meſſer den Hodenſack, druckt die Hoden heraus, ſchneidet ſie ab, aber ſo, daß das äuſſerſte von ihnen an vorgedachten Nerven ſitzen bleibt. Denn auf dieſe Weiſe verliert der junge Ochſe nicht ſo viel Blut, und wird nicht ganz weibiſch, indem man ihm ſeine ganze Mannheit nimmt, ſondern er behält die Geſtalt eines Stiers, und büßet nur ſeine Zeugungskraft ein. Doch auch dieſe gehet nicht gänzlich verlohren; denn würde man ihn gleich nach ſeiner Heilung zu einer Kuh laſſen, ſo würde ſie trächtig werden können: dies muß man aber keinesweges erlauben, weil

er

er an der Blutſtürzung ſterben würde. Die Verwundung wird mit Aſche von Weinreben und Silberſchaum beſchmiert. Er darf an dieſem Tage gar nicht trinken, und nur wenig freſſen. In den folgenden drey Tagen muß man ihn als einen Kranken mit den zarten Spitzen von den Bäumen und grünem geſchnittenem Futter erquicken, und nicht viel trinken laſſen. Auch iſt gut, nach drey Tagen die Wunde mit Theer, Aſche und etwas Oel zuſchmieren, damit die Narbe ſich eher ſetzet, und die Fliegen ſolche nicht beunruhigen.

Dieſes wäre gnug von dem Rindvieh.

Sieben und zwanzigſter Abſchnitt.

Bey der Pferdezucht muß man einen fleißigen Aufſeher und Ueberfluß an Futter haben. Bey anderm Vieh kann beydes allenfalls nur mittelmäßig ſeyn: bey den Pferden aber wird die aufmerkſamſte Aufſicht und volles Futter erfordert.

Das Pferdegeſchlecht theilt ſich in drey Arten: die edelſte Art giebt Pferde zu den Kampfrennen und feyerlichen Wettläufen; die zweyte Art dienet zur Mauleſelzucht; die

dritte Art beſtehet aus gemeinen Stuten und Hengſten.

Je beſſer jede Art iſt, deſto beſſere Weide weiſet man ihr an. Man giebt dem Pferde geräumige, ſumpfige, nicht aber bergichte Weiden, die waſſerreich ſind, und niemals ganz trocken werden, lieber frey, als mit Bäumen beſetzt, und wo das Gras größtentheils nicht ſowol hoch, als weich iſt.

Von den gemeinen Pferden läßt man Hengſte und Stuten mit einander weiden, und hält keine gewiſſe Beſchellzeit. Die Stuten von der beſten Art aber belegt man um die Frühlingsgleiche, damit ſie zu eben der Zeit, da ſie trächtig geworden ſind, wenn ſchon volles Gras iſt, nach dem eilften Monat werfen, und ihre Füllen aufbringen können, denn ſie fohlen im zwölften Monat. Zu vorbeſagter Zeit muß man alſo dahin ſehen, daß ſowol die Stuten als Beſcheller nach Verlangen ſich belegen können: denn hält man die Pferde hievon zurück, ſo gerathen ſie vor Geilheit in Wuth, weswegen auch ein Gift den Namen Pferdewuth hat, (149) weil es bey den Men-

(149) Hippomanes, oder Pferdewuth, wird theils eine gewiſſe Feuchtigkeit genennet, welche von

Menſchen eine eben ſo wütende Liebe entzündet, als die Pferde empfinden. Es iſt gewiß (150) daß die Stuten in einigen Ländern eine ſolche Brunſt zur Beywohnung empfinden, daß ſie, in Ermangelung eines Beſchellers, durch eine anhaltende und heftige Begierde ſich den Ge-

Hh 5 nuß

von einer geilen Stute fließt, theils ein gewiſſes Kraut, worüber man nicht einig iſt, vornehmlich aber ein dünnes Stücklein röthlichen halb bleyfarbigen Fleiſches, welches die Füllen zur Welt bringen, und zwar auf der Stirne, nach anderer Bericht aber auf der Zunge, und welches ihnen gleich abgenommen wird. Man hat ſich in vorigen Zeiten dieſes Hippomanes in Liebestränken bedient. (Bayle Diction Hiſt. et Crit. Diſſ. ſur l'Hippomanes. Florins kluger Hausvater. S. 890.)

(150) Dieſe Fabel, daß die Pferde vom Winde trächtig werden, hat ſchon Trogus verlacht, (Iuſtinus XLIV 3.) und in neueren Zeiten iſt durch Erfahrungen und Beweisgründe dargethan worden, daß keine Geburt ohne vorhergehende männliche Befruchtung geſchehe noch geſchehen könne.

Glaucus, deſſen in den Virgilianiſchen Verſen gedacht wird, ſoll ſeine Pferde mit Menſchenfleiſch gefuttert haben, und zur Strafe von ſeinen eigenen Pferden zerriſſen worden ſeyn.

Das ſogenannte heilige Vorgebürge iſt das itzige Cabo de S. Vincente,

nuß des Beyſchlafs als würklich vorſtellen, und, nach Art der Hüner, vom Winde träch- tig werden. Virgil ſagt daher, nicht etwan durch eine dichteriſche Ausſchmückung, ſondern nach der Wahrheit;

Mehr als in anderen Vieh herrſcht Wuth
in den Stuten. Die Venus
ſtößt' ihnen dieſe Geſinnung ſelbſt ein, als
die Glieder des Glaucus
einſt der Zahn ſeiner Pferde zerfleiſcht in
Potniens Feldern.
Durch die Liebe geführt erſteigen ſie Berge;
und Flüſſe
ſchwimmen ſie durch. Wenn in den von
Brunſt aufwallenden Gliedern
mit der erneuerten Wärme des Frühlings
die Flamme entbrennet,
ſtellen ſie auf den hohen Felſen ſich gegen
den Weſtwind,
athmen die ſanften Lüfte dort ein, und
ohne Beſcheller
werden ſie (zum erſtaunenden Wunder)
oft trächtig vom Winde,
und entfliehen von dort durch Felſen und
Klippen und Thäler,

nicht

nicht nach des Morgens Sitz und zu dem
Aufgang der Sonne,
ſondern nach Nord und Nordweſt, und wo
der ſchwärzeſte Südwind
aufſteigt und mit Regen und Froſt den
Himmel beziehet.

Es iſt nemlich bekannt, daß an dem Spaniſchen heiligen Vorgebürge, daß gegen Abend am Weltmeer lieget, ſehr oft Stuten ohne Beywohnung trächtig geworden ſind, und gefohlet haben. Ein ſolches Füllen iſt aber unbrauchbar, denn es ſtirbt innerhalb drey Jahren, ehe es groß wird. Man mache daher, wie ſchon geſagt iſt, die Veranſtaltung, daß die Stuten ſich nicht um die Frühlingsgleiche vergeblich mit ihren natürlichen Trieben quälen dürfen. In der übrigen Zeit des Jahrs aber nimmt man die Beſcheeler der beſten Art von den Stuten weg, damit ſie dieſelben nicht nach Willkühr beſpringen können, oder auch, wenn ſie daran verhindert werden, durch die aufwallende Begierde Schaden nehmen. Man ſchicke alſo die Hengſte entweder auf entlegene Weiden, oder halte ſie im Stalle. In der Zeit, da ſie nicht zu den Stuten gelaſſen werden, muß man

man ſie mit vollem Futter ſtärken: bey Annäherung des Frühlings mäſte man ſie mit Gerſte und Erven, damit der Hengſt das Beſpringen aushalten könne, und je ſtärker er ſelbſt iſt, je mehr Stärke wird er der künftigen jungen Zucht mittheilen. Einige wollen die Beſcheller eben ſo gemäſtet wiſſen, als die Stiere, damit ſie dadurch munter und geſchickt werden, vielen Stuten ein Genüge zu thun. Doch muß ein Springhenſt nicht weniger als 15, und nicht mehr als 20 Stuten haben. Im Alter von drey Jahren kann man ihn zum Beſcheller gebrauchen, und gemeiniglich iſt er bis zum zwanzigſten Jahre tüchtig. Iſt der Hengſt zum Beſpringen träge, ſo reizt man ihn durch den Geruch: man wiſcht die Schaamtheile der Stute mit einem Schwamm ab, und hält ihm dieſen vor die Naſe. Will aber die Stute den Hengſt nicht zulaſſen, ſo beſtreicht man ihre Schaamtheile mit geſtoßenen Meerzwiebeln, wodurch die Geilheit gereizt wird. Bisweilen kann auch ein ſchlechter Hengſt die Begierde der Beywohnung bey der Stute erwecken: wenn er ſie aber eben beſpringen will, führt man die Stute weg, und läßt ſie, da ſie nun ſchon williger iſt, durch einen Beſcheller von der

beſten

beſten Art belegen. Wenn die Stuten empfangen haben, ſorge man vornehmlich für ſie, und ſuche ihnen durch volles Futter Kräfte zu geben. Wenn im kalten Winter kein Gras mehr iſt, behalte man ſie zu Hauſe, laſſe ſie weder arbeiten noch laufen, und ſetze ſie dem Froſt nicht aus: ſie müſſen aber in keinem engen eingeſchloſſenen Orte ſeyn, damit ſie ſich nicht unter einander ſchlagen, und dadurch die Frucht abtreiben können. Hat eine Stute eine ſchwere, oder auch eine unzeitige Geburt gehabt, ſo ſtößt man Engelſüß, gießt laulichtes Waſſer darauf, und giebt es dem Pferde vermittelſt eines Trichters ein. Hat das Pferd glücklich gefohlet, ſo rühre man das Füllen überall nicht mit der Hand an, weil es durch das leichteſte Berühren verletzt wird: man trägt Sorge, daß es mit ſeiner Mutter an einem geräumigen und warmen Orte ſey, damit ihm bey ſeiner Schwäche die Kälte nicht ſchade, und in einem allzuengen Bezirk die Mutter es nicht zertrete.

Allmählig führet man es heraus, und ſiehet wohl zu, daß der Miſt ihm das Huf nicht erhitzt. Wenn es nun etwas ſtärker geworden iſt, bringet man es zu der Mutter auf die Weide, damit dieſe nicht ein allzu-

großes

großes Verlangen nach ihrem Füllen empfinden darf, weil die ungeſtillte Sehnſucht nach ihren Füllen dieſer Art von Vieh ſchädlich iſt. Eine Stute von der gemeinen Sorte pflegt alle Jahre zu werfen; denen von der beſſern Gattung erlaubt man es nur ein Jahr um das andere, damit das Füllen deſto länger ſaugen, und die gehörige Stärke zum Wettrennen erhalten möge.

Acht und zwanzigſter Abſchnitt.

Ein Hengſt wird nicht für tüchtig zum Beſcheller gehalten, ehe er drey Jahr alt iſt, hernach aber ſey er bis in das zwanzigſte Jahr brauchbar. Eine Stute von zwey Jahren könne man füglich beſpringen laſſen, ſo, daß ſie nach dem dritten Jahr wirft, nach dem zehnten Jahr aber ſey ſie nicht mehr brauchbar, weil die Füllen, die von einer alten Stute fallen, langſam und träge ſind.

Demokritus behauptet, es hange von unſerer Willkühr ab, ob das Füllen männlichen oder weiblichen Geſchlechts ſeyn ſoll: im erſten Fall binde man die linke Hode des Beſchellers mit einer kleinen Linie oder einem andern Bande; im letzten Fall die rechte. Seiner

ner Meynung nach ſoll dieſes faſt bey allen Thieren angewandt werden können.

Neun und zwanzigſter Abſchnitt.

So bald das Füllen gebohren iſt, kann man ſeine Beſchaffenheit kennen lernen. Wenn es munter und unerſchrocken iſt, nicht furchtſam wird, wenn es ungewohnte Dinge ſiehet oder höret; vor der Heerde vorausläuft; den andern Füllen es an Hurtigkeit, Lebhaftigkeit und Geſchwindigkeit zuvorthut; ohne Bedenken über die Gräben ſetzet, und Brücken und Flüſſe paßirt; ſo ſind dieſes Zeichen, daß es von vortrefflicher Art iſt.

Die Beſchaffenheit ſeines Körpers iſt folgende; ein kleiner Kopf, ſchwarze Augen, weite Naſenlöcher, kurze und aufgereckte Ohren, ein weicher, breiter und nicht langer Hals, eine dicke und nach der rechten Seite fallende Mähne, eine breite und fleiſchige Bruſt, große und gerade Schultern, eingebogene Seiten, eine doppelte Krinne, ein aufgezogener Bauch, ein gleiches und kleines Geſchröte, breite und ebene Lenden, ein langer, borſtiger und krauſer Schwanz, gleiche hohe und gerade Schienbeine, runde, kleine

und

und nicht einwärts ſtehende Knie, runde Hinterbacken, fleiſchige und proportionirte Schenkel, ein hartes, hohes, holes und rundes Huf mit einer mäßigen Krone: der ganze Leib überhaupt muß groß, hoch, aufrecht, munter anzuſehen, und länglich rund ſeyn, ſo viel die Geſtalt eines Pferdes erlaubt. Die innerliche Güte eines Pferdes beſtehet aus einer Vermiſchung von Lebhaftigkeit und Sanftmuth, wodurch ſie zum Gehorſam und zur Gedult bey der Arbeit gewöhnt werden können.

Ein Pferd von zwey Jahren kann man zur Hausarbeit gewöhnen, zu den Wettläufen aber nach zurückgelegtem dritten Jahre, doch müſſen ſie erſt nach dem vierten Jahre wirklich zu dieſer Arbeit gebraucht werden.

Die Kennzeichen ihres Alters verändern ſich mit den Jahren. Iſt das Pferd drittehalb Jahr alt, ſo fallen die mittelſten Zähne oben und unten aus: im vierten Jahre fallen die ſogenannten Hundeszähne aus, und es wachſen andere: im ſechſten Jahre verliert es die oberſten (und unterſten) Mühlzähne: in eben dieſem ſechſten Jahre wachſen die Zähne wieder, welche das Pferd zuerſt ausgeſtoßen hatte: im ſiebenden ſind ſie alle wieder da. Von dieſer Zeit an werden ſie hohl, und man kann her-

hernach das Alter des Pferdes nicht mehr mit Sicherheit beſtimmen: doch pflegen ſie im zehnten Jahr gänzlich hohl zu ſeyn, die Augenbranen werden bisweilen grau, und die Zähne ſtehen heraus.

So viel mag von der Beſchaffenheit, den Eigenſchaften, Fortpflanzung und Alter der Pferde geſagt ſeyn. Ich will nun zeigen, wie ſie in Geſundheit und Krankheit gewartet werden müſſen.

Dreyzigſter Abſchnitt.

Wenn die Pferde ſonſt geſund ſind, aber von Kräften kommen, ſo erholen ſie ſich geſchwinder von gedörretem Weitzen, als von der Gerſte: man muß ihnen aber dabey Wein zu trinken geben. Allmählig entziehet man ihnen dieſes Futter, nnd menget ihnen Kleyen unter die Gerſte, bis ſie ſich gewöhnen, Bohnen und Gerſte allein zu freſſeu. (151)

Man

(151) Wegen der Ungewohnheit würde die Futterung mit Gerſte unſere Pferde zu Grunde richten, ſo wie ausländiſche Pferde in Spanien davon ſterben, weil die Gerſte ihnen zu hitzig iſt, da hingegen die Spaniſchen Pferde ſich wohl dabey befinden, weil ſie von Jugend auf zur Gerſte gewohnt ſind, indem man in Spanien keinen Hafer zu bauen pflegt.

Man muß alle Tage die Körper der Pferde ſowol als der Menſchen abreiben, und oft iſt es ihnen nützlicher, wenn man mit der Hand ihnen ſcharf den Rücken herunter ſtreicht, als wenn man ihnen überflüßiges Futter giebt.

Auf die Erhaltung der Stärke ihres Leibes und ihrer Füße kommt vieles an. Zu Erreichung dieſer Abſicht muß man ſie zu rechter Zeit zur Krippe, zur Tränke und zur Arbeit führen, und dafür ſorgen, daß ſie an einem trockenen Orte ſtehen, damit ihr Huf nicht naß werde. Dieſes zu verhindern, belegt man die Ställe entweder mit eichenen Bohlen, oder man macht die Erde oft rein und beſtreuet ſie mit Spreu.

Die Krankheiten der Pferde haben ihren Urſprung gemeiniglich von der Müdigkeit und Hitze, bisweilen auch von der Kälte, und wenn ſie nicht zu gehöriger Zeit geſtallet haben, oder wenn ſie ſchwitzen, und gleich auf die Erhitzung ſaufen, oder wenn ſie lange ſtill geſtanden haben, und dann plötzlich ſcharf laufen müſſen. Gegen die Müdigkeit iſt die Ruhe das beſte Mittel, wobey ihnen Oel oder Fett, mit Wein vermiſcht, in den Hals gegoſſen wird. Gegen die Kälte dienen erwärmende Umſchläge, und der Kopf und das

Rück-

Rückgrad werden mit laulichtem Fett oder Wein beſchmiert. Wenn ſie nicht ſtallen können, (152) braucht man faſt eben dieſe Mittel, denn man gießt ihnen auf das Eingeweide und die Nieren Oel mit Wein vermiſcht: hilft dieſes nicht, ſo bringt man in den Uringang eine dünne Salbe von gekochtem Honig und Salz, oder eine lebendige Fliege, oder ein Weihrauch Korn, oder ein Zäpflein von Harz. Eben dieſer Mittel bedient man ſich bey anderem Schaden an dem Geſchröte.

Zeichen der Kopfſchmerzen ſind rinnende Augen, ſchlaffe Ohren, ein ſchwerer und zur Erden hangender Kopf und Hals. Hingegen ſchlägt man ihm die Ader unter dem Auge, erwärmet ihm das Maul mit warmem Waſſer, und läſſet das Pferd den erſten Tag nicht freſſen. Am folgenden Tage giebt man ihm nüchtern laulichtes Waſſer und friſches Gras,

(152) Gegen dieſe und andere Krankheiten der Pferde iſt in neueren Zeiten ein wohlfeiles Mittel erfunden worden. Man giebt ihnen nemlich ein oder auch wol zwey Loth pulveriſirten Alpſtein oder Donnerſtein (Belemnites) ein, wodurch die Druſe, das verhaltene Stallen und die Darmgicht geheilet wird. (Schrebers Samml. Oecon. Schriften I. 287.)

und ſtreuet ihm altes Heu oder weiches Stroh unter. Am Abend giebt man ihm wieder Waſſer, ein wenig Gerſte und drittehalb Pfund Wicken, daß es bey kleinen wieder an ſein ordentliches Futter gewohnt wird.

Empfindet das Pferd Schmerzen in den Kinnbacken, ſo erwärmet man ſie mit warmen Eßig, und reibt ſie mit altem Wagenſchmier. Eben dieſe Mittel gebraucht man, wenn ſie geſchwollen ſind.

Wenn ſich das Pferd am Vorbug verletzet hat, oder einen Blutfluß hat, ſo ſchlägt man ihm die Ader an beyden Schienbeinen etwa in der Mitte derſelben, vermiſcht das Blut mit klein geriebenen Weihrauch, und ſchmiert den Bug damit, und damit das Pferd nicht zu ſehr erſchöpfet werde, bindet man auf die Adern Miſt von dem Pferde ſelbſt. Am folgenden Tage läßt man wieder zur Ader, und verfähret wie vorher: es darf keine Gerſte, ſondern nur ein wenig Heu freſſen. Am dritten Tage und ſo ferner bis zum ſechſten gießt man ihm etwa den dritten Theil eines Nöſſels Lauchſaft, mit drey viertel Nöſſel Oel vermiſcht, durch einen Trichter in den Hals. Nach dem ſechſten Tage muß es langſam gehen, und hernach durch die Schwemme ſchwimmen.

Dann

Dann giebt man ihm ſtärkere Speiſe, bis ihm allmählich sein gewöhnliches Futter wieder erlaubt wird.

Wenn das Pferd die Gelbeſucht hat, ihm der Bauch aufſchwillt, und von verhaltenen Winden gequält wird, ſo ſchmiert man die Hand, ſteckt ſie hinten in den Leib, eröffnet den natürlichen Ausgang, und ziehet den Miſt heraus, ſteckt dagegen ein Zäpflein von zerſtoßenen wilden Majoran, Läuſekraut und Salz, welches mit Honig gekocht iſt, hinein, welches ihm offenen Leib macht, und alle Galle abführet. Einige gieſſen ihm ein Viertelpfund geſtoßene Myrrhen mit drey viertel Nöſſel Wein in den Hals, und ſchmieren ihm den Hintern mit zerlaſſenem Pech. Andere waſchen ihm den Leib mit Meerwaſſer; noch andere mit friſcher Lake.

Die Würmer, als z. E. die Spulwürmer, pflegen den Eingeweiden ſehr ſchädlich zu ſeyn; die Anzeigen davon ſind, wenn ſich das Vieh mit Merkmaalen des Schmerzens öfters wälzet, den Kopf an den Bauch hält, und mit dem Schwanze wedelt. Ein kräftiges Gegenmittel iſt, wenn man obgedachtermaßen die Hand hineinſteckt, und den Miſt herauszieht, nachher den Leib mit Meerwaſſer oder ſcharfer

Lake wäſchet, und endlich geſtoßene Kapperwurzeln mit anderthalb Nößel Eßig in den Hals gießet; dieſes tödtet die Würmer.

Ein und dreyzigſter Abſchnitt.

Dem kranken Vieh muß man hoch unterſtreuen, damit es weich liege.

Ein noch nicht eingewurzelter Huſten wird durch ausgehülſete, geſtoßene und klein gemahlne Linſen geſchwinde geheilt. Mit einem viertel Spint ſo zubereiteter Linſen vermiſcht man anderthalb Nößel warmes Waſſer, und gieſſet es ihnen in den Hals. Dieſe Arzney braucht man drey Tage, und giebt dem kranken Vieh zu ſeiner Erquickung grünes Gras und die Spitzen von den Bäumen.

Einen eingewurzelten Huſten vertreibt man wenn man dem Pferde den dritten Theil eines Nöſſels Lauchſaft mit drey viertel Nöſſel Oel eingießt, und ihnen das obengedachte Futter giebt.

Räudige und mit der Krätze behaftete Stellen werden mit Eßig und Alaun abgerieben. Wenn das Uebel nicht weichen will, ſo kann man

man ſie bisweilen mit Salpeter (153) und Alaunſchiefer, beydes zu gleichen Theilen, und Eßig ſchmieren.

Die Hitzblattern kratzt man bey heiſſem Sonnenſchein ſo lange mit der Striegel, bis das Blut darnach gehet: dann vermiſcht man zu gleichen Theilen die Wurzeln des Querkengraſes, Schwefel, zerlaſſenes Pech und Alaun, und heilet damit den Schaden.

Zwey und dreyzigſter Abſchnitt.

Der Wolf wird täglich zweymal mit warmem Waſſer ausgewaſchen: dann reibt man den Ort mit geſtoßenem und mit Fett gekochtem Salz, bis er blutet.

Die Krätze iſt den Pferden tödtlich, wenn man ihnen nicht geſchwinde zu Hülfe kommt.

(153) Ich habe Nitrum, ſo wie gewöhnlich iſt, durch Salpeter überſetzt. Sonſt weiß ich wohl, daß viele Gelehrte der Meynung ſind, das Nitrum der Alten ſey von unſerm Salpeter ganz verſchieden geweſen. Stahl verſtand den Borax darunter. Herr Cnoll und Schreber haben zu erweiſen geſucht, daß es ein alkaliſches Salz geweſen ſey. (Schrebers Samml. I. 288. 294.)

So lange ſie noch gelinde iſt, und im Anfange ſchmiert man ſie bey heiſſer Sonnen mit Cedern-pech oder Maſtixöl, oder mit einer Salbe von geſtoßenem Neſſelſamen und Oel, oder mit Wallfiſchfett, oder mit der Lake vom geſalzenem Thumfiſch. Vornehmlich iſt das Fett vom Meerkalbe gegen dieſen Schaden gut. Iſt aber das Uebel ſchon eingewurzelt, ſo hat man ſtärkere Mittel nöthig. Man kocht daher Harz, Schwefel und Nießwurz mit zerlaſſenem Pech und altem Wagenſchmier, von allem gleich viel: mit dieſer Vermiſchung heilt man den Schaden, nur muß die Krätze vorher mit einem Meſſer abgeſchabt, und mit Urin ausgewaſchen werden. Oft hilft es, wenn man die krätzigten Theile bis auf das Leben ausſchneidet, und auf die davon entſtehenden Geſchwüre zerlaſſenes Pech und Oel leget, welches die Wunden reiniget und ausheilet. Damit ſich ſodann geſchwinder eine Narbe ſetzet und Haar wächſet, reibt man mit großem Nutzen Ruß von einem Keſſel in das Geſchwür.

Drey und dreyzigſter Abſchnitt.

Um die Fliegen abzuhalten, daß ſie den Wunden keinen Schaden zufügen, vermiſcht

man

man Pech und Oel oder Fett, und gieſſet es auf die Wunden: die übrige Cur kann ganz gut mit Ervenmehl geſchehen.

Wenn ein Fell über die Augen wächſet, ſo kann man ſolches zum Theil wegbringen, wenn man es mit nüchternem Speichel nud Salz abreibt; oder man ſtößt die Schale des Dintfiſches mit Bergſalz klein, oder auch den Saamen von Mohrenkümmel, und bläſet es durch ein Tuch in das Auge.

Alle Augenſchmerzen vergehen geſchwinde, wenn man ſie mit Wegerichſaft und Jungfernhonig (154) ſchmieret, oder in Ermangelung deſſen mit Thymianhonig. Bisweilen gerathen die Pferde durch ſtarkes Bluten aus der Naſe in Gefahr: dieſes wird aber geſtillet, wenn man ihnen den Saft von grünen Coriander in die Naſe gießt.

Vier und dreyzigſter Abſchnitt.

Bisweilen ſiechet das Vieh, indem ihm vor dem Freſſen ekelt. Das Mittel dagegen

(154) Jungfernhonig, oder Mel acapnor, hieß bey den Alten der Honig, der ohne Feuer aus den Waben oder Scheiben tröpfelt, und für den beſten gehalten ward.

iſt Schwarzkümmel, von deſſen Saamen man den vier und zwanzigſten Theil eines Spints ſtößet, mit $\frac{1}{3}$ Nöſſel Oel, und $1\frac{1}{2}$ Nöſſel Wein vermiſcht, und dem Pferde in den Hals gieſſet. Der Ekel verliert ſich auch, wenn man ihnen oft ein geſtoßenes Knoblauchshaupt mit $\frac{3}{4}$ Nößel Wein zu trinken giebt.

Die Vereiterungen öffnet man beſſer mit einem glühenden Bleche, als mit einem kalten Eiſen; dann druckt man ſie aus, und leget Wicken hinein.

Noch eine tödtliche Seuche findet ſich, indem die Stuten in wenig Tagen plötzlich ſchwinden und ſterben. Bey dieſem Zufall iſt dienlich, ihnen drey Quartier Fiſchlake in die Naſenlöcher zu gieſſen, wenn ſie klein ſind; ſind ſie aber groß, ganze Stübchen. Hiedurch flieſſet aller Schleim aus der Naſe, und das Vieh wird gereiniget.

Fünf und dreyzigſter Abſchnitt.

Ein anderer Zufall iſt zwar ſelten, doch aber bekannt, daß die Stuten, wenn ſie ihr Bildniß in dem Waſſer ſehen, eine vergebliche Liebe gegen daſſelbe empfinden, das Futter darüber vergeſſen, und an der Auszehrung ſterben.

ſterben. (155) Die Zeichen dieſer thörigten Leidenſchaft ſind, wenn ſie auf der Weide laufen, als wenn ſie gejagt würden, wenn ſie ſich öfters umſehen, und es ſcheint, als ob ſie etwas ſuchten oder verlangten. Dieſe innerliche Krankheit kann man vertreiben, wenn man ſie zum Waſſer führt. Da ſehen ſie ihre Heßlichkeit, und verlieren die Erinnerung des vorigen Bildes.

Dieſes iſt von den Pferden überhaupt geſagt. Nun will ich insbeſondere denen Vorſchriften geben, welche Mauleſel zuziehen wollen.

Sechs und dreyzigſter Abſchnitt.

Bey der Mauleſelzucht iſt die Hauptſache, den Vater und die Mutter des künftigen Geſchlechts ſorgfältig auszuſuchen: denn iſt einer von beyden nicht tüchtig, ſo taugt auch das nicht, was von beyden gezeuget wird. Die Stute muß unter zehn Jahren ſeyn, denn ſo lange

(155) Die Krankheit ſelbſt kann wol ihre Richtigkeit haben: die angebliche Urſache derſelben aber iſt nicht wahrſcheinlich, ſondern braucht mehr Beſtätigung.

lange behalten ſie ihre anſehnliche und ſchöne Geſtalt, ſie muß ſtarke Glieder haben, und geduldig ſeyn, damit ſie die ihr ſelbſt unähnliche fremde Frucht leichter annimmt und erträgt, und nicht nur den Körper, ſondern auch die Geſinnungen des jungen Mauleſels nach ſich bildet. Der Saame wird ſchwerer belebt, und reifet ſpäter zur Geburt, als welche kaum nach dem dreyzehnten Monat erfolget, und die jungen Mauleſel behalten mehr von des Vaters Trägheit an ſich, als von der Lebhaftigkeit der Mutter.

Man findet zu dieſem Endzweck die Stuten mit leichter Mühe; den Beſcheeler auszuſuchen iſt aber ſchwerer, weil die getroffene Wahl oft durch die Erfahrung widerlegt wird. Beſcheeler vom beſten Anſehen haben ſchlechte Mauleſel, ſowol in Anſehung der Geſtalt, als des Geſchlechts, gezeugt, denn wenn Mauleſelinnen von kleiner Statur, oder mehr Maulthiere männlichen als weiblichen Geſchlechts gebohren werden, wenn ihr äuſſerliches Anſehen gleich noch ſo ſchön iſt, ſo leidet doch der Hausherr an ſeiner Einnahme Schaden. Andere Eſel, die ein verächtliches Anſehen haben, zeugen die vortrefflichſten Maulthiere. Bisweilen theilen einige ihre gute Be-

Beſchaffenheit ihren Jungen mit, da ſie aber nicht hitzig zur Wolluſt ſind, ſo fühlen ſie den Reiz der Liebe ſelten. Zu einem ſolchen Eſel führt man eine Eſelinn, weil Gleich und Gleich ſich von Natur geſellt. Indem er ihr aber liebkoſet und ſie beſteigt, führt man die Eſelinn weg, und läßt ihn, da er von Geilheit entzündet und verblendet iſt, die Stute beſpringen, an welche er ſich vorher nicht hatte machen wollen.

Sieben und dreyzigſter Abſchnitt.

Man findet unter den Eſeln andere Beſcheller, welche vor Geilheit wüten, und der Heerde ſchädlich werden, wenn man ſie nicht mit Liſt daran hindert. Oft reiſſen ſie ſich los, beunruhigen die trächtigen Stuten, und, wenn ſie von denſelben zugelaſſen werden, zerbeiſſen ſie ihnen den Nacken und Rücken. Damit ſie dieſes nicht thun mögen, ſondern ihre Liebeswuth durch die Arbeit mäßigen, läſſet man ſie etwas in der Mühle (156) arbeiten.

(156) Ich merke hiebey an, daß die Mühlen der Alten durch Menſchen oder Thiere umgetrieben wurden, und die Erfindung, ſich des Dienſtes des Waſſers oder Windes dabey zu bedienen, ſpätern Urſprunges iſt.

beiten. Wenn ſie beſcheidener geworden ſind, braucht man ſie wieder zum Beſpringen. Doch anders muß man ſie nicht zulaſſen, wenn auch ihre Geilheit nicht ſo ausſchweifend ſeyn ſollte: denn es iſt weſentlich nöthig, daß der von Natur träge Sinn dieſes Thiers durch eine mäßige Uebung gleichſam erweckt werde, und es mit größerer Lebhaftigkeit die Stute belege, damit der Saame ſelbſt durch eine gleichſam verborgene Gewalt von würkſameren Kräften gebildet werde.

Ein Maulthier fällt von einer Stute und einem Eſel, von einer Eſelin und einem Hengſte, und von einem Waldeſel und einer Stute. Einige anſehnliche Schriftſteller, als Marcus Varro, und vor ihm Dionyſius und Mago berichten, es ſey in Afrika nichts außerordentliches, daß Mauleſelinnen werfen, (157) ſondern den Einwohnern ſey die=

(157) Auſſer den vom Columella angeführten Schriftſtellern ſchreibt Ariſtoteles den Syriſchen Mauleſeln die Kraft zu zeugen und zu gebären zu, (Hiſt. Anim. Lib. VI. c. 24. 36.) und Plinius den Cappadociſchen (Hiſt. nat. Lib. VIII. c. 44.) Ariſtoteles aber hält ſolche für eine beſondere Art, und unterſcheidet ſie ausdrücklich von den Mauleſeln, welche von einem Eſel und einer Stute

dieſes ſo gewöhnlich, als es uns iſt, wenn eine Stute fohlet.

Die beſten Maulthiere, in Anſehung ihrer innerlichen und äuſſerlichen Beſchaffenheit, ſind die, ſo von einem Eſel gezeuget werden: die von einem Waldeſel erzielten können einigermaßen mit ihnen verglichen werden, allein ſie ſind ungezähmt, widerſpänſtig zur Arbeit, und haben die magere Geſtalt ihres wilden Vaters. Ein ſolcher Beſcheller hat daher nicht ſowol bey den Kindern, als bey den En-

Stute fallen. (Hiſt. Anim. Lib. I. c. 6.) Die Römer waren von der Unfruchtbarkeit der Mauleſel ſo ſehr überzeugt, daß das Sprichwort; wenn eine Mauleſelinn gebähren wird, eben ſo viel bedeutete, als wenn wir ſagen, auf Nimmerstag, oder Pfingſten auf dem Eiſe. In neueren Zeiten hat man den Satz faſt allgemein angenommen, daß keine Baſtartart, welche nemlich aus der Vermiſchung zweyer weſentlich verſchiedenen Thierarten entſprungen iſt, das Vermögen habe, ſich fortzupflanzen. Der Leipzigiſche Arzt Hebenſtreit hat, auf Veranlaſſung des für die Aufnahme der Naturkunde eifrig bemüheten Freyherrn von Hohenthal, zween Mauleſel zergliedert, und aus der Beſchaffenheit des männlichen Saamens die Unfähigkeit zur Zeugung darthun wollen. (Oecon. Nachr. XI. 95.) Und auch Herr Buffon hält die Mauleſel zur Zeugung nicht geſchickt.

Enkeln einigen Nutzen: denn wenn man eine Stute durch einen Beſcheller belegt, der von einer Eſelinn und einem wilden Eſel gebohren iſt, ſo verliert ſich bey dem davon fallenden Füllen die Wildheit in der ſchon weiter entfernten Abſtammung, und es erbet vom Vater die Geſtalt und Sanftmuth, und vom Großvater die Stärke und Geſchwindigkeit. Die von einem Hengſt und einer Eſelin gezeugt werden, ſind der Mutter völlig gleich, wiewol ſie den Namen vom Vater haben, und Pferdeſel heiſſen. Es iſt daher vortheilhafter, einen Eſel zum Belegen zu nehmen, weil die Art davon, wie man durch die Erfahrung weiß, beſſer iſt. Bey ſeiner Geſtalt muß man darauf ſehen, daß er groß ſey, einen ſtarken Hals, ſtarke und breite Rippen, eine fleiſchige und breite Bruſt, ſtarke Schenkel, feſte Schienbeine, eine ſchwarze oder fleckigte Farbe habe: denn die Mausfarbe iſt bey den Eſeln gemein, und ſieht bey den Maulthieren nicht zum beſten aus. Man laſſe ſich aber nicht durch die Farbe des Eſels verleiten, wenn dieſelbe gleich unſerm Verlangen gemäß iſt. Denn wie die Flecken, welche die Widder auf der Zunge und im Gaumen haben, ſich gemeiniglich auf der Haut der Lämmer zeigen,

alſo,

alſo, wenn der Eſel Haare von anderer Farbe auf den Augenliedern oder Ohren hat, werden die jungen Maulthiere auch von dieſer Farbe. Doch wird der Herr oft auch bey der ſorgfältigſten Unterſuchung der Farbe eines Eſelhengſtes betrogen. Wenn ſich gleich keine Haare von anderer Farbe auf den Augenliedern und Ohren zeigen, ſo ſehen doch die jungen Maulthiere bisweilen anders aus, als ihr Vater, indem nach meiner Meynung die großväterliche Farbe, welche noch in dem Saamen liegt, den Enkeln mitgetheilet wird.

Ein Eſelsfüllen von obgedachter Beſchaffenheit muß, gleich nach der Geburt, ſeiner Mutter weggenommen, und einer Stute unvermerkt beygelegt werden. Dieſes geſchiehet am beſten im Dunkeln: man nimmt ihr ihr Füllen, und ſie ſäuget den Eſel, als wenn er ihr angehörte. Hat ſie ſich nur erſt zehn Tage an ihn gewohnt, ſo ſäugt ſie ihn hernach allezeit auf ſein Verlangen. Der zum Beſcheller beſtimmte Eſel bekommt hiedurch allmählich eine Liebe zu den Stuten. Wenn er aber gleich ſeiner Mutter Milch geſogen hat, ſo kann man ihm doch durch den beſtändigen Umgang mit den Pferden von Kindheit an eine Begierde zu ſelbigen beybringen.

Ehe er drey Jahr alt iſt, muß er nicht zum Belegen gebraucht werden, und dann muß es im Frühlinge geſchehen, da man ihn durch grün geſchnitttenes Futter und Gerſte im Ueberfluß ſtärken kann, bisweilen giebt man ihm auch abführende Arzneyen. Man laſſe ihn aber über keine noch junge Stute: denn wenn dieſe noch unter keinem Hengſt geweſen iſt, ſchlägt ſie den aufſteigenden Eſelhengſt mit Füſſen, und macht ihm durch dieſe Beleidigung alle Stuten gehäßig. Um dieſes zu verhüten, bringt man einen gemeinen und ſchlechten Eſel zur Stute, man erlaubt ihm aber nicht, ſie wirklich zu belegen, ſondern wenn die Stute ihn zulaſſen will, führt man den ſchlechten Eſel weg, und läßt einen Eſel von beſſerer Art zu ihr.

Man hat ein Behältniß, oder ſogenannte Maſchine dazu eingerichtet. Zwo Wände gehen parallel von einem Hügel herunter, und ſtehen ſo nahe an einander, daß die Stute ſich nicht viel regen, noch dem Beſcheller bey dem Beſpringen ausweichen kann. Der Zugang iſt an beyden Enden. Das unterſte Ende am Fuß des Hügels iſt mit Gittern verſehen, an welche man die Stute anhalftert, damit die Befruchtung beſſer geſchehen könne, da ſie

vorne

vorne niedriger ſtehet, und der Eſelhengſt leicht auf ſie ſteigen kann, wenn er gleich kleiner iſt, als die Stute. Wenn die Stute geworfen hat, läßt man ſie das andere Jahr, ohne ſie wieder trächtig zu machen, das junge Maulthier ſäugen: dieſes iſt vortheilhafter, als wenn man ſie gleich nach der Geburt durch einen Hengſt beſpringen läßt. Iſt die Mauleſelinn ein Jahr alt, ſo entwöhnt man ſie, und läßt ſie auf Bergen und rauhen Orten weiden, damit das Huf hart werde, und das Maulthier zu langen Reiſen geſchickt werde. Zum Laſttragen ſind die Mauleſel geſchickter; die Mauleſelinnen ſind hurtiger; beyde aber gehen einen guten Schritt, und können ſehr wohl vor dem Pfluge gebraucht werden, woferne ſie nur nicht dem Landmann zu theuer ſind, oder das Land allzuſchwer iſt, und nur durch Ochſen umgebrochen werden kann.

Acht und dreyzigſter Abſchnitt.

Die Arzneyen der Maulthiere ſind eben dieſelbe, welche ich bey den andern Vieharten angezeiget habe. Einige beſondere Krankheiten der Maulthiere will ich doch aber anführen, und die Mittel dagegen gleich beyfügen.

Gegen das Fieber giebt man ihnen rohen Kohl. Gegen das Keichen läßt man ihnen Blut, und gieſſet ihnen eine Vermiſchung von $1\frac{1}{2}$ Rößel Wein und Oel, mit einem Loth Weihrauch, und etwa $\frac{3}{4}$ Rößel Andornſaft in den Hals. Haben ſie Geſchwüre an den Beinen, ſo legt man Gerſtenmehl auf, öffnet ſodann die Vereiterung, und verbindet den Schaden; oder man gieſſet ihnen $1\frac{1}{2}$ Rößel von der beſten Lake, nebſt einem Pfund Oel, und dem Weiſſen von drey oder vier Eyern, durch das linke Naſenloch: auch pflegt man ihnen die Schenkel zu ſchneiden, und zuweilen zu brennen. Setzt ſich Blut in den Füßen, ſo heilt man es, wie bey den Pferden, oder futtert ſie mit Nieswurzkraut, wenn man es bey der Hand hat. Auch hilft der geſtoßene Saamen von Bilſenkraut, mit Wein eingegeben, für dieſen Schaden. Die Auszehrung und Mattigknit wird durch öftern Gebrauch folgenden Tranks gehoben. Vermiſcht mit Wein ein Loth geſtoßener Kleyen, ein roh Ey, etwas mehr als ein Quentlein geſtoßene Myrrhen, und gießt es dem Vieh in den Hals. Eben dieſes iſt auch gut für Huſten und Leibſchmerzen. Gegen die Auszehrung hilft nichts ſo ſehr, als die Luzerne. Dieſe

giebt

giebt man ſtatt des Heues, wenn ſie grün iſt, aber bald trocken werden will: nur gebe man nicht zu viel davon, ſonſt erſtickt das Vieh von allzuvielem Blut. Wenn ein Maulthier müde, oder zu ſehr erhitzt iſt, ſteckt man ihm Fett in den Schlund, und gießt ihm Wein in den Hals. Uebrigens verfährt man mit den Maulthieren nach den Vorſchriften, welche ich im Anfange dieſes Buchs in Anſehung des Rindviehes und der Pferde gegeben habe.

Siebendes Buch.

Erſter Abſchnitt.

In der Abhandlung vom kleinen Vieh, mein werther Silvin, will ich den Anfang mit dem kleinen, ſchlechten und gemeinen Arkadiſchen (158) Eſel machen, auf deſſen vorzüglichen Ankauf und Unterhaltung vor den übrigen Laſtthieren die meiſten Schriftſteller wollen geſehen wiſſen. Sie haben hierin nicht Unrecht. Man kann ihn auch auf Feldern halten, wo keine Weide iſt: er iſt zufrieden, das Futter ſey ſo ſchlecht als es wolle. Er frißt Blätter, Dornen, Weidenzweige und Reiſer: von der Spreu, wovon alle Länder einen Ueberfluß haben, wächſet er ſo gar. Die Verabſäumung des unachtſamſten Hirten hält er ohne Schaden aus. Bey Schlägen und Mangel iſt er gedultig, und iſt desfalls dauerhafter, als irgend ein anderes Vieh, weil er vor andern Arbeit und Hunger ausſtehen kann.

Die

(158) Arcadien war eine Landſchaft in dem itzigen Morea.

Die vielen und nothwendigen Arbeiten dieſes Thiers ſtehen mit ſeiner geringen Unterhaltung in keinem Gleichmaaß: er pflügt mit einem leichten Pfluge leichtes Land, ſo wie es in dem ſüdlichen Spanien und ganz Lybien iſt; er ziehet einen Wagen, der nicht zu ſchwer iſt; oft auch, wie der berühmteſte Dichter ſagt;

Wird der langſame Eſel mit Oel und Obſte
beladen:
einen geſchärften Handmühlenſtein und
Klumpen von Peche
bringet er zurück aus der Stadt.

Seine gewöhnlichſte Arbeit iſt, die Mühle zu treiben, und Korn zu mahlen. Zum Landbau iſt daher ein Eſel höchſt nothwendig, der, wie ich ſchon geſagt habe, das Behufige größtentheils in und aus der Stadt bequem auf ſeinem Halſe oder Rücken tragen und zurückbringen kann.

Welche Art unter den Eſeln die beſte ſey, und wie man mit ihnen umgehen müſſe, habe ich in dem vorigen Buche hinreichend gezeigt, da ich von der vorzüglichſten Eſelart handelte.

Zweyter Abſchnitt.

Nach dem größeren Vieh richtet man ſein Augenmerk auf die Schafe, welche doch, in Betrachtung ihres großen Nutzens, den erſten Platz verdienen. Sie ſchützen uns gegen die Heftigkeit der Kälte, und geben unſern Leibern auch überflüßige Kleider: ſie ſättigen mit dem Vorrath ihrer Käſe und Milch nicht allein den Landmann, ſondern ſchmücken auch die Tiſche der Wollüſtlinge mit angenehmen und zahlreichen Speiſen: einigen Völkern, welche kein Korn haben, geben ſie den Unterhalt, weßfals die meiſten Nomaden und Geten (159) Milchtrinker genannt werden. Dieſes weichlkche Vieh hat doch eine dauerhafte Geſundheit, und iſt anſteckenden Seuchen am wenigſten unterworfen. wie Celsus sagt.

Celsus

Bey

(159) Nomaden wurden in den älteſten Zeiten Völker genannt, welche keinen gewiſſen Sitz hatten, ſondern mit ihren Zelten von einer Gegend zur andern zogen. In Scythien, Indien und Africa gab es dergleichen. Die Tataren und ein großer Theil der der Araber führen dieſe Lebensart noch itzt.
Die Geten wohnten an der Donau, bis an das ſchwarze Meer hinauf, und waren vermuthlich einerley Volk mit den nachmaligen berühmten Gothen.

Bey der Wahl der Schafarten muß man auf die Beſchaffenheit der Gegend ſehen, welches, nach der Regel des Virgils, nicht allein hierbey, ſondern bey der ganzen Landwirthſchaft, in Betrachtung kommt: denn ſo ſagt er;

Alles zu tragen iſt nicht ein jeder Erdboden fähig.

Fette und ebene Gegenden ſind nicht für hohe Schafe; ſchlechtes und hüglichtes Land für ſtarke; waldigte und bergichte Oerter erfordern kleine Schafe; Wieſen und ebene Brachländer ſind am beſten für bedeckte (160) Schafe.

Die Gegend hat nicht allein in die Gattungen der Schafe, ſondern auch in ihre Farbe einnn großen Einfluß. Ehedem hielt man die Mileſiſchen, Calabriſchen, Apuliſchen, und unter dieſen die Tarentiniſchen für die beſten. Itzt hält man die Galliſchen höher, und unter dieſen die Altiniſchen, wie auch die

(160) Um die Wolle feiner und reiner zu erhalten, pflegte man die Schafe mit Decken zu benähen, und dieſe wurden bedeckte Schafe genaunt.

um Parma und Modena in den Macriniſchen Feldern ſich aufhalten. Die weiſſe Farbe iſt die ſchönſte und nützlichſte: denn nur das Weiſſe nimmt eine jede andere Farbe an; keine andere Farbe aber kann weiß werden. Doch hat die ſchwarze und dunkelbraune Farbe, ſo wie ſie bey den Schafen zu Pollentia in Italien, und zu Corduba in dem ſüdlichen Spanien iſt, auch einen ihr eigenen Werth. Aſien hat röthliche, welche von dieſer Farbe benennet werden. Die Erfahrung hat noch mehr Abänderungen an die Hand gegeben. Da man nemlich aus dem benachbarten Africa unter andern Thieren auch wilde Widder zu den öffentlichen Schauſpielen des Volks nach Cadix brachte, kaufte mein Vater Bruder Marcus Columella, ein Mann von ſtarker Einſicht und großer Haushälter, einige davon, brachte ſie auf ſeine Güter, zähmte ſie, und ließ ſie zu den bedeckten Schafen. Davon fielen zuerſt rauhaarige Lämmer, welche aber die Farbe des Vaters hatten. Ließ man von dieſen hernach die Tarentiniſchen Schafe beſpringen, ſo wurden junge Widder mit zärterer Wolle gezeugt, und die Abſtammung von dieſen endlich hatte die weiche Wolle der Mütter, und die Farbe des Vaters und Groß-

Großvaters (161) Dieſer Columella behauptete, man könne eine jede Abart unter den Thieren fortpflanzen, und ihnen doch dabey einen Theil ihrer Wildheit nehmen.

Ich

(161) Dieſer Grundſatz des Columella, die Schafzucht zu verbeſſern, ſind in mittlern und neuern Zeiten, doch mit einiger Verbeſſerung in Ausübung gebracht worden. Der berühmte König Eduard III. ließ tauſend Widder aus Caſtilien kommen, die Engliſche Wolle zu veredeln. In Schweden hat Herr Jonas Alſtröm Widder aus Spanien und Engeland kommen laſſen, welche einheimiſche Schafe beſpringen mußten. Die hievon fallende Schafe oder erſte ſogenannte Generation, ließ man wieder von einem ausländiſchen Widder von gleicher Güte mit dem erſten beſpringen, und erhielt die zweyte Generation. Mit dieſer verfuhr man eben ſo, da denn die dritte, und um ſo mehr die vierte Zucht, von gleicher Güte mit den ausländiſchen Schafen iſt, und ſich durch ſich ſelbſt fortpflanzen kann, wie auch in Schweden nun ſchon ſeit vielen Jahren geſchiehet (Haſtfers Abhandl. von der Schafzucht. Zinks Oecon. Samml. VIII. 476. Abh. der Schw. Akad. der Wiſſenſch. V. 221.) Man ſiehet leicht, mit wie großem Nutzen für die Manufakturen dieſeß in deutſchen Ländern nachgemacht werden könnte, wenn nur die Weide daſelbſt nicht ſchlechter als in Schweden iſt: die Witterung iſt gewiß in Deutſchland beſſer, und die Weide an den meiſten Orten wenigſtens eben ſo gut.

Jch komme wieder zur Hauptſache. Es giebt zwo Arten von Schafen, eine weiche und eine rauhe Art. Bey dem Ankauf beyder Sorten ſind einige gemeinſchaftliche Regeln zu beobachten: doch hat der Ankauf der vorzüglicheren Gattung noch ſeine beſonderen Regeln.

Da die weiſſe Farbe die vorzüglichſte iſt, ſo lieſet man allezeit die weiſſeſten Widder aus: denn von weiſſen Schafen fällt oft ein ſchwarzbraunes Lamm; niemals aber ein weiſſes von röthlichen oder ſchwarzen Schafen.

Dritter Abſchnitt.

Bey der Wahl des Widders iſt nicht gnug, daß er weiſſe Wolle hat, ſondern Gaum und Zunge müſſen auch weiß ſeyn. Sind dieſe Theile ſeines Leibes ſchwarz oder fleckig, ſo werden die Lämmer ſchwarz oder bunt. Die Verſe des Virgilius hievon ſind ſehr ſchön;

Weiſſe Widder mit ſchwarzer Zunge nimm
nicht zum Beſpringen.
ſchwarze Flecken verbreiten ſich ſonſt auf die
Wolle der Lämmer.

Gleiche Aufmerkſamkeit iſt bey den röthlichen und ſchwarzen Widdern nothwendig, und kein

Theil ihres Körpers muß von anderer Farbe ſeyn, als ihre Wolle: noch weniger müſſen auf dem Rücken bunte Flecken ſeyn. Man kaufe daher die Schafe nicht anders als unbeſchoren, damit es deſto beſſer in die Augen falle, ob ſie nur eine Farbe haben. Findet ſich dieſe nicht, insbeſondere bey den Widdern, ſo erben die Lämmer gemeiniglich die Flecken vom Vater.

Die beſte Geſtalt eines Widders iſt folgende; er muß hoch und gerade ſeyn, einen herabhangenden und mit Wolle bewachſenen Bauch haben, einen langen Schwanz, dicke Wolle, breite Stirne, große Hoden, krumme Hörner, nicht als wenn dieſes letztere ein beſonderer Vorzug wäre, (denn wenn der Widder gar keine Hörner hat, iſt es am beſten,) ſondern weil ſie mit krummen Hörnern nicht ſo viel ſchaden können, als wenn ſie gerade oder in der Breite ſtehen. In einigen Gegenden zwar, wo es gewöhnlicher Weiſe naß und windig iſt, möchte man den Widdern ſo große Hörner, als möglich, wünſchen: denn wenn ſie lang und groß ſind, beſchützen ſie einen Theil des Kopfs gegen die Witterung. Wo alſo gemeiniglich ein ſtrenger Winter iſt, wählt man

die Widder mit Hörnern: wo der Winter gelinder iſt, ziehet man die ungehörnten vor. Bey den gehörnten iſt die Beſchwerlichkeit, daß, weil ſie die natürlichen Waffen an ihrem Kopfe fühlen, ſie oft zum Gefecht eilen, und auch gegen die Schafe zu wild ſind. Denn ſie verfolgen ihre Nebenbuhler aufs heftigſte, ob ſie gleich dem Beſpringen der Heerde allein nicht gewachſen ſind, und leiden nicht, daß die mannbare Heerde einem andern untergelaſſen werde, wofern ſie nicht ſelbſt durch Geilheit ermüdet ſind. Ein Widder ohne Hörner aber fühlet ſich entwaffnet, iſt daher nicht ſo geneigt zum Zank, und iſt in der Liebe mäßiger. Die Hirten pflegen die Wuth eines ſtößigen Bocks oder Widders auf dieſe Weiſe zu zähmen; ſie ſtecken ein ſtarkes Brett, einen Fuß groß, voll Stacheln; dieſes binden ſie dem Widder queer vor dem Kopf: dadurch wird der wilde Widder vom Zank abgehalten, weil er ſich ſelbſt verwundet, wenn er in Zorn geräth und ſtoßen will. Der Syracuſaner Epicharmus, der die Vieharzneyen ſorgfältig zuſammengetragen hat, verſichert, ein ſtößiger Widder werde ſanftmüthiger, wenn man ihm die Hörner bey den Ohren, wo ſie ſich krümmen, durchbohret.

Das

Das dritte Jahr iſt bey den Widdern das beſte Alter zur Zeugung, doch ſind ſie bis zum achten Jahr nicht unfähig dazu. Ein Schaf läßt man nach dem zweyten Jahr beſpringen; in einem Alter von fünf Jahren wird es noch für jung gehalten: nach dem ſiebenden Jahre verlieren ſich die Kräfte.

Man kauft alſo, wie ich ſchon geſagt habe, die Schafe, wenn ſie unbeſchoren ſind. Scheckige und graue Wolle iſt verwerflich, weil ſie keine gewiſſe Farbe hat. Sind ſie älter, als drey Jahre, oder beißig, oder unfruchtbar, ſo kauft man ſie nicht. Man ſucht ſich diejenigen aus, welche zwey Jahr alt ſind, einen großen Leib, hangende, lange und weiche Wolle haben, der Bauch muß wolligt und groß ſeyn; vor kahlen und kleinen muß man ſich hüten.

Dieſes iſt überhaupt bey dem Ankauf aller Schafe zu beobachten: bey der Wartung aber folgendes.

Die Ställe müſſen niedrig ſeyn, und ſich mehr in die Länge als Breite erſtrecken, damit ſie im Winter warm ſind, und doch die trächtigen Schafe in der Enge nicht geſtoßen werden. Die Lage der Ställe iſt gegen Mittag. Zwar ſind die Schafe unter allen Thieren am

beſten

beſten bekleidet, ſie können aber die Kälte am wenigſten vertragen, doch auch eben ſo wenig die Sommerhitze. Man richte daher vor dem Eingange des Stalles einen verſchloſſenen Platz mit hohen Leimwänden zu, wo ſie den Sommer mit Sicherheit zubringen können. Man muß Achtung geben, daß kein Waſſer in den Ställen ſtehen bleibt, und daß ſie allezeit mit trocknem Farrenkraut oder Stroh ausgeſtreuet werden, damit die trächtigen Schafe ein reines und weiches Lager haben. Die Ställe müſſen ſo rein gehalten werden, als möglich, damit die Geſundheit der Schafe, wofür man vornehmlich zu ſorgen hat, durch die Näſſe keinen Schaden leide.

Die ganze Heerde muß volles Futter haben: denn eine kleine Anzahl, welche ſatt bekommt, bringt ihrem Herrn mehr ein, als die größte Heerde, welche Mangel leidet. Man treibt ſie auf Brachländereyen, wo Gras und keine Dornen ſind. Ich folge hierin, wie ſonſt oft, dem Anſehen des göttlichen Gedichts;

Richteſt du deine Sorgfalt auf Wolle, ſo
meide die Dornen,
Kletten und Diſteln:

weil, wie er ſagt, die Schafe davon die Räude bekommen,

Wenn

Wenn nach der Schur der unabgewaſchene
Schweiß ſich an ihnen
feſt ſetzt, und die ſtachlichten Dornen den
Körper zerſchneiden.

Auch nimmt ſodann die Wolle täglich ab, denn je länger dieſe an dem Viehe wächſet, deſto mehr bleibt ſie an den Dornen hangen, welche mit ihren krummen Zacken ſie von den Rücken der weidenden Schafe abreiſſen. Die weiche Schafart verliert dadurch auch ſeine umgehabte Decke, welche mit keinen kleinen Koſten wieder angeſchafft werden muß.

Die erſte Zeit zum Beſpringen iſt bey den frühen Schafen der Frühling gegen den Anfang des Maymonats, bey den Spätlingen der Julius. Die erſte Zeit iſt aber unleugbar die bequemſte, denn ſo folget auf die Erndte die Weinleſe, auf die Weinleſe die Lammzucht; das Lamm hat ſodann die ganze Herbſtfutterung vor ſich, und bekommt Kräfte, ehe der traurige Froſt und die Winterfaſten einfällt.

Ein Lamm, das im Herbſte geworfen wird, iſt nach des Celſus in der Wahrheit gegründeten Ausſpruch beſſer als ein Frühlings-

lamm, (162) weil es vortheilhafter iſt, wenn es vor der ſommerlichen Sonnenwende ſtark wird, als vor der winterlichen: und iſt dieſes von allem Vieh das einzige, was ohne Schaden mitten im Winter geboren wird.

Wenn der Haushalt erfordert, daß mehr Böcke erzeugt werden, ſo will Ariſtoteles, der eine tiefe Einſicht in die natürlichen Begebenheiten hat, man ſoll zur Springzeit bey trocknem Wetter den Nordwind beobachten, und die Heerde gegen den Wind weiden und beſpringen laſſen: will man aber mehr Schafe haben, ſo macht man ſich bey dem Unterlaſſen auf gleiche Weiſe des Südwindes zu Nutzen. Denn das, was ich im vorigen Buche geſagt habe, die rechte oder linke Hode des Widders zu binden, iſt bey einer großen Heerde zu mühſam. Wenn das Lammen geſchehen iſt, be-

(162) Haſtfer will dagegen, man ſoll die Widder erſt 14 Tage nach Michaelis zur Heerde laſſen, damit die Lämmer erſt um die Zeit fallen wenn die Sonne in den Widder tritt, weil die Kälte ſodann gelinder iſt, man nicht ſo viel Futter gebraucht, und die Lämmer den Schafen auf die Weide folgen, und das junge Gras freſſen können. (Hannöv. Anz. 1755. S. 106.) Des Columella Bemerkung kann aber in Italien wohl ihren guten Grund haben.

betreibt der Hirte die weitentlegenen Weiden, und läßt faſt alle Lämmer zur Futterung in dem Vorwerk vor der Stadt: denn der Verwalter überläßt die zarten Lämmer dem Fleiſcher, ehe ſie noch Gras freſſen lernen, weil der Tranſport wenig koſtet, und man, nach ihrer Wegſchaffung nicht geringeren Nutzen aus der Milch der Mütter ziehet. Doch bisweilen müſſen auch in den Vorwerken nahe an der Stadt Lämmer aufgezogen werden, weil eigene Zucht beſſer iſt, als fremdes Vieh.

Man muß nicht zugeben, daß die ganze Heerde alt und unfruchtbar wird, und ihren Herrn ohne Einkünfte läßt: die vornehmſte Sorge eines guten Hirten iſt alſo darauf gerichtet, alle Jahre, anſtatt der geſtorbenen und untauglichen Schafe eben ſo viel oder mehr junge anzuſchaffen, weil die Strenge det Kälte oder des Winters den Hirten oft täuſchet und die Schafe tödtet, welche er, in der Meynung, ſie würden den Winter ausdauren können, im Herbſte nicht abgeſchafft hatte. Die Zahl muß folglich durch ſtarke und junge Schafe wieder erſetzet werden, welche vom Winter keinen Schaden leiden.

Wer Schafe zur Zucht aufziehen will, wähle zu Schafmüttern keine unter vier, noch über acht Jahr, (163) denn ein geringeres oder höheres Alter iſt zut Zncht nicht geſchickt. Ueberdas haben die Lämmer, die von einem alten Schafe gebohren werden, gemeiniglich einige Eigenſchaften des Alters an ſich, und ſind entwedee unfruchtbar, oder ſchwach. Bey der Geburt der trächtigen Schafe muß man die Sorgfalt einer Hebamme haben, weil dieſes Vieh mit eben ſo großer Mühe gebiert, als die Frauen, und da es aller Vernunft beraubt iſt, bey dem Lammen oft Schaden nimmt. Ein Hirte muß ſich daher auf die Vieharzney verſtehen, und entweder, wenn es nöthig iſt, die ganze Geburt, wenn ſie queer vor der Mutter liegt, herausziehen, oder ſie auch zerſchneiden, und ſtückweiſe, ohne der Mutter den Tod zu verurſachen, herausbringen.

Das

(163) In Schweden läſſet man, nach Haſtfers Bericht, die Schafe ſchon im Alter von anderthalb Jahren beſpringen. In Deutſchland hält man die Mutterſchafe zur Zucht am beſten, welche drittehals bis ſechs Jahre alt ſind. (Herzogs Abhandlung von der Schafviehzucht. Oecon. Nachr. IV. 34.)

Das neugebohrne Lamm ſtellet man auf die Füße, und bringt es an die Euter, bricht ihm das Maul auf, und melket ihm aus den Warzen hinein, damit es ſaugen lerne. Ehe dieſes geſchiehet, muß man die von den Hirten ſogenannte Bieſtmilch vorher abmelken, denn dieſe iſt den Lämmern ſchädlich. Nach der Geburt wird das Lamm zween Tage mit der Mutter eingeſchloſſen, damit ſie ihr Lamm wärme, und das Lamm ſeine Mutter kennen lerne. Hernach läßt man es, ſo lange es ſtill iſt, in einem dunkeln und warmen Stall; wenn es aber nächſtdem anfängt munter zu werden, bringt man es zu den andern Lämmern in die Hürden, daß es nicht durch allzuvieles gleichſam kindiſches Springen mager werde. Die ſchwächeren Lämmer werden von den ſtärkeren abgeſondert, weil dieſe jene beſchädigen.

Es iſt gnug, wenn man die Lämmer einmal des Morgens frühe unter die Schafe läßt, ehe die Heerde zu Felde gehet, und hernach des Abends, wenn ſie geſätiget vom Felde zurück kommen. Wenn ſie anfangen ſtark zu werden, muß man ſie im Stall mit Mondklee oder Luzerne, oder auch mit Kleyen, und, wenn wohlfeile Zeit iſt, mit Gerſten- oder

Ervenmehl futtern. Wenn ſie völlig ſtark ſind, läßt man ſie aus ihrem Verſchlage, damit ſie drauſſen weiden lernen, und bringt ſie um den Mittag zu den Mutterſchafen auf die Wieſen oder Aecker, welche an das Landgut ſtoßen.

Von ihrem Futter habe ich ſchon geredet, und will itzt das noch vorbeygelaſſene hinzuthun. Die angenehmſten Kräuter für die Schafe ſind, welche auf den umgepflügten Feldern wachſen; den zweyten Platz haben die von den Wieſen, welche nicht naß ſind; moraſtige und waldichte Kräuter ſind die ſchlechteſten. Doch iſt kein Futter und keine Weide ſo angenehm, welche nicht durch den beſtändigen Gebrauch den Reiz verlieren ſollte, wenn der Hirte dem Ekel nicht zuvorkommt, und ihnen Salz (164) zu freſſen giebt. Dieſes legt man im Sommer, gleichſam ihre Speiſen zu würzen, in hölzerne Tröge, und läßt

(164) Haſtfer räth, jedem Schafe alle 14 Tage ſo viel Salz zu geben, als man mit drey Fingern greifen kann, mit einer Handvoll Hafer gemiſcht, oder ein Paar kleine Heeringe. (Hann. Anz. 1755. S. 109.) Bey den zahlreichen Spaniſchen Heerden iſt die Futterung mit Salz als eine unumgänglich nothwendige Sache eingeführt.

läßt es die Schafe, wenn ſie aus der Weide kommen, auflecken, und durch dieſen Geſchmack Luſt zum Freſſen und Saufen bekommen. Dem Mangel des Winters begegnet man, indem man ihnen zu Hauſe Futter in die Krippe legt. Ihre beſte Nahrung ſind ſodann Zweige von Ulmbäumen und Eſchen, oder Herbſtheu, welches man Grummet nennet, denn dieſes iſt weicher, und desfalls angenehmer, als das Frühlingsheu. Mondklee und Wicken ſind gleichfalls ein ſchönes Futter: im Nothfall nimmt man auch die Spreu von den Hülſenfrüchten. Reine Gerſte, oder Bohnen nebſt den Hülſen geſchrotet, oder kleine Kichern ſind zu koſtbar, als daß man ſie auf Landgütern nahe bey der Stadt wohlfeil verfuttern könnte: ſind ſie aber im geringen Preiſe, ſo ſind ſie unleugbar das beſte Futter.

Von der Zeit, da man ſie auf die Weide und zur Tränke führen muß, denke ich nicht anders als Maro;

Treibt eure Heerden ins Feld, wenn noch der Morgenſtern glänzet,
wenn der Morgen noch friſch, und noch die Weide benetzt iſt,

und auf zartem Graſe der Thau für das
Vieh vielen Reiz hat.
Wann um zehn Uhr ſich dann der Durſt
durch die Hitze entzündet,
nnd von der Heuſchrecken zwitſcherndem
Ton die Büſche erſchallen,
müſſen die Heerden den Brunnen und tiefen
Seen ſich nähern,
um aus eichenen Trögen das flieſſende
Waſſer zu ſaufen.

Um Mittag führt man ſie, wie Maro ſagt, in ein Thal,

Wo der alte Stamm des dem Jupiter hei-
ligen Eichbaums
große Zweige um ſich verbreitet, wo heilige
Schatten
von dem dicken Steineichenwalde die Erde
bedecken.

Wenn die Hitze ſich gebrochen hat, ſo treibt man die Schafe zum Waſſer, und von da wiederum zur Weide,

Bis die Sonne entweicht, und der kalte
Abend die Lüfte
abkühlt, und der thaubringende Mond die
Weide erfriſchet.

Wenn

Wenn der Hundsſtern am Himmel ſtehet, muß man die Sonne wohl beobachten. Vor Mittag treibt man die Heerde gegen Abend, und läßt ſie da weiden; nach Mittage gegen Morgen, denn daran iſt viel gelegen, daß die Schafe die Sonne nicht im Geſicht haben, weil ſie bey dem Aufgange beſagten Geſtirnes ihnen ſchädlich iſt. Im Winter und Frühling behält man ſie des Morgens im Stall, bis die Sonne den Froſt von den Feldern ſchmelzt: denn von dem bereiften Graſe bekommen ſie den Schnupfen und Durchlauf: daher läßt man ſie bey kalter und naſſer Jahrszeit nur einmal ſaufen.

Der Schäfer muß, ſo wie alle Hirten, vorſichtig, wachſam, und ſehr gelinde ſeyn, und mehr einen Anführer als Herrn vorſtellen.

Um ſie in Ordnung zu halten, oder einzutreiben, muß er ſich des Zurufs und der Drohung mit dem Stock bedienen, niemals aber einiges Gewehrs. Er muß nicht weit von ihnen gehen, ſich nicht niederlegen noch niederſetzen, ſondern, wenn er nicht gehet, muß er ſtehen, um die ganze Heerde überſehen zu können, damit die langſamen und trächtigen nicht zurückbleiben, und die muntern und die ſchon geworfen haben, nicht voraus

laufen und von den übrigen getrennet werden, und ein Dieb oder Raubthier ſich die Unvorſichtigkeit des Hirten zu Nutzen mache.

Dieſes findet faſt bey allen Schafen überhaupt Statt: nun will ich von der beſten Schafart beſonders reden.

Vierter Abſchnitt.

Griechiſche oder Tarentiniſche Schafe, wie ſie die meiſten nennen, kann man nicht leicht mit Nutzen halten, wenn der Herr nicht ſelbſt zugegen iſt, weil ſie mehr Aufſicht und Futter erfodern. Schafe ſind überhaupt weichlicher als das übrige Vieh, die Tarentiniſchen übertreffen aber alle an Weichlichkeit. Die geringſte Nachläßigkeit des Herrn oder Hirten, noch mehr aber der Geiz, iſt ihr Verderben: und ſie können weder Hitze noch Kälte ausſtehen. Man kann ſie ſelten austreiben, ſondern muß ſie zu Hauſe futtern, und ſie freſſen ſehr viel. Ziehet ihnen nun der Verwalter von ihrem Futter etwas ab, ſo fällt die Heerde um.

Im Winter iſt das gehörige Futter auf jedes Schaf im Stalle drey viertel Spint Gerſte oder geſchrotete Bohnen mit ihren

Hülſen, oder ein Spint kleine Kichern, wobey man ihnen zugleich trockenes Laub giebt, oder Lucerne und Mondklee, trocken oder grün, wie auch ſieben Pfund Grummet, oder Spreu von Hülſenfrüchten in Menge.

Bey dieſer Art von Schafen bringet der Verkauf der Lämmer wenig, und der Verkauf der Milch gar nichts. Denn die Lämmer, welche man nicht aufziehen will, werden wenig Tage nach ihrer Geburt noch faſt unreif geſchlachtet, und die Schafe, welchen man die Lämmer genommen hat, müſſen fremde Lämmer mit ſaugen. Jedes Lamm muß nemlich von zween geſäuget werden, und von dieſer Milch darf man ihnen nichts entziehen, damit das Lamm bey voller Milch deſto geſchwinder wachſen, und der Mutter die Auferziehnng ihres Lamms nicht zu ſchwer fallen möge. Deswegen muß man die Lämmer täglich ſowol bey ihren eignen als fremden Schafmüttern wider deren Willen ſaugen laſſen.

Von dieſer weichlichen Schafart ziehet man mehr Widder auf, als von den rauhen Schafen: ehe ſie zum Beſpringen tüchtig ſind, verſchneidet man ſie: wenn ſie zwey Jahr alt ſind, werden ſie geſchlachtet, und die Felle,

wegen

wegen Schönheit der Wolle, theurer als andere Felle verkauft.

Die Griechiſchen Schafe müſſen auf ſolchen Feldern weiden, welche ganz frey ſind, und weder Büſche, noch Dornen haben, damit nicht, wie oben geſagt, die Wolle und Decke hängen bleibt.

Obgleich dieſe Schafe nicht täglich ausgetrieben werden, ſo erfodern ſie doch, wenn ſie drauſſen ſind, nicht wenig Sorgfalt, noch eine gröſſere aber zu Hauſe. Man muß es oft abdecken und abkühlen; oft muß man die Wolle aus einander ziehen, und mit Wein und Oel anfeuchten; bisweilen wird, wenn ein heiſſer Tag iſt, das ganze Schaf gewaſchen, doch iſt gnug, wenn es jährlich nur dreymal geſchiehet. Die Ställe müſſen oft ausgekehrt und gereiniget, und alle Näſſe vom Urin weggefeget werden: am leichteſten hält man ſie trocken, wenn man die Dielen durchbohrt, womit der Stall belegt iſt. Man reinige aber den Stall nicht allein vom Unflath oder Koth, ſondern auch von den ſchädlichen Schlangen. Um dieſes ins Werk zu richten,

Laß wohlriechende Cedern in deinen Ställen verbrennen!

und

und des Gallbaums ſcharfer Geruch verjage
die Schlangen.
Unter den nie geregten Krippen verbirget
ſich öfters,
wenn ſie gejaget wird, die gefährliche
Natter und Schlange,
welche ein Obdach zu ſuchen gewohnt iſt.

Daher, wie eben der Dichter ſagt, (165)

Nehmt, ihr Hirten, die Steine zur Hand,
und tüchtige Prügel,
ſchlagt die von Zorn und Ziſchen aufſchnel-
lenden Hälſe zu Boden!

Damit man dieſes aber nicht nöthig habe, weil es mit Gefahr verknüpfet iſt, ſo verbrenne man oft Weiberhaare oder Hirſchhorn: der Geruch davon vertreibt die Schlangen aus den Ställen.

Zur Schafſchur kann man nicht überall eine gewiſſe Zeit beſtimmen, weil der Sommer an einigen Orten ſpäte, an andern frühe einfällt. Das rathſamſte iſt, die Witterung zu

(165) Ich erinnere hier überhaupt, daß alle Verſe, welche Columella anführt, aus den Büchern des Virgils vom Ackerbau genommen ſind.

zu beobachten, damit nicht nach der Schur die Kälte, und vor derſelben die Hitze den Schafen ſchädlich ſeyn möge. Wenn die Schafe geſchoren ſind, muß man ſie mit folgender Salbe ſchmieren; (166) vermiſchet mit einander, zu gleichen Portionen, Saft von ſcharfgekochten Feigbohnen, Hefen von altem Wein und Oelſchaum, und ſchmieret die Schafe damit. Hat ihre Haut dieſe Salbe drey Tage lang eingeſogen, ſo taucht man ſie am vierten Tage in das Meer. Iſt dieſes nicht in der Nähe, ſo kocht man Regenwaſſer, worin Salz aufgelöſet iſt, ein wenig, unter freyem Himmel, und wäſcht die Heerde damit. Celſus verſichert, daß bey dieſen Maaßregeln das Vieh ein ganzes Jahr von der Räude frey ſey, und man kann nicht zweifeln, daß die Wolle davon weicher werde, und ſtärker wachſe.

Fünf-

(166) Haſtfer will, man ſoll die Schafe nach der Schur ſchwitzen laſſen, und ſie hernach mit Lauge von Waſſer, Toback und ein wenig Salz waſchen, ſolche aber gleich mit reinem Waſſer wieder abſpülen (Hann. Anz. 1755. S. 118.) Dieſe Lauge ſoll alles Ungeziefer an ihnen tödten. Sollte aber durch die Erfahrung beſtätiget werden, daß die Salbe des Columella die Wolle weicher mache, ſo verdienet ſolche den Vorzug.

Fünfter Abſchnitt.

Ich habe von der Wartung geſunder Schafe gehandelt: nun will ich zeigen, wie man ihnen bey ihren Gebrechen und Krankheiten zu Hülfe kommen müſſe, wiewol dieſe Materie ſchon größtentheils erſchöpfet iſt, da ich im vorher-gehenden Buche die Krankheiten des groſſen Viehes vorgetragen habe. Denn da die Körper des großen und kleinen Viehes faſt von gleicher Natur ſind, ſo können auch zwiſchen ihren Krankheiten und deren Arzneymitteln nur geringe Verſchiedenheiten ſeyn: ſo unbe-trächtlich dieſe aber auch ſeyn mögen, will ich ſie doch nicht unberühret laſſen.

Iſt die ganze Heerde krank, ſo wiederhole ich meine oben gegebene Vorſchrift, als welche ich für die heilſamſte halte. Das kräftigſte Mittel iſt nemlich die gänzliche Veränderung der Weide und des Waſſers, und die Bezie-hung einer andern Himmelsgegend. Iſt die Seuche, durch die Hitze entſtanden, ſo ſucht man für das Vieh ſchattige Felder: kommt ſie von der Kälte, ſo bringt man es in warme Gegenden. Man muß aber das Vieh mit Mäßigung, und ohne es zu übertreiben, weiter bringen, damit durch die Länge des Weges

Weges ſich die Krankheit nicht vermehren möge: doch muß man es auch nicht ganz träge und faul gehen laſſen. Denn krankes Vieh heftig anzutreiben iſt zwar ſchädlich, aber eine mäßige Bewegung, wodurch ſie gleichſam aus der Schlafſucht aufgeweckt werden, iſt nützlich. Iſt die Heerde endlich an Ort und Stelle gebracht, ſo theilt man ſie in kleine Häuflein, weil ſie in kleineren Abtheilungen eher wieder geſund wird, als wenn ſie zuſammen bleibt, da entweder die Ausdünſtungen der Krankheit bey der ganzen Heerde gröſſer ſind, oder weil man auf die wenigen, welche zuſammen ſind, mehr Sorgfalt wenden kann. Dieſes und alles übrige, was ich im vorigen Buche erinnert habe, und hier itzt nicht wiederholen will, muß man bey allgemeinen Krankheiten beobachten. Bey einzelnen Krankheiten iſt folgendes in Acht zu nehmen.

Die Schafe werden mehr als anderes Vieh von der Krätze angefochten, (167) welche, nach

(167) Ellis leitet den Urſprung der Räude überhaupt von allzuvieler Feuchtigkeit her, insbeſondere wenn die Schafe auf naſſem Grunde bey regnichter Witterung weiden. Mills ſchlägt ein durch die Erfahrung beſtätigtes Mittel gegen die Räude vor. (Lehrbegr. der Feld-

nach dem Ausſpruch unſers Dichters ihren Urſprung hat,

Wenn ſie bis auf die Haut ein kalter Regen durchdringet,
oder die heftige Kälte des Winters;

oder wenn man nach der Schur die obengedachte Salbe nicht gebraucht; wenn man im Sommer den Schweiß nicht im Meer, oder in einem Fluſſe abwäſchet; wenn man zugiebt, daß die geſchorne Heerde ſich an den Dornen und Hecken verwundet; wenn man ſie in Ställe bringt, in welchen Mauleſel, Pferde oder Eſel geſtanden haben. Insbeſondere aber bringet ihnen der Mangel an Futter die Schwindſucht zuwege, und dieſe die Krätze, welche man an folgenden Merkmalen erkennet; das Vieh beiſſet den ſchadhaften Ort, oder ſtößt ihn mit den Hörnern; oder reibt ihn an einem Baume, oder an den Wänden. Siehet man

Feldwirthſchaft. III. 474.) Man weicht nemlich eine Handvoll Raute in einem Kübel Waſſer die ganze Nacht hindurch, und thut am Morgen ſo viel Salz hinein, als ein Ey ſchwer. Von dieſem Getränke wird jedem Schaf ein halbes Maaß gegeben, und dieſes dreymal allemal des Morgens wiederholet.

man dieſes, ſo greife man das Schaf, und ziehe die Wolle aus einander: darunter findet man eine ſcharfe Haut, und eine Art von Grind. Dieſem Uebel muß man baldmöglichſt zuvorkommen, damit nicht in kurzer Zeit die ganze Heerde angeſteckt werde, denn ſowol anderes Vieh, als vornehmlich die Schafe, ſind den anſteckenden Seuchen ſehr unterworfen. Man hat verſchiedene Arzneymittel, welche ich anführen will, nicht als ob man ſie nothwendig alle brauchen müſſe, ſondern damit man doch ein Mittel habe, weil ſich einige davon nicht in allen Gegenden finden laſſen.

Die Salbe, deren ich zuerſt gedacht habe, thut gute Wirkung, wenn man zu den Wein- und Oelhefen, und dem Safte von gekochten Wolfsbohnen eben ſo viel geſtoßene weiſſe Nieswurz hinzuthut. Auch der Saft des grünen Schierlings nimmt die Krätze weg, welchen man im Frühlinge abſchneidet und klein ſtößt, wenn er ſchon Stengel getrieben hat, aber noch nicht ins Saat geſchoſſen iſt. Den ausgepreßten Saft thut man in ein irdenes Geſchirr, und giebt zu acht Stübchen Saft einen halben Himten getrocknetes Salz. Wenn dieſes geſchehen iſt, verkleibt man das

Ge-

Gefäß, gräbt es in den Miſthaufen ein, und läßt es ein ganzes Jahr von den Dünſten des Miſtes gleichſam kochen; dann nimmt man es heraus, macht die Arzney laulich warm, und ſchmiert ſie auf die ſchäbichten Theile, welche man aber vorher mit einer Scherbe oder Stein abkratzen, und wieder wund machen muß. Ein anderes Mittel iſt Oelſchaum, wovon man zween Theile hat einkochen laſſen; desgleichen alter Menſchenurin, denn man mit glühendenden Scherben einbrennt. Einige laſſen den fünften Theil hievon über dem Feuer einkochen, geben eben ſo viel Saft von friſchem Schierling dazu, und werfen endlich geſtoßenen Töpferleim, zerlaſſen Pech und geſtoßenes Salz, von jedem ein Viertelſpint hinein. Geſtoßener Schwefel und zerlaſſenes Pech, in gleichen Portionen bey langſamen Feuer gekocht, iſt auch gut. **Virgilius** verſichert aber, keine Arzney ſey beſſer,

> Als durch den Schnitt das Geſchwür wegzunehmen; ſo lange der Schaden
> noch nicht geöffnet iſt, erhält er Zufluß und Nahrung.

Man öffne es alſo, und heile es wie andere Wunden. Mit gleicher Einſicht ſetzt der

Dichter hinzu, man müſſe den Schafen, wenn ſie das Fieber haben, am Enkel oder zwiſchen zwo Klauen Blut laſſen.

Oft hat es Nutzen geſchafft, die wallende Hitze zu dämpfen,
und die Ader unter dem Fuß dem Viehe zu öffnen.

Ich zapfe ihnen auch unter den Augen und von den Ohren Blut ab.

Die Schafe haben auf doppelte Art Noth von Geſchwüren: wenn die Krätze oder Räude ſich an den Fuß zwiſchen den Klauen zeiget; und wenn an eben dem Ort ſich eine Beule hervorgiebt, in deren Mitte Haar, dem Hundshaare faſt ähnlich, wächſet, unter welchem ein kleiner Wurm lieget. Die Räude und Krätze wird vertrieben, wenn man die Stelle mit natürlich flüßigem Pech, oder mit einer Vermiſchung von Alaun, Schwefel und Eßig wäſchet, oder wenn man einen Granatapfel, ehe er Kerne bekommt, mit Alaun ſtoßt, und Eßig darauf gießt; oder wenn man Grünſpan auf die beſchädigte Stelle reibet; oder wenn man gebrannte Galläpfel klein ſtößt, und mit herbem Wein auflegt: das Häutgen, unter welchem der Wurm ſitzt, muß

muß rings herum ſo vorſichtig als möglich aufgeſchnitten werden, damit der Wurm nicht zugleich verlezt werde, weil dieſer bey ſeiner Verwundung einen vergifteten Eiter von ſich giebt, der die Wunde ſo unheilbar macht, daß der ganze Fuß abgeſchnitten werden muß. Wenn der Einſchnitt ſorgfältig geſchehen iſt, wird durch eine brennende Fackel heiſſer Talk in die Wunde getröpfelt.

Die Cur eines lungenſüchtigen Schafs iſt eben wie bey einem Schweine, indem man die Wurzel in das Ohr leget, welche die Viehärzte die falſche Nieswurz nennen, wovon ich bey den Krankheiten des gröſſeren Viehes geredet habe. Dieſe Krankheit zeiget ſich gemeiniglich im Sommer, wenn es an Waſſer fehlet, weswegen, falls man bey der Hitze allem vierfüßigen Viehe reichlich zu ſaufen geben muß. Celſus will, man ſoll bey Lungenkrankheiten ſo viel ſcharfen Eßig geben, als das Schaf nur ſaufen kann, oder ihm auch ungefehr ein Quartier laulichen alten Menſchenurin durch einen Trichter in das linke Naſenloch laufen laſſen, und ihm anderthalb Nöſſel Wagenſchmier in den Hals gieſſen.

Eine unheilbare Krankheit iſt das heilige Feuer, welches die Hirten die Vereiterung

nennen. Thut man derſelben nicht bey dem erſten Stück, welches davon angegriffen wird, Einhalt, ſo ſteckt ſie die ganze Heerde an, und richtet dieſelbe zu Grunde, weil man weder Arzney noch den Schnitt dabey anbringen kann, ſondern durch jede Berührung die Krankheit ſich ſtärker entzündet. Warme Ziegenmilch iſt das einzige, was dieſe Krankheit leidet: wenn man dieſe aufgieſſet, läſſet die wütende Hitze etwas nach, wiewol dieſes Mittel den Untergang der Heerde mehr aufſchiebt, als verhindert.

Ein Egyptiſcher anſehnlicher Schriftſteller, Bolus (168) von Mendeſien, deſſen Schriften, oder von den Griechen ſogenannte Denkmäler, unter dem Namen des Demokritus fälſchlich herumgehen, giebt den Rath, man ſolle um dieſer Krankheit willen, den Rücken der Schafe oft und ſorgfältig beſehen. Findet man nun bey einem Stück dieſe Krankheit, ſo müſſe man ſogleich bey dem Eingange des Stalls eine Grube graben, und das Schaf, welches das Feuer hat, lebendig auf dem Rücken liegend darin begraben, und die ganze Heerde über daſſelbe weggehen laſſen: dieſes ſoll

(168) Ein Egyptiſcher Schriftſteller, deſſen Werke verloren ſind.

ſoll die Krankheit von der ganzen Heerde ab⸗halten.

Das Gallenfieber iſt keine von den gering⸗ſten Sommerkrankheiten, und wird durch einen Trunk alten Menſchenurins vertrieben: eben dieſe Arzney braucht man auch bey der gelben Sucht.

Hat das Vieh den Schnupfen, ſo wickelt man Zweiglein von Doſten oder Katzenmünze in Wolle, und ſteckt ſie ihnen in die Naſe, und drehet ſie ſo lange darin herum, bis das Schaf nieſet.

Der Beinbruch wird bey dem Vieh eben ſo geheilet, wie bey den Menſchen: man wickelt die beſchädigten Theile in Wolle, die mit Oel und Wein getränkt iſt, und legt Schienen umher.

Den Schafen iſt ſehr ſchädlich, wenn ſie Blutkraut freſſen, indem ſich davon der Leib bald ausdehnt, bald zuſammenzieht, und ſie einen dünnen wohlriechenden Schaum aus⸗werfen. Man muß ſogleich unter dem Schwanze nahe am Hintertheil zur Ader laſſen, wie auch an der Oberlippe.

Wenn die Schafe ſchwer Athem holen, ſchneidet man ihnen die Ohrläpplein ab, und läßt ſie die Gegend verändern, welches über⸗

haupt bey allen Krankheiten und Seuchen ge≈ ſchehen muß.

Auch die Lämmer brauchen Hülfe, wenn ſie entweder das Fieber, oder ſonſt eine Krankheit haben. Wenn ſie krank ſind, muß man ſie nicht zu ihren Müttern laſſen, damit ſie dieſe nicht mit anſtecken, ſondern man melket dieſe, gießt eben ſo viel Regenwaſſer zu der Milch, und giebt dieſen Trank den mit dem Fieber behafteten Lämmern. Viele gieſſen ihnen auch zur Cur Ziegenmilch durch einen Trichter in den Hals.

Die Krätze am Maul iſt den ſäugenden Lämmern tödtlich. Dieſe entſtehet gemeinig≈ lich, wenn die Lämmer und Böcklein, durch Unvorſichtigkeit des Hirten, bethauetes Gras gefreſſen haben, welches man niemals zulaſſen muß. Wenn es aber geſchehen iſt, ſo folget eine Krankheit, welche dem heiligen Feuer gleich iſt, und Maul und Lefzen mit häßlichen Geſchwüren erfüllet. Die Mittel dagegen ſind Yſop und Salz, von jedem gleich viel, zu≈ ſammengeſtoßen, und damit den Gaumen, die Zunge, und das ganze Maul gerieben. Gleich hernach wäſcht man die Geſchwüre mit Eßig, und beſchmiert ſie darauf mit Theer und Schweinsfett. Einige nehmen ein Drittel

Grün≈

Grünſpan und zwey Drittel altes Wagenſchmier, laſſen es zuſammen laulich werden, und gebrauchen es zur Arzney. Andere gieſſen Waſſer auf geſtoßene Cypreſſenblätter, und waſchen damit die Geſchwüre und den Gaumen.

Die Art, die Schafe zu verſchneiden, iſt ſchon oben angegeben, denn man verfährt hier eben ſo, wie bey dem groſſen Vieh.

Sechster Abſchnitt.

Von den Schafen iſt gnug geſagt: ich will alſo nun auf das Ziegengeſchlecht kommen. Dieſem ſind die Dornhecken zuträglicher, als ebenes Feld, und ſeine beſte Weide iſt an rauhen und waldigten Orten. Die Ziege verachtet keine Brombeerſtauden: Dornen und kleine Bäume bringen ihr keinen Nachtheil; und Buſchwerk iſt ihr angenehm. Zu den letzteren gehört der Erdbeerbaum, die Steinlinde, Mondkleeſtauden, und die Pflanzen von Steineichen und Eichen, wenn ſie noch nicht hoch aufgeſchoſſen ſind.

Die Ziegenböcke werden für die beſten gehalten, welchen unter dem Kinn am Halſe zween Zipfel herabhangen, die einen großen

Leib, dicke Schienbeine, einen völligen und kurzen Hals, ſchlaffe und niederhangende Ohren, einen kleinen Kopf, ſchwarze, dicke, glänzende und lange Haare haben. Denn man ſchneidet ihnen das Haar ab, (169)

Um für die Läger daraus Zelten, für Schiffer Decken zu machen.

Der Ziegenbock iſt in einem Alter von ſieben Monaten zur Zeugung geſchickt genug, weil er in der Geilheit unerſättlich iſt, und ſeine Mutter beſpringt, da er noch ſaugt: deswegen wird er auch zeitig, und vor dem ſechſten Jahre, alt, weil er durch die allzufrühe Begierde zur Liebe ſich in ſeinen erſten Jahren erſchöpfet, und daher in einem Alter von fünf Jahren nicht mehr geſchickt zur Fortpflanzung gehalten wird.

Die

(169) Man braucht die Ziegenhaare überdem, um Peruken, Borten, Schnüre und andere Arbeiten daraus zu machen. Die Haare der bekannten glänzenden Ziegenart von Angora dienen zur Verfertigung der ſchönen Kamelotte, und anderer koſtbaren Zeuge. Sollte ſich dieſe Art Ziegen in ihrer Schönheit in Schweden erhalten, ſo wäre dieſes ein Beweis, daß ſie in Deutſchland wenigſtens eben ſo gut fortkommen müßten.

Die beſte Ziegenart iſt, welche der obigen Beſchreibung des Bocks völlig ähnlich iſt: nur müſſen ſie noch groſſe Euter und viel Milch haben. Zur Belegzeit wählt man ſtilles Wetter, um Ziegen ohne Hörner zu bekommen: geſchiehet es bey ſtürmiſcher und regnigter Witterung, ſo werden ſie mit Hörnern gebohren. Billig aber ſollten die Böcke überall ohne Hörner ſeyn, weil ſie ſonſt wegen ihres Muthwillens gefährlich ſind.

Es iſt nicht vortheilhaft, mehr als hundert Ziegen in einem Stalle zu haben, da von den Schafen wol tauſend zuſammen ſtehen können.

Wenn man ſich zuerſt Ziegen anſchaffet, iſt es beſſer, eine ganze Heerde auf einmal, als hier und dort etliche, zu kaufen, damit ſie ſich nicht auf der Weide in beſondere kleine Banden trennen, ſondern in dem Ziegenſtalle mit gröſſerer Eintracht und Ruhe beyſammen ſind.

Dieſem Vieh ſchadet die Hitze, noch mehr aber die Kälte, vornehmlich den trächtigen, denn ſie thut der Geburt Schaden. Dieſes iſt aber nicht das einzige, welches ihnen eine unzeitige Geburt verurſachet; ſondern ſie verwerfen auch, wenn man ihnen Eicheln giebt, aber nicht ſo viel, daß ſie ſatt werden. Hat

man

man alſo hieran keinen Ueberfluß, muß man die Heerde überall nicht davon freſſen laſſen.

Die beſte Belegzeit iſt im Herbſt vor dem December, damit ſie bey Annäherung des Frühlings, wenn die Büſche Knoſpen bekommen, die Jungen werfen mögen.

Zum Ziegenſtall wählt man einen Ort, deſſen Boden entweder von Natur aus Steinen beſtehet, oder man muß ihn auch damit belegen, weil man dieſem Vieh nichts unterſtreuet. (170) Ein fleißiger Hirte fegt den Stall täglich aus, damit ſich Dreck und Feuchtigkeit nicht häufe, und den Stall kothig mache, welches den Ziegen ſchädlich iſt.

Wenn die Ziegen von guter Art ſind, ſo gebären ſie häufig zwey Junge, bisweilen auch drey zur Zeit. Am ſchlechteſten iſt es, wenn von zwo Ziegen drey Böcke zur Welt gebracht werden.

Die Ziegen werden nach ihrer Geburt eben ſo behandelt, als die Lämmer, nur muß man ihren Muthwillen mehr im Zaum halten, und ihm engere Grenzen ſetzen. Nebſt überflüßiger Milch giebt man ihnen Saamen von Ulmbäumen,

(170) In unſern kältern Gegenden, wo die Ziegen eine warme Lagerſtatt bedürfen, findet man nöthig und nützlich, den Ziegen unterzuſtreuen.

men, oder Mondklee, oder Ephen, oder Maſtixſpitzen, oder andere zarte Baumzweige.

Von den Zwillingen behält man das ſtärkſte zur Zucht: die andern verkauft man.

Eine Ziege von einem oder zwey Jahren muß man nicht unterlaſſen, ob ſie gleich zum Zickeln fähig iſt: erſt in einem dreyjährigen Alter müſſen ſie Junge bekommen. Sollte es aber doch eher geſchehen, ſo muß man den einjährigen Ziegen die jungen gleich wegnehmen: den zweyjährigen läſſet man ſie ſo lange, bis ſie zum Verkauf tüchtig ſind. Die Ziegenmütter behält man nicht über acht Jahr, denn die häufigen Geburten erſchöpfen ſie, und machen ſie unfruchtbar.

Der Ziegenhirt muß munter, abgehärtet, ſtark, der Arbeit gewohnt, hurtig und beherzt ſeyn, und ohne Bedenken Felſen, Wüſten und Dornhecken durchſtreifen, und nicht, wie andere Viehhirten, der Heerde folgen, ſondern gemeiniglich voraufgehen, und, um dieſes aushalten zu können, muß er ſtark ſeyn.

Wenn die Ziege in den Dornbüſchen weidet, läuft ſie oft vor dem Bock: man muß ſie aber abhalten, daß ſie ſich nicht verläuft, ſondern ruhig und langſam weidet, damit ſie volle Euter habe, und nicht zu mager werde.

Sie-

Siebender Abſchnitt.

Wenn anderes Vieh von einer anſteckenden Seuche angegriffen wird, ſo wird es vorher durch Krankheit und Mattigkeit hinfällig: die Ziegen allein aber fallen plötzlich hin, wenn ſie fett und munter ſind, als wenn ſie haufenweiſe durch einen Sturz zu Boden geſchlagen würden. Dieſes pflegt ſeinen Grund in dem allzureichlichen Futter zu haben. So bald alſo eine oder zwo von der Seuche angegriffen werden, ſchlägt man allen die Ader, und läßt ſie nicht den ganzen Tag auf der Weide, ſondern behält ſie um den Mittag vier Stunden zu Hauſe.

Werden ſie von einer Schwachheit befallen, ſo hilft man ihnen durch einen Trank. Man zerſtößt nemlich die Wurzeln von Rohr und Wegdorn in einem eiſernen Mörſel, gießt Regenwaſſer zu, und giebt dem Viehe ſonſt nichts zu trinken als dieſes. Verliert ſich dadurch die Schwachheit nicht, ſo verkaufe man das Vieh, oder wenn es dazu an Gelegenheit fehlen ſollte, ſchlachte man es, und ſalze es ein. Nach einiger Zeit kann man eine andere Heerde anſchaffen, aber nicht eher, als bis die ungeſunde Jahrszeit vorbey iſt,

und

und der Winter mit dem Sommer, oder der Herbſt mit dem Frühling abgewechſelt hat.

Wird eine oder die andere Ziege im Stalle krank, ſo bedienet man ſich eben der Mittel als bey den Schafen. Wenn ſie die Waſſerſucht haben, ſo macht man eine kleine Oeffnung in das Fell unter der Schulter, wodurch die ſchädliche Feuchtigkeit abläuft: die Wunde wird hernach mit geſtoßenem Pech geheilet. Wenn einer Ziege nach der Geburt die Geburtsglieder ſchwellen, oder die Nachgeburt nicht glücklich gehet, ſo gieſſe man ihr anderthalb Nöſſel dickgekochten Wein, oder, in Ermangelung deſſen eben ſo viel andern guten Wein in den Hals, und fülle die Schaamtheile mit flüßiger Wachsſalbe an. Kurz, um nicht alles anzuführen, man verfährt mit der Cur der Ziegen, wie bey den Schafen.

Achter Abſchnitt.

Man verſäume nicht, Käſe zu machen, vornehmlich wenn man weit von der Stadt wohnt, und die Milch nicht dahin zum Verkauf bringen kann. Sind die Käſe von dünner Milch gemacht, ſo muß man ſie ſo geſchwinde als möglich verkaufen, ſo lange ſie noch friſch

ſind

ſind. Von dicker und fetter Milch halten ſie ſich länger. Die Milch muß aber unverfälſcht und friſch ſeyn: wenn ſie geſtanden hat, oder etwas dazu gegoſſen iſt, wird ſie bald ſauer.

Zur Gerinnung der Milch gebraucht man gemeiniglich Lamms- oder Bockslab: doch kann man ſie auch durch die Blüte von der Diſtel, durch den Saamen vom wilden Safran, und durch den Saft, der aus den Feigenbäumen läuft, wenn ihre grüne Rinde geritzt wird, zum Gerinnen bringen. Der beſte Käſe iſt, wozu am wenigſten Lab kommt. Das wenigſte Lab auf ein gewöhnliches Gefäß mit Milch iſt ein Quentlein. Käſe, der von Feigenzweigen geronnen iſt, ſchmeckt unſtreitig am angenehmſten. Das Gefäß, wenn es voll Milch iſt, muß erwärmet werden; doch ſetzet man es nicht, wie zwar einige haben wollen, ans Feuer, ſondern nicht weit vom Feuer. Sobald die Milch geronnen iſt, gießt man ſie in Körbe, Näpfe oder Formen, denn es iſt weſentlich, daß die Molken beſtmöglichſt durchgeſeihet, und von der geronnenen Milch abgeſondert werden. Der Landmann iſt daher nicht zufrieden, daß die Molken nach und nach von ſelbſt ablaufen, ſondern wenn der Käſe einige Feſtigkeit erhalten hat, legen ſie

Ge-

Gewichte darauf, um die Molken auszu⸗preſſen. Wenn man ſodann den Käſe aus den Näpfen oder Formen herausnimmt, legt man ihn auf reine Blätter an einen ſchattigen und kühlen Ort, wo er nicht verderben kann, und beſtreuet ihn mit geſtoßenem Salz, um die ſaure Feuchtigkeit herauszuziehen. Wenn er hart geworden iſt, wird er ſtark zuſammen⸗gedruckt, um ihm die Dichte zu geben: dann beſtreuet man ihn aufs neue dick mit trocknem Salz, und beſchwert ihn wieder mit Gewich⸗ten. Nach neun Tagen wäſcht man ihn mit ſüßem Waſſer ab, und legt ihn im Schatten auf dazu gemachte Hürden, und zwar ſo, daß ein Käſe den andern nicht berührt, und er mittelmäßig trocken wird. Dann legt man ſie in vielen Schichten auf einander, an einem verſchloſſenen und dem Winde nicht aus⸗geſetzten Ort, damit ſie zarter bleiben. So wird der Käſe weder löcherich noch ſalzig, noch allzutrocken. Den erſten Fehler hat der Käſe, wenn man ihn nicht genug preßt, denn zwey⸗ten, wenn man ihn zu ſtark ſalzet, den drit⸗ten, wenn er von der Sonne ausgezogen wird. Käſe von dieſer Zubereitung können auch über Meer verſchickt werden.

Die Käſe, welche friſch gegeſſen werden, erfodern weniger Mühe. Sobald man dieſe aus der Käſeform nimmt, taucht man ſie in Salz und Salzlake, und läßt ſie hernach ein wenig an der Sonne trocknen. Einige pflegen vor dem Melken grüne Fichtenzapfen in die Milcheimer zu werfen, darüber das Vieh zu melken, und ſie nicht heraus zu nehmen, als bis ſie die geronnene Milch in die Käſeformen gegoſſen haben. Die grünen Kerne ſelbſt ſtoßen ſie, vermiſchen ſie mit der Milch, und verdicken ſie dadurch. Andere ſtoßen Thymian, ſeihen ihn durch ein Sieb, und laſſen ihn mit der Milch gerinnen. So kann man dem Käſe einen jeden Geſchmack geben, wenn man das beliebige Gewürz hinein thut.

Die Art, Handkäſe zu machen, iſt am bekannteſten. Wenn die Milch in dem Milchgefäße ſich ein wenig verdickt hat, und laulich iſt, ſchneidet man ſie in Stücke, begieſſet ſie mit heiſſem Waſſer, und giebt den Käſen ihre Geſtalt, entweder mit der Hand, oder durch Formen von Buchsbaum.

Der Käſe ſchmeckt auch nicht unangenehm, wenn er in Salzlake gelegen hat, und hernach bey Holz oder Stoppeln gelinde geräuchert wird.

Neun-

Neunter Abſchnitt.

Bey allen vierfüßigen Thieren wählet man das Männlein mit Sorgfalt, weil die Jungen gemeiniglich dem Vater ähnlicher ſind als der Mutter. Man ſucht daher bey den Schweinen ſolche Eber zur Zucht aus, welche überhaupt groß, aber mehr vierſchrötig, als lang oder rund ſind. Sie müſſen einen herabhangenden Bauch, große Keulen, nicht eben hohe Schienbeine und Klauen haben. Der Hals muß groß und drüſig ſeyn, die Schnauze kurz und ungebogen, und was das wichtigſte iſt, ein Eber muß ſehr geil ſeyn: denn vom erſten bis zum vierten Jahr können ſie zur Zeugung gebraucht werden, doch ſind ſie auch ſchon im halbjährigen Alter zur Zeugung tüchtig. Die Säue müſſen lang ſeyn, im Uebrigen aber eben ſo beſchaffen, als wie ich oben den Eber beſchrieben habe.

In kalten und dem Reif unterworfnen Gegenden muß man nur Schweine mit harten, dicken und ſchwarzen Borſten halten. Iſt die Gegend gemäßigt oder warm, ſo kann man glatte, oder auch weiſſe Schweine aufziehen.

Eine Saumutter iſt geſchickt, etwa bis ins ſiebende Jahr zu ferkeln. Je fruchtbarer ſie aber iſt, je eher wird ſie alt. In einem Alter von einem Jahr kann man ſie ſchon zum Eber laſſen: es muß aber im Februar geſchehen: denn da ſie vier Monate gehet, und im fünften wirft, ſo findet ſie ſodann ſchon ſtarkes Gras, wodurch die Milch, welche die Ferken bekommen, eine gute Conſiſtenz erhält, und wenn ſie aufhöret zu ſäugen, findet ſie die Stoppeln und abgefallene Hülſenfrüchte zu freſſen vor. Dieſes geſchiehet in den von der Stadt entlegenen Gegenden, wo der Vortheil darin beſtehet, Schweine aufzuziehen. Nahe bey der Stadt verkauft man die jungen ſaugenden Ferklein: die Saumutter wird dadurch der Mühe überhoben, ſie ferner zu ſäugen, und ferkelt eher wieder, und zwar zweymal im Jahr.

Die Eber werden verſchnitten, entweder in einem halbjährigen Alter, wenn ſie zuerſt zum Beſpringen fähig ſind, oder nach oftmaliger Zucht, wenn ſie drey oder vier Jahr alt ſind, damit ſie fett werden.

Man pflegt auch den Säuen einen Schnitt in die Mutter zu thun, und die Oeffnung derſelben zuzuheilen, um ſie zur Zucht untüchtig

zu

zu machen. Ich ſehe aber keine Urſache hierzu, (171) es möchte denn der Mangel des Futters ſeyn. Wo dieſes zureichend vorhanden iſt, iſt es vortheilhafter, ſie ferkeln zu laſſen.

Schweine kommen in allen Gegenden fort: ſie finden ihre Weide ſowol auf Bergen als in der Ebene, doch beſſer auf naſſen als dürren Feldern. Am beſten ſind für ſie die Wälder, wo Eichen, Korkbäume, Büchen, Zirnenbäume, Steineichen, wilde Oelbäume, Tamariſken, Nußbäume, wilde fruchttragende Bäume, als Creuzbeeren, Schotenbäume, Wachholder, Lotusbäume, Fichten, Cornelkirſchen, Erdbeerbäume, Schlehen, Stechdornen und Holzbirnen unter einander wachſen: denn dieſe werden zu verſchiedenen Zeiten reif, und ſättigen die Heerde faſt das ganze Jahr hindurch. Wo aber Mangel an Bäumen iſt, ſchafft man ihnen Nahrung aus der Erde, und ziehet das leimichte Land dem trocknen vor, damit ſie den Moraſt aufwühlen, die Regenwürmer ausgraben, ſich zu ihrem hauptſächlichen Vergnügen im Schlamme

 wälzen,

(171) Die Urſache iſt ohne Zweifel geweſen, ſie geſchwinder fett zu machen.

wälzen, und endlich auch im Waſſer patſchen können: denn es iſt ſehr gut, wenn ſie dieſes im Sommer thun, und die ſüßen Wurzeln der Waſſergewächſe, als vom Riedgraſe, Binſen und Schilf aufſuchen.

Ein gebauetes Feld macht die Schweine fett, wenn es mit Gräſerey und verſchiedenen Arten von Obſtbäumen bewachſen iſt, daß die Schweine zu verſchiedenen Jahrszeiten Aepfel, Pflaumen, Birnen, verſchiedene Gattungen von Nüſſen und Feigen (172) erhalten. Ungeachtet deſſen muß man die Scheunen nicht ſchonen: denn, wenn es drauſſen an Futter fehlet, muß man die Schweine oft futttern, und deswegen einen Vorrath Eicheln in Ciſternen ohne Waſſer, oder auf dem Boden im Rauch aufſchütten. Man giebt dieſem Vieh auch Bohnen und andere Hülſenfrüchte, wenn ſie wohlfeil ſind, und vornehmlich im Frühling, da das grüne Futter noch milchicht iſt, wel-

(172) Des Columella angebliches Schweinefutter würde für uns zu koſtbar ſeyn, und den Nutzen der Schweinezucht überſteigen. In dem obſtreichen Italien hat man die Früchte vermuthlich nicht alle zu Gelde machen oder nutzen können, wie man denn aus eben der Urſache in einigen Gegenden des Engliſchen America die Schweine mit Pfirſchen futtert.

welches den Schweinen gemeiniglich ſchädlich iſt. Des Morgens alſo ehe man ſie austreibt, giebt man ihnen zu Hauſe zu freſſen, damit ſie von den unreifen Kräutern nicht den Durchlauf kriegen, und dadurch abgezehrt werden.

Man muß ſie nicht zuſammen, wie das übrige Vieh, einſchlieſſen, ſondern in den bedeckten Gängen auf dem Hofe Schweinſtälle anlegen, wohinein die Säumütter, wenn ſie geworfen haben, oder auch noch trächtig ſind, gebracht werden, weil die Schweine, wenn ſie in Menge und ohne Ordnung eingeſchloſſen werden, über einander liegen, und der Frucht Schaden thun. Daher müſſen, wie geſagt, Schweinſtälle an den Wänden hingebauet werden, vier Fuß hoch, damit kein Schein darüber wegſpringen könne, aber oben nicht zugedeckt, damit der Schweinhirte von oben die Ferkel zählen, und, wenn eine Sau etwa auf einem liegt, daſſelbe unter ihr wegziehen könne.

Der Hirte muß wachſam, unverdroſſen, emßig und hurtig ſeyn, und die Mutter und Jungen unter den Schweinen, die er weidet, kennen, damit er ihre Geburt beobachten kann. Er muß Achtung geben, wann ſie werfen wollen, und ſie einſchlieſſen, damit

ſie in dem Stalle ferkeln. Dann muß er die Zahl und Beſchaffenheit der Ferken bemerken, und ſorgfältig verhüten, daß kein Ferklein eine fremde Säumutter ſauget: denn wenn ſie aus dem Stalle kommen, laufen ſie durch einander, und wenn ſich die Sau zum Säugen niederlegt, läßt ſie eben ſowol fremde Ferkel, als ihre eigene, ſaugen, die vornehmſte Obliegenheit eines Sauhirten iſt daher, eine jede Sau mit ihren Ferken beſonders einzuſchlieſſen. Reicht ſein Gedächtniß nicht zu, die Ferkel einer jeden Sau von den andern zu unterſcheiden, ſo zeichnet er jede Sau nebſt ihren Ferklein auf gleiche Weiſe mit Theer, und unterſcheidet alſo jede Sau mit ihren Ferklein von der anderu, durch verſchiedene Buchſtaben, oder andere Signaturen: denn bey einer großen Heerde braucht man viele Merkmale, damit der Schweinhirte ſie nicht mit einander vermenge. Weil ſolches aber bey großen Heerden zu mühſam ſcheinet, ſo möchte wol am bequemſten ſeyn, die Schwelle an den Ställen ſo hoch zu machen, daß zwar die Säue, nicht aber die Ferken darüber kommen können: ſo kann kein fremdes Ferklein hineinkommen, und jede Sau findet nur ihre eigene, deren Zahl aber nicht über acht

ſeyn

ſeyn muß. Zwar iſt mir bekannt, daß die Säue wohl mehr Ferkel zu werfen pflegen: ſie kommen aber zu bald von Kräften, wenn ſie allzuviele auffäugen müſſen. Säugende Säue müſſen mit gekochter Gerſte gefuttert werden, damit ſie nicht allzumager, und endlich krank werden.

Ein fleißiger Schweinhirt muß den Schweinſtall oft ausfegen, noch öfter aber den Schweinkoben. Denn ſo unreinlich dieſes Thier auch bey ſeinem Freſſen iſt, ſo verlanget es doch ein ſehr reinliches Lager.

Dieſes wäre ungefehr die Wartung der Schweine, wenn ſie geſund ſind.

Zehnter Abſchnitt.

Nun folget der Unterricht, wie man ſich bey ihren Krankheiten zu verhalten hat.

Die Merkmale, daß ſie das Fieber haben, ſind, wenn die Schweine krumm gehen, den Kopf ſchief halten, auf der Weide ein wenig fortlaufen, plötzlich ſtille ſtehen, den Schwindel bekommen und hinfallen. Man beobachte, nach welcher Seite ſie den Kopf halten, und laſſe ihnen an der andern Seite am Ohre Blut. Auch muß man ihnen unter dem Schwanz,

zween Finger breit vom Maſtdarm, die Ader öffnen, welche hier ziemlich ſtark iſt: man muß ſelbige aber vorher mit einem Reiſe ſchlagen, und die Oeffnung machen, wenn die Ader von den Schlägen der Ruthe aufgeſchwollen iſt: nach Abzapfung des Bluts verbindet man ſie mit Weiden= oder Ulmenrinden. Sodann behält man das Vieh einen oder zween Tage zu Hauſe, giebt ihm mäßig warmes Waſſer, ſo viel es will, und einem jeden ein Vierkelſpint Gerſtenmehl.

Haben die Schweine den Kropf, ſo läßt man ihnen unter der Zunge zur Ader, und reibt ihnen das ganze Maul mit geſtoſſenem Salz und Weizenmehl. Einige halten das Mittel für kräftiger, wenn man einem jeden Stück drey Achtelnößel Fiſchlake durch einen Trichter eingieſſet, und ihnen Späne von Ferulkraut ſo an den Hals bindet, daß der Kropf davon berührt wird.

Wenn ſie den Ekel haben, ſo iſt Elfenbeinſtaub, mit geriebenem Salz und klein geſchroteten Bohnen vermiſcht, ihnen ſehr heilſam: man giebt es ihnen nüchtern, ehe ſie zu Felde gehen.

Bisweilen wird die ganze Heerde krank, daß ſie ausgezehret wird, nicht frißt, wenn

ſie

ſie ausgetrieben wird, ſich mitten auf dem Felde niederlegt, und gleichſam durch eine Schlafſucht überwältiget wird, und in der Sonnenhitze ſchläft. Bey dieſen Umſtänden muß man die ganze Heerde in einen gedeckten Stall einſchlieſſen, und ihr einen Tag nichts zu ſaufen noch zu freſſen geben. Am folgenden Tage giebt man ihnen geſtoſſene Wurzeln von von Schlangengurken mit Waſſer zu ſaufen. Dieſer Trank erreget bey ihnen Ekel und Erbrechen, und alle Galle gehet von ihnen; dann giebt man ihnen kleine Kichern und mit Lake beſprengte Bohnen in warmen Waſſer, ſo wie den Menſchen, zu trinken.

Der Durſt iſt im Sommer zwar allen vierfüßigen Thieren ſchädlich, vornehmlich aber iſt er den Schweinen nachtheilig. Es iſt daher nicht gnug, dieſes Vieh zweymal zur Tränke zu führen, wie die Ziegen und Schafe, ſondern, wo möglich, muß es in den Hundestagen bey einem Fluß oder Teich gehalten werden; denn da es ſehr hitzig iſt, iſt es nicht zufrieden, Waſſer zu ſaufen, wenn es ſich nicht mit ſeinem dicken und vollgefreſſenen Wanſt ins Waſſer legen und abkühlen kann, weil ihnen nichts angenehmer iſt, als ſich in Bächen oder ſchlammigten Teichen herum zu wäl-

wälzen. Erlaubet die Lage des Orts dieſes nicht, ſo gieſſe man Brunnenwaſſer in Menge in Tröge, und laſſe ſie davon ſo viel ſaufen, als ſie wollen; ſonſt werden ſie lungenſüchtig. Das beſte Mittel gegen dieſe Krankheit iſt, ihnen falſche Nieswurz in die Ohren legen, von welcher Wurzel ich ſchon umſtändlich und oft gehandelt habe.

Bisweilen pflegen die Schweine auch milzſüchtig zu werden: dieſes geſchiehet bey großer Dürre, und wenn, wie der Hirtendichter ſagt,

Unter jedem Baum liegen abgefallene Früchte.

Denn die Schweine ſind unerſättlich, überlaſſen ſich der unmäßigen Freßbegierde, und haben daher im Sommer Noth vom Wachsthume der Milz. Man hilft ihnen, wenn man ſie Waſſer aus Trögen von Tamariſken Stämmen ſaufen läßt: denn der Saft dieſes Holzes hat Heilkräfte, und vertreibt, wenn er getrunken wird, die innerliche Geſchwulſt.

Eilfter Abſchnitt.

Dieſes Vieh kann im Frühlinge und Herbſt verſchnitten werden, und zwar auf zweyfache

Art

Art. Von der erſten habe ich ſchon gehandelt, da man nemlich zween Einſchnitte macht, und durch jeden eine Hode herausnimmt. Die andere Art iſt zwar ſcheinbarer, aber gefährlicher: ich will ſie aber doch anführen. Man macht einen Einſchnitt, nimmt eine Hode heraus, ſchneidet darauf inwendig die Haut auf, welche zwiſchen den beyden Hoden liegt, und nimmt die andere Hode mit den Fingern heraus. Bey dieſer Methode bekommt das Schwein nur eine Narbe.

Noch eins muß ich zur Beruhigung des Gewiſſens der Landleute anführen. Einige Säue freſſen ihre Ferkel: dieſes iſt aber für keine unnatürliche Sache zu halten. (173) Denn von allem Viehe können die Schweine am wenigſten den Hunger vertragen, und freſſen, in Ermangelung anderen Futters, nicht allein fremde Ferkel, wenn ſie können, ſondern auch ihre eigenen.

So hätte ich, meiner Meynung nach, ausführlich genug vom groſſen und kleinen Vieh, und

(173) Columella ſucht den Aberglauben des Landmanns zu heilen, welcher für eine Sache von böſer Bedeutung anſahe, wenn eine Sau ihre Ferkel fraß.

und ihren Hirten, welche im Felde und zu Hauſe für ſie ſorgen müſſen, gehandelt.

Zwölfter Abſchnitt.

Meinem Verſprechen im vorigen Buche gemäß, will ich nun von den ſtummen Hütern reden, wiewol die Hunde mit Unrecht ſtumme Hüter genannt werden. Denn welcher Menſch kann wohl ein Thier, oder einen Dieb, heller und lauter anzeigen, als ein Hund mit ſeinem Bellen thut. Kein Diener liebt ſeinen Herrn ſtärker, kein Gefährte iſt getreuer, kein Hüter weniger zu beſtechen, kein Wächter wachſamer, kein Rächer oder Vertheidiger beſtändiger. Ein Landmann muß daher vornehmlich einen Hund kaufen und halten, der ihm ſein Gut, ſeine Früchte, ſein Geſinde und Vieh bewahrt.

Man ſchafft Hunde an, und hält ſie zu dreyfachem Behuf. Die erſte Art dienet gegen die Nachſtellungen der Menſchen: dieſe bewachet das Landgut, und was mit demſelben zuſammenhängt. Die andere Art hält die Gewaltthätigkeiten der Menſchen und der wilden Thiere ab, und beobachtet zu Hauſe die Ställe, und im Felde das Vieh auf der

Weide.

Weide. Die dritte Art hält man zur Jagd: dieſe aber bringt dem Landmann nicht allein keinen Nutzen, ſondern hält ihn auch von der Arbeit ab, und macht ihn träge. Ich darf alſo nur von den Haus- und Hirtenhunden reden, weil die Jagdhunde nicht zum Ackerbau gehören.

Der Hofhund muß ſtark und hell bellen, damit der Dieb, wenn er ihn hört, noch mehr aber, wenn er ihn ſiehet, in Schrecken gerathen möge, und oft ſchon, ohne ihn zu ſehen, vor ſeinem fürchterlichen Brummen die Flucht nehme. Er muß nur eine Farbe haben, und zwar iſt die weiſſe Farbe bey dem Hirtenhunde die beſte, und bey dem Haushunde die ſchwarze: ſcheckig muß keiner von beyden ſeyn. Die Hirten haben am liebſten weiſſe Hunde, weil ſie dadurch den wilden Thieren unähnlich ſind: denn iſt der Hund nicht weiß, ſo muß der Hirt genau Achtung geben, wenn er bey dunkler Morgenszeit, oder auch in der Dämmerung, die Wölfe verjagen will, daß er nicht anſtatt des Wolfes ſeinen eigenen Hund trifft. Der Haushund, welchen man gegen die Diebe hält, ſiehet fürchterlicher aus, wenn er ſchwarz iſt, falls etwann die Diebe bey hellem Tage kommen

ſollten:

ſollten: und bey Nacht iſt er wegen ſeiner ſchwarzen Farbe nicht ſichtbar, und kann die Diebe in der Dunkelheit deſto ſicherer angreifen. Es iſt beſſer, wenn der Hund vierſchrötig, als lang oder kurz iſt, ſein Kopf muß ſo groß ſeyn, daß er den größten Theil ſeines Leibes auszumachen ſcheint, ſeine Ohren müſſen herabhängen, ſeine Augen ſchwarz oder grau, und brennend ſeyn, die Bruſt breit und zottig, die Schulterblätter breit, die Schienbeine dick und rauch, der Schwanz kurz, die Gelenke und Nägel an den Füßen breit, wie ſie denn auch bey den Griechen von der Breite den Namen haben. So muß die äuſſerliche Geſtalt eines guten Haushundes beſchaffen ſeyn. Ihrer Gemüthsbeſchaffenheit nach müſſen ſie weder allzuſanftmüthig, noch auch wild und grauſam ſeyn. Im erſten Fall liebkoſen ſie auch den Dieben, und im letzteren fallen ſie auch die Leute im Hauſe an. Es iſt genug, wenn ſie ernſthaft und nicht ſchmeichelhaft ſind, daß ſie auch zuweilen den Mitknechten (174) zornige Blicke

(174) Nach der vorgefaßten Meynung der Römer, da ſie ihren Knechten die Rechte der Menſchheit verſagten, nennet hier Columella die Sclaven Mitknechte des Hundes.

Blicke geben, auf fremde aber allezeit los- fahren. Vornehmlich aber müſſen ſie wach- ſam ſeyn, nicht herumlaufen, ſondern an Ort und Stelle bleiben, und mehr vorſichtig, als unbedachtſam verfahren. Jene bellen nicht ohne zuverläßige Veranlaſſung, dieſe laſſen ſich durch ein vergebliches Geräuſch und falſchen Argwohn aufbringen. Ich habe nö- thig gefunden, dieſes zu bemerken, weil die Gemüthsbeſchaffenheit der Hunde nicht bloß von der Natur, ſondern auch von der Erzie- hung abhängt. Kauft man alſo einen Hund, ſo wählet man ihn von ſolcher Beſchaffenheit; ziehet man ihn ſelbſt auf, ſo richtet man ihn nach dieſer Vorſchrift ab. Daran iſt wenig gelegen, ob die Haushunde ſchwerfällig und nicht geſchwinde ſind. Denn ihre Verrich- tungen geſchehen mehr in der Nähe und durch einen Anſprung, als in der Ferne und durch weites Laufen. Sie bleiben allezeit auf dem Hofe und in dem Hauſe, ohne ſich weiter zu entfernen, und ſie verwalten ihre Pflicht gut genug, wenn ſie die Ankunft der Fremden ge- ſchickt riechen, ſelbige durch ihr Bellen er- ſchrecken, und nicht näher kommen laſſen, und wenn ſich jemand nicht abhalten laſſen will, ihn heftig anfallen: die Hauptſache iſt

nemlich, daß ſie ſich nicht ankommen laſſen; wenn man ihnen aber doch auf dem Leib kommt, daß ſie ſich mit Muth und Beharrlichkeit zu rächen ſuchen. Dieſes gilt von den Haushunden.

Von den Hirtenhunden iſt folgendes zu beobachten. Ein Viehhund darf nicht ſo mager und geſchwinde ſeyn, als ein Jagdhund, welcher Gemſen, Hirſche, und die geſchwindeſten Thiere verfolget; er muß aber auch nicht ſo fett oder ſchwerfällig ſeyn, als ein Hof- oder Haushund, ſondern er muß ſtark, etwas hurtig und beherzt ſeyn, weil man ihn zum Gefecht und zum Lauf gebraucht: denn er muß den Angriff des Wolfs abhalten, dieſen wilden Räuber auf der Flucht einholen, ihm die Beute entreiſſen und wegnehmen. Zur Erfüllung dieſer Abſichten iſt er folglich geſchickter, wenn er lang und ſchmächtig, als wenn er kurz und unterſetzt iſt, weil bisweilen Geſchwindigkeit nöthig iſt, um den Wolf einzuholen. In Anſehung der übrigen Gliedmaſſen kann er dem Haushunde ähnlich ſeyn.

Man futtert beyde Arten von Hunden ungefehr auf gleiche Art. Sind die Ländereyen ſo weitläuftig, daß Viehheerden daraufge-

halten

halten werden, ſo giebt man allen Hunden ohne Unterſcheid Gerſtenmehl mit Molken. Iſt das Feld mit Bäumen beſetzt und ohne Weide, ſo futtert man ſie mit Dinkel- oder Weizenbrod, womit man laulichen Saft von gekochten Bohnen vermiſcht; denn wenn er heiß wäre, würden ſie toll werden.

Den Hunden ſowol männlichen als weiblichen Geſchlechts muß man nicht erlauben ſich zu belaufen, ehe ſie ein Jahr alt ſind. Geſchiehet es, wenn ſie noch jünger ſind, ſo verzehret es ihren Körper und Kräfte, und ſie ſchlagen aus der Art. Wenn eine Hündinn zum erſtenmal wirft, muß man ihr die Jungen wegnehmen, weil ſie dieſelben nicht gehörig ſäugt, und doch dabey ganz von Kräften kommt. Die Hunde behalten die Kräfte ihrer Jugend zur Erzeugung bis ins zehnte Jahr, nachher ſcheinen ſie nicht mehr geſchickt zum Belaufen, und Hunde, welche von alten Hunden gezeugt werden, ſind träge. Die Hündinnen ſind fruchtbar bis ſie neun Jahr alt ſind: nach dem zehnten Jahre ſind ſie nicht mehr brauchbar.

Die jungen Hunde muß man in dem erſten halben Jahre nicht auslaſſen, es ſey denn, um mit ihrer Mutter zu ſpielen, ſondern man

muß ſie erſt zu Kräften kommen laſſen: her⸗nach liegen ſie bey Tage an der Kette, und werden des Nachts losgelaſſen. Wenn ſie ihre angebohrne gute Art behalten ſollen, müſſen ſie keine andere Hündin ſaugen, weil die Milch und Geſinnung der Mutter noch einen grösseren Einfluß auf die Neigungen des jungen Hundes, als auf das Wachsthum ſeines Körpers hat. Hat die Hündinn, welche geworfen hat, keine Milch, ſo giebt man den jungen Hunden Ziegenmilch, bis ſie vier Monate alt ſind.

Die Namen, welche man ihnen giebt, müſſen nicht ſehr lang ſeyn, damit ſie deſto geſchwinder hören, wenn ſie gerufen werden, doch müſſen die Namen auch nicht kürzer ſeyn, als zwo Silben, z. E. Scylax, Grauſam, Lakon, Hurtig, Eilig, Stärke, Kraftreich, Wölfin, Hindin, Tyger.

Den Schwanz muß man den jungen Hun⸗den, wenn ſie vierzig Tage alt ſind, folgen⸗dermaßen verſchneiden; es gehet ihnen eine Sehne durch alle Gelenke des Rückgrads bis an das äuſſerſte Ende des Schwanzes: dieſe faſſet man ſo feſt als möglich, ziehet ſie etwas heraus, und bricht ſie ab, wodurch der Schwanz verhindert wird, eine häßliche

Länge

Länge zu bekommen, und, wie der gröſte Theil der Hirten verſichert, ſo wird der den Hunden tödlichen Tollheit dadurch vorgebeuget. (175)

Dreyzehnter Abſchnitt.

Im Sommer pflegen die Fliegen den Hunden die Ohren ſo wund zu machen, daß ſie ſolche oft ganz verlieren. Um dieſes zu verhindern, ſchmieret man geſtoſſene bittere Nüſſe auf die Ohren. Schwären ſie aber ſchon wirklich, ſo tröpfle man gekochtes Pech mit Schweinsfett in die Wunden.

Auch die Hundswürmer fallen ab, wenn man ſie hiermit beſtreicht, denn mit der Hand muß man ſie nicht abreiſſen, weil ſie, wie oben erinnert (176) iſt, Geſchwüre veranlaſſen.

(175) Dieſe in Abgang gekommene Methode wäre werth hergeſtellet zu werden, wenn es wahr ſeyn ſollte, daß dadurch der Tollheit vorgebeugt werden könnte: wiewol ich den Zuſammenhang davon nicht einſehe.

(176) Unſerm Columella iſt hier ein Gedächtnißfehler entwiſchet: denn in dem vorigen findet ſich nichts von den Hundswürmern.

Wenn die Hunde von Flöhen geplagt ſind, hilft man ihnen auf folgende Weiſe; man be- ſchmiert ſie mit geſtoſſenem Kümmel, mit eben ſo viel Nieswurz und Waſſer vermiſcht; oder man gießt ihnen Schlagengurkenſaft, oder, in Ermangelung deſſen, alte Oelhefen über den ganzen Leib.

Haben ſie die Rände, ſo ſtöſſet man gleich- viel Mondklee und Leindotter, vermiſcht es mit zerlaſſenem Pech, und beſchmiert die ſchadhaften Theile: welches Mittel auch bey Menſchen gute Dienſte thun ſoll. Iſt dieſe Krankheit aber heftiger, ſo kann man ſie mit Cedernöl vertreiben.

Die übrigen Krankheiten heilet man, wie von dem andern Vieh gezeiget iſt.

So viel vom kleinen Vieh. Im folgenden Buche will ich von den Vögeln, den Fiſchen, und dem Wilde, welches man auf dem Lande hält, handeln.

Ende des erſten Bandes.

Wenn die Hunde von Flöhen geplagt ſind, hilft man ihnen auf folgende Weiſe; man beſchmiert ſie mit geſtoſſenem Kümmel, mit eben ſo viel Nieswurz und Waſſer vermiſcht; oder man gießt ihnen Schlagengurkenſaft, oder, in Ermangelung deſſen, alte Oelhefen über den ganzen Leib.

Haben ſie die Rände, ſo ſtöſſet man gleichviel Mondklee und Leindotter, vermiſcht es mit zerlaſſenem Pech, und beſchmiert die ſchadhaften Theile: welches Mittel auch bey Menſchen gute Dienſte thun ſoll. Iſt dieſe Krankheit aber heftiger, ſo kann man ſie mit Cedernöl vertreiben.

Die übrigen Krankheiten heilet man, wie von dem andern Vieh gezeiget iſt.

So viel vom kleinen Vieh. Im folgenden Buche will ich von den Vögeln, den Fiſchen, und dem Wilde, welches man auf dem Lande hält, handeln.

Ende des erſten Bandes.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Columella, Lucius Iunius Moderatus,

Lucius Junius Moderatus Columella Zwölf Bücher von der Landwirthschaft

Bd.: [1]

Hamburg ; Bremen 1769

A.lat.b. 838 a-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10245140-0
VD18 80098177